

# **Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. - 5.1954**

Landesgeschichtl. Vereinigung  
Berlin  
1954

Jahrbuch  
für  
brandenburgische  
Landesgeschichte

1954

# Jahrbuch

für

## brandenburgische Landesgeschichte

### 5. Band

Herausgegeben  
im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung  
für die Mark Brandenburg e. V.

von  
Martin Henning und Dr. Heinz Gebhardt

## Hoppe-Jahrbuch

Berlin  
1 9 5 4

Auslieferung durch die Fontane-Buchhandlung  
Dora Pohlmann, Berlin-Neukölln, Hermannstr. 54





Unserm hochverehrten und getreuen Ehrenmitglied  
Herrn Universitätsprofessor Dr. Willy Hoppe  
(\* 13. 2. 1884)  
zum siebenzigsten Geburtstag  
gewidmet.

Landesgeschichtliche Vereinigung  
für die Mark Brandenburg e. V.  
(gegr. 1884)

# I N H A L T

Dr. Ernst K a e b e r:	
Willy Hoppe als märkischer Historiker (mit Anhang „Veröffentlichungen von Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe“)	7
Dr. Hermann F r i c k e:	
Fontanes Historik (mit 3 Abb. im Text)	13
Albert L u d e w i g:	
Markt und Kaufhaus im mittelalterlichen Spandau (mit 5 Abb. im Text)	23
Dr. Eberhard F a d e n:	
Der Berliner Tumult von 1615 (mit 1 Abb. im Text und einer Tafel)	27
Dr. Rudolf L e h m a n n:	
Lübbenau im Revolutionsjahr 1848 (mit 2 Abb. im Text)	45
Dr. Curt M e y e r:	
Das Theater Franz Wallners (1855—1867) (mit 8 Abb. im Text)	54
Wilhelm E u l e r t:	
Julius Schoppe — ein Maler des Biedermeier (mit 1 Abb. im Text und 2 Tafeln)	66
Dr. Hermann K ü g l e r:	
Der Maler Gottlob Samuel Rösel und Goethe (mit 4 Abb. im Text und einer Tafel)	68
Univ.-Prof. Dr. Friedrich S o l g e r:	
Die Entstehung der Buckower Landschaft (mit 5 Abb. im Text)	81
Dr. Otto K o r n:	
Wabrenze — Lorenzfeld	
Zur Wüstungskunde der Altmark	86
Dr. Emil S c h w a r t z:	
Der Handelsstand in Prenzlau vom Dreißigjährigen Kriege bis zur Einführung der Gewerbefreiheit	89
Dr. Hans E. P a p p e n h e i m:	
Geographie als Rüstzeug Theodor Fontanes	95
Martin H e n n i n g:	
Das festliche Jahr	103
Personen- und Ortsverzeichnis	105

### **Zu unseren Bildern:**

Fricke, Fontanes Historik

S. 13 Fontaneporträt aus Heilborn, Das Fontane-Buch S. 80. — S. 19 und 21 Abb. aus M. Krammer, Fontanes engere Welt S. 40 und Tafel 6.

Ludewig, Markt und Kaufhaus im mittelalterlichen Spandau

S. 24—27 5 Abb. nach Zeichnungen des Verfassers.

Faden, Der Berliner Tumult von 1615

S. 35 Plan von Memhardt, dazu Legende gezeichnet von K. Pomplun. — Tafel I. Die Bildvorlagen von den Gemälden im Jagdschloß Grunewald verdanken wir Fräulein Dr. Grete Kühn.

Lehmann, Lübbenau im Revolutionsjahr 1848

S. 45 Wappen von Lübbenau: In Blau ein rechtshin schwimmender, silberner Fisch zwischen drei, zu 1 : 2 gestellten Sternen. — S. 51 Schloß Lübbenau nach einem Original aus dem Besitz von Herrn Dr. Lehmann.

Meyer, Das Theater Franz Wallners

Abb. S. 55, 56, 57, 59 und 65 aus der Sammlung des Verfassers. Abb. S. 61 und 63 aus dem Archiv der Staatsoper Unter den Linden.

Eulert, Julius Schoppe

S. 67 J. Schoppe und A. von Kloeber 1839. Zeichnung von Franz Krüger. — Tafel II und III nach Aufnahmen im Besitz von Herrn W. Eulert.

Kügler, Der Maler Gottlob Samuel Rösel und Goethe

Abb. S. 71 Aquarell von Rösel: Obere Terrasse von Sanssouci. Plankammer der Verwaltung der Schlösser (Potsdam). — S. 75 und 80 Faksimile, für die wir den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar danken. — Tafel V Blick auf Glienicke von S. Rösel 1828 (Rötel; Potsdam Schloß Charlottenhof).

Solger, Die Entstehung der Buckower Landschaft

S. 81, 82, 84 und 85 Abb. nach Entwürfen des Verfassers.

## Willy Hoppe als märkischer Historiker

Zwei Leitgedanken stehen über allem, was Willy Hoppe der märkischen Geschichte gegeben hat, und es ist kein Zufall, sondern Ausdruck der inneren Folgerichtigkeit seines Schaffens, wenn er diese Leitsätze schon in seiner ersten, einem märkischen Thema gewidmeten Schrift ausgesprochen hat, in seiner Geschichte des Klosters Zinna. „Gewappnet mit dem Rüstzeug historischer Kritik, aber zugleich erwärmt von treuer Liebe zur märkischen Heimat“ hatte er dieses Buch schreiben wollen. Die Liebe zur Heimat brachte der junge Historiker, der in Berlin, der alten Hauptstadt der Mark Brandenburg, geboren war und hier auf Gymnasium und Universität das geistige Fundament des Wissens und der Bildung gelegt hatte, als einen Bestandteil seines menschlichen Wesens mit sich. Die historische Kritik hatte er in Dietrich Schäfers Seminar, dieser strengen Schule der Wissenschaft, in sich aufgenommen. In Schäfers Vorlesungen hatte er auch gelernt, den Blick auf die großen Zusammenhänge des deutschen Schicksals zu lenken, das Einzelne mit dem Ganzen zu verbinden. Und aus Wort und Schrift von Max Lenz, dem zweiten Gestirn, das über seiner Studienzeit leuchtete, hatte er die Bedeutung der Form für jede fruchtbare Tätigkeit auf geschichtsschreibendem Gebiete erkannt.

Hoppes Dissertation, die dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg gewidmet war (1908), zeigt schon das Streben, auf Urkunden und Chroniken eine lebendige Schilderung aufzubauen. Sie hat ihm auch den Weg zur märkischen Geschichte geöffnet, denn Kloster Zinna, dem seine nächste Arbeit galt, war eine Gründung eben jenes Erzbischofs Wichmann. Die Schrift beruht auf der Heranziehung selbst entlegenster Quellen und der Spezialliteratur über die verschiedensten, mit einer mittelalterlichen Klosterwirtschaft zusammenhängenden Gegenstände, der Honiggewinnung etwa, der Ausbeutung von Kalkbrüchen oder der Nutzung eines großen Waldbesitzes. Ein wertvoller Urkunden- und Quellenteil ist der Darstellung angefügt. Der Text hält sich — und das wird ein Charakteristikum aller Arbeiten Hoppes sein — frei von verlockenden, aber nicht in den Quellen begründeten Hypothesen. Hoppe hat das selbst in dem Vorwort des Buches angedeutet: es sei rühmlich, bei dem Fehlen von genügenden Kenntnissen „das goldene Wort *nescio* auszusprechen, das die Weisen anzuwenden sich nicht scheuen“.

Eine Nebenfrucht dieser Untersuchung war der schon vorher erschienene Aufsatz über die Leinewebergilde in Luckenwalde, die durch das Kloster Zinna, das dieses Städtchen besaß, 1493 gegründet wurde. Die sorgfältige Untersuchung der Gründungsurkunde veranlaßte den Verfasser zu einer Beleuchtung aller sonst bekannten märkischen Leinewebergilden und führte damit über den engen Rahmen des Themas zu einer vergleichenden Geschichtsbetrachtung.

Eine Gefahr für das Fortschreiten auf dem so glücklich begonnenen Wege schien die Berufung Hoppes zum Leiter der Sächsischen Landtagsbibliothek heraufzubeschwören. In der Tat hat er sich in Dresden der Geschichte Sachsens zugewandt, der die 1919 erschienene Abhandlung „Markgraf Konrad von Meißen“ gewidmet ist. Sie war nach dem Urteil eines so strengen Kritikers wie Professor Hofmeister „durchweg wohl durchdacht und das oft recht spröde Quellenmaterial vollständig herangezogen und gefällig verarbeitet“. Stand diese biographische Arbeit schon insofern der märkischen Geschichte nahe, als Conrad von Meißen ein Zeitgenosse Albrechts des Bären war, so wurde Hoppe bald darauf dem sächsischen Seitenweg durch seine Rückkehr nach Berlin entzogen; hier wurde ihm die bedeutende Stellung als Direktor der Industrie- und Handelskammerbibliothek zuteil. Es war ein Amt, das die ganze Kraft eines Mannes in Anspruch genommen hätte, in dem nicht ein so unüberwindlicher Drang zu wissenschaftlichem Schaffen lebte und ein so hohes Gefühl für die eigene Verantwortlichkeit vor dem Geist der heimatlichen Geschichtsforschung. Nur dadurch wurde es ihm möglich, die „Geschichte der Mark Brandenburg in ihren Grundzügen“ in dem „Märkischen Heimatbuch“ erscheinen zu lassen, das die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege 1924 herausgab. Es war ein glücklicher Gedanke, diesen Teil des Heimatbuches auch als Sonderdruck herauszugeben, der mit dem Heimatbuch mehrere Auflagen erlebte. Über die dritte, die 1935 erschien, urteilte Johannes Schultze in den „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte“, daß durch diesen Beitrag das Heimatbuch „unentbehrlich für jeden sei, der sich ernsthaft mit unserer Landesgeschichte befaßt“. Und in der Tat, diese knapp 80 Seiten stellen eine in Form und Inhalt ausgezeichnete Leistung dar. Die Schilderung ist trotz der Beschränktheit des Hoppe zur Verfügung gestellten Raumes immer lebendig und wird allen Gebieten der märkischen

Geschichte, den politischen sowohl wie den wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Strömungen gleich gerecht. Die vorbildliche Gründlichkeit schon der ersten Auflage wird dadurch deutlich, daß ihr Text in die dritte Auflage fast unverändert übernommen werden konnte. Doch wurde für sie sorgfältig die neueste Spezialliteratur herangezogen, und gelegentlich wurden kleine, aber wohl überlegte Veränderungen vorgenommen. Es hieß nun nicht mehr „die Fehme wird in der Mark heimisch“, sondern „die Fehme dringt in die Mark ein“, oder die „rohen Züge des abenteuernden Koloniallandes“, die dem märkischen Adel des Mittelalters zugeschrieben wurden, verwandelten sich in die „energischen, derberen Züge des Koloniallandes“. Dagegen hat der Verfasser der naheliegenden Versuchung, in die nach 1933 erschienene letzte Auflage antisemitische Wendungen aufzunehmen, nicht nachgegeben. Die Rolle der märkischen Juden wird wie bisher nur ein Mal, bei der Darstellung der Zeiten des Mittelalters, kurz und sachlich erwähnt.

Als der Abriß der märkischen Geschichte erschien, hatte Hoppes, ein hohes Maß von aufopfernder Kleinarbeit fordernde, Mitwirkung an der Herausgabe der Kunstdenkmäler der Mark Brandenburg schon begonnen. Der langjährige, verdiente Bearbeiter des historischen Teiles dieser großen Publikation, Willy Spatz, war im November 1920 unerwartet gestorben und hatte für den Band über den Kreis Prenzlau zwar noch die geschichtlichen Vorbemerkungen zu den einzelnen Ortschaften, aber nicht mehr die allgemeine Einleitung über die Entwicklung des Kreises verfassen können. Diese gab nun Hoppe, klar, knapp, bis auf die Gegenwart fortgeführt. Der Kreis Königsberg (N/M) folgte 1928, in seinen ortsgeschichtlichen Teilen das alleinige Werk Hoppes. Alles war aus den Quellen gearbeitet, in erster Linie denen des Geheimen Staatsarchivs. Die Einleitung zeugte von der Kunst, mit wenigen Worten viel zu sagen und allgemeine Betrachtungen durch Einzelzüge lebendiger zu machen. Die Geschichte der Stadt Königsberg, für die es keine befriedigende Darstellung gab, mußte völlig aus den ursprünglichen Quellen aufgebaut werden. Zwar besteht der Text, wie unvermeidlich, vielfach nur aus Stichworten, ist aber doch gut lesbar. Der letzte Band dieser Reihe, dem sich Hoppe widmete, behandelte den Kreis Angermünde, der in einzelnen Heften zwischen 1927 und 1935 herauskam. Die gleichen Vorzüge, die für den Kreis Königsberg galten, treffen auch für diesen Band zu. Besonders hervorheben möchte ich die Darstellung der alten Stadt Oderberg, der eine „geschichtliche Ortsbeschreibung mit Plänen“ beigelegt wurde.

Diese Arbeiten gingen nicht nur neben den Pflichten des Bibliothekars her, sondern auch neben denen des Dozenten. Am 10. Juli 1924 hatte sich Hoppe an der Universität Berlin mit einer Vorlesung über „Ergebnisse und Ziele der märkischen Landesgeschichte“ habilitiert, die in den „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte“ gedruckt wurde. Als die neue Aufgabe wurde es darin bezeichnet, „die Geschichte des Landes unter Heranziehung von Vorgeschichte, Geologie, Baukunst und Sprachdenkmälern darzustellen, dabei aber immer die historische Methode zugrunde zu legen.“ Als eine Vorbereitung auf die Aufgaben des Universitätslehrers, die mit den Jahren, besonders nach der Ernennung zum Professor, immer mehr in den Vordergrund traten, dürfen wir die umfangreiche Vortragstätigkeit im Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg ansehen, dessen Vorsitzender er später für lange Jahre wurde. Sie hat 1911 begonnen und war auch während Hoppes Dresdener Zeit, abgesehen von den Kriegsjahren, fortgeführt worden. Sie hat vielfach ihren Niederschlag in späteren Veröffentlichungen gefunden. Die Themen galten mit Vorliebe den Zusammenhängen zwischen Geschichte und Landschaft, den Problemen der Kolonisation des deutschen Ostens und der städtischen Siedlung. Der Weg, auf dem Hoppe diese Probleme zu lösen suchte, wurde einem größeren Kreise deutlich auf den Frühjahrsfahrten der märkischen Geschichtsvereine, sobald Hoppe die Führung übernahm. Wer diese Fahrten mitgemacht hat, wird die Einführungen in das Zusammenklingen von Landschaft und Siedlung nicht vergessen.

Beispiel einer solchen Deutung ist das kleine Buch „Lenzen 929—1929“. Es ist der vorbildliche Typ einer wissenschaftlichen Kleinstadtgeschichte. In ihr findet ihr Verfasser — ich darf die Worte aus meiner damaligen Besprechung in den „Forschungen“ wiederholen — „auf Grund strengster historischer Methode für die großen und die kleinen Geschehnisse den ihnen entsprechenden sprachlichen Ausdruck“. Einer bedeutenden und viel behandelten Epoche der märkischen Geschichte dagegen gilt der Aufsatz „Die Quitzows“ (1930). Er gibt eine wohl abschließende Würdigung der positiven und der negativen Rolle, die dieses Adelsgeschlecht in der brandenburgischen Geschichte gespielt hat. Hoppe zeigt sich hier als ein Schriftsteller, der auch das persönliche Element in den Geschehnissen zu würdigen weiß. So war er berufen, zwei seiner Vorgänger in ihrem Wirken für Forschung und Geschichtsschreibung zu schildern. Im märkischen Geschichtsverein sprach er 1927 über die Leistung des soeben verstorbenen Georg Sello, dem wir bahn-

brechende Studien vor allem zur märkischen und berlinischen Rechtsgeschichte verdanken. Hoppe nannte ihn „einen Mann der kritischen Tat mit der Ehrfurcht vor der Vergangenheit, dem echter Forschergeist eigen ist“. Mit feinem Einfühlungsvermögen zeichnete er einige Jahre darauf die anziehende Persönlichkeit und das reiche, wenn auch nicht immer objektiver Kritik standhaltende Schaffen Karl Friedrich Klödens, des ersten Direktors der Berliner Gewerbeschule, der Vorläuferin der preußischen Oberrealschulen, und Verfassers umfangreicher Werke über die Quitzows und den Falschen Woldemar.

Als nach dem zweiten Weltkriege sich Hoppe die Möglichkeit zu wissenschaftlicher Arbeit wieder eröffnete, galt ihr bedeutendstes Ergebnis der Geschichte des gesamten Deutschlands. Von ihm stammen die dem Mittelalter gewidmeten, eindringende Forschung mit literarischer Gestaltungskraft vereinenden Lebensabrisse in dem „Biographischen Wörterbuch zur Deutschen Geschichte“ (München 1952). Der Freund märkischer Geschichte wird hier die aufschlußreichen Artikel über die in der Mark regierenden Herrschergeschlechter und ihre geschichtlich wirksam gewordenen Mitglieder begrüßen. Von dieser verantwortungsvollen Arbeit frei, hat sich Hoppe wieder brandenburgischen Themen zugewandt. Seine Vorträge in der Landesgeschichtlichen Vereinigung und die in unserm Jahrbuch erschienenen Abhandlungen geben davon Zeugnis.

Was Willy Hoppe als akademischer Lehrer für die Heranbildung der jungen Generation geleistet hat, kann nur von einem Angehörigen dieser Generation gewürdigt werden. Aber darin wird er mit uns Älteren übereinstimmen, daß wir uns dem Freunde dankbar verbunden fühlen und uns mit seinem Bestreben identifizieren, in der Geschichtsschreibung der Mark nicht die trockene, im Material steckenbleibende Altertumswissenschaft herrschen zu lassen. Ihm wie uns geht es um ein Höheres: aus der Vergangenheit die Kräfte zu lösen, die in ihr ruhen und die Wesensart des märkischen Landes und seiner Menschen bestimmen.

## Veröffentlichungen

von

### Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe

1908

1. Erzbischof Wichmann von Magdeburg, Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 43, 134—294.

1909

2. Erzbischof Wichmann von Magdeburg. Exkurse. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 44, 38—47.
3. Notizen zum Kalender des Bistums Havelberg. FBPG 22, 580—586.
4. Ein Domherr am Ausgang des XIII. Jahrhunderts. Deutsche Geschichtsblätter 10, 312—326. (der Meißner Kanoniker Dietrich von Torgau, † 1299).

1911

5. Eine mittelalterliche Leinewebergilde in Luckenwalde unter Berücksichtigung der märkischen Leinewebergilden. FBPG 24, 529—545.
6. Notizen des 16. und 17. Jahrhunderts aus dem Liber Quodlibeticus des Pfarrers Dionysius (in Schlenzer bei Jüterbog). Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 46, 318—323.

1912

7. Zur Geschichte des Klosters Chorin. FBPG 25, 235—237.
8. Der Beginn der Kolonisierung des Barnim (Vortrag). FBPG 25, SB. 13.
9. Der Golm bei Jüterbog, ein Wallfahrtsort (Vortrag). FBPG 25, SB. 6.

1913

10. Staufer (1125—1273). Forschungsbericht f. d. J. 1910. Jahresberichte der Geschichtswissenschaft 34, II 1—8.

1914

11. Kloster Zinna. Ein Beitrag zur Geschichte des ostdeutschen Koloniallandes und des Cistercienserordens. Mit 2 Karten. (Veröffentlichungen des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg) München u. Leipzig, Duncker und Humblot 1914. XIV, 275 S.

1915

12. Zur neueren Literatur über Kloster Chorin. FBPG 28, 554—563.

1918

13. Elsaß-Lothringen. Land und Volk, Geschichte, Wirtschaft und Kultur (Kriegsschriften des Kaiser-Wilhelm-Dank-Heft 121) Berlin, Verlag Kameradschaft 32 S.
14. Register zu den Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte Bd. 11—30 (1898—1918). FBPG. 30, 369—459.

1919

15. Markgraf Konrad von Meißen, der Reichsfürst und der Gründer des wettinischen Staates. Neues Archiv für Sächs. Geschichte u. Altertumskunde 40, 1—53. (auch als Sonderdruck im Buchhandel Dresden 1919. 53 S.)
16. Zur Frage sächsisch-thüringischer Urkundenpublikation. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 67, 237—241.



## 1920

17. Märkische Geschichte im Rahmen brandenburgischer Heimatkunde. Brandenburgia. Monatsblatt 29, 19—22.

## 1921

18. Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg. Bd. 3, F. 1: Kreis Prenzlau. Geschichtl. Einleitung p. XVIII—XLVIII. Berlin, Vossische Buchhdlg. 40.  
19. Historisch-geographische Zusammenhänge der Geschichte der Mark Brandenburg (Vortrag.) FBPG. 33, SB. 15.  
19a. Wanderarmenfürsorge im märkischen Mittelalter. Brandenburg, Zeitschrift für Heimatkunde u. Heimatpflege Jg. 1 (1921), S. 19—20.

## 1922

20. Besprechung von H. Krabbo, Markgraf Woldemar von Brandenburg. FBPG 34, 135—138 (behandelt das Aufkommen des Beinamens „der Große“ für Woldemar).  
21. Die Städtegründungen in der nördlichen Uckermark (Vortrag). FBPG. 34, SB. 14.

## 1922—1933

22. Deutsche Landschaften. Histor. Zeitschr. 125—148 (regelmäßiges Referat über die entsprechende geschichtliche Literatur).

## 1923

23. Kolonisationsgeschichtliche Probleme. (Vortrag). FBPG. 35, SB. 11.  
24. Die Mark und ihre Kunstdenkmäler. Der Märkische Wanderer 9 Nr. 2.

## 1924

25. Landesgeschichte der Mark Brandenburg in ihren Grundzügen (bis zur Bildung der Provinz Brandenburg). Märk. Heimatbuch. Hrsg. von der Staatl. Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen S. 163—256.  
26. — 2. Aufl. S. 163—256.  
27. Mittenwalde. Was Lage und Bauten von seiner Geschichte verraten. Märk. Heimat 2, 49.  
28. Das Ziel der landesgeschichtlichen Forschung. Brandenburgia. Monatsblatt. 33, 19—23.  
28a. Geschichtliche Streifzüge durch die nördliche Zauche von Groß-Kreutz bis Lehnin. In: Zum 25jährigen Bestehen der Lehniner Kleinbahn... am 18. Oktober 1924. (Strausberg, Druck der Brandenburgischen Provinzialdruckerei 1924) S. 25—34.

## 1925

29. Ergebnisse und Ziele der märkischen Landesgeschichte. FBPG 37, 181—193. (Antrittsvorlesung an der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin am 10. Juli 1924).  
30. Die Prignitz und Wittstock. Brandenburgia. Monatsblatt 34, 70—76.  
31. Die Entstehung der städtischen Siedlungen des Havellandes. (Vortrag). FBPG. 37, SB. 2.  
32. Das Ziel landesgeschichtlicher Forschung. (Vortrag). FBPG. 37, SB. 9.  
33. Karl von Waldow (Parlamentarier, 1804—74) Deutscher Aufstieg. Hrsg. von Hans v. Arnim u. Georg v. Below, Bln., Franz Schneider-Verlag. S. 135—138.  
34. Wehrkirchen auf dem Teltow 22, 6—28. (mit 12 Zeichnungen von W. Reichner).  
35. Das Mühlentor in Mittenwalde. M. 1 Abb. Teltower Kreiskalender 22, 65—66.

## 1926

36. Karl Friedrich Klöden, der Mensch und der märkische Historiker. Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 43, 1—8. (auch als Sonderdruck im Buchhandel Berlin 1926. 24 S.).  
37. Das Wachstum der Mark und Provinz Brandenburg. Brandenburgisches Jahrbuch 1, 1—7.  
38. Brüssow und die Stegelitze. Heimatkalender für den Kreis Prenzlau 1, 72—74.

## 1927

39. Das Erzstift Magdeburg und der Osten. Histor. Zeitschrift 135, 369—381.  
40. Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg Bd. 7, F. 1: Kreis Königsberg/Nm. — H. 2: Die Stadt Königsberg. — H. 3: Die nördlichen Orte. — H. 4: Die Stadt Cüstrin. — Berlin Vossische Buchhandlung.  
41. Dasselbe. Bd. 3, T. 3: Kreis Angermünde. — H. 2: Die Stadt Angermünde. — H. 3: Kloster Chorin. — Berlin: Vossische Buchhandlung. (die geschichtlichen Abschnitte).  
42. Die Geschichte derer v. Waldow bearb. von Willy Spatz, nach dessen Ableben vollendet von Willy Hoppe. Mit 14 Stammtaf. Berlin, Druck von Rob. Rohde G.m.b.H. 244 S. 4<sup>o</sup>.  
43. Von Urkunden, Chroniken und alten Drucken der Mark Brandenburg. Brandenburgisches Jahrbuch 2, 3—12.  
44. Die Hansa und der Osten. (Hansische Volkshefte. Hrsg. vom Hansischen Geschichtsverein. H. 14). Bremen, Friesen-Verlag. 24 S.  
45. Georg Sello, ein märkischer Forscher. FBPG. 39, 300—312.  
46. Brandenburg. Forschungsbericht f. d. J. 1925. Jahresberichte für deutsche Geschichte 1, 506—511.  
47. Alte Grenzen, Zugänge und Wege des Teltow. Teltower Kreiskalender 24, 4—32. (mit 14 Karten u. 12 Zeichnungen von W. Reichner).

## 1928

48. Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg Bd. 7, T. 1: Kreis Königsberg/Nm. — H. 1: Einleitung. — H. 5: Die südlichen Orte. — Berlin: Vossische Buchhandlung. (die geschichtlichen Abschnitte).  
49. Zur ältesten Geschichte des Havellandes. FBPG. 41, 367—383.  
50. Brandenburg. Forschungsbericht f. d. J. 1926. Jahresberichte für deutsche Geschichte 2, 528—533.  
51. Streifzüge durch die Vergangenheit der nördlichen Uckermark. I. Aus slawischer Zeit. Heimatkalender für den Kreis Prenzlau 3, 33—34.

## 1929

52. Lenzen. Aus tausend Jahren einer märkischen Stadt. 929—1929. Lenzen (Elbe), Selbstverlag des Magistrats. 180 S.  
53. Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg Bd. 3, F. 3: Kreis Angermünde. — H. 4: Greiffenberg, Joachimsthal, Amtsbezirke Görlsdorf, Grimnitz, Altkünkendorf. — H. 5: Stadt Oderberg. Amtsbezirke Golzow, Liepe, Groß-Ziethen. — Berlin: Vossische Buchhandlung. (die geschichtlichen Abschnitte).  
54. Das tausendjährige Lenzen. Brandenburgisches Jahrbuch 4, 3—10.  
55. Brandenburg. Forschungsbericht f. d. J. 1927. Jahresberichte für deutsche Geschichte 3, 482—487.  
56. Streifzüge durch die Vergangenheit der nördlichen Uckermark. II. Vom deutschen Werden in askanischer Zeit. Heimatkalender für den Kreis Prenzlau 4, 181—182.

## 1930

57. Die Quitzows. FBPG. 43, 22—43.
58. Brandenburg. Forschungsbericht f. d. J. 1928. Jahresberichte für deutsche Geschichte 4, 407—413.
59. Streifzüge durch die Geschichte der nördlichen Uckermark. III.. Aus der Zeit der Wittelsbacher und Luxemburger. Heimatkalender für den Kreis Prenzlau 5, 194—195.

## 1931

60. Die Neumark in der ostdeutschen Geschichte. Brandenburgisches Jahrbuch 6, 39—69.
61. Brandenburg. Forschungsbericht f. d. J. 1929. Jahresberichte für deutsche Geschichte 5, 447—454.
62. Soldin um 1800. Heimatkalender des Kreises Soldin (Neumark) 10, 115—119.
63. Ein Blick in Kreisprotokolle und Kreisakten aus des Großen Kurfürsten Tagen. Teltower Kreiskalender 28, 124—126.

## 1932

64. Brandenburg. Forschungsbericht f. d. J. 1930. Jahresberichte für deutsche Geschichte 6, 358—364.

## 1933

65. Heimatkunde und Staat. Rede anlässlich der Feier des zehnjährigen Bestehens der „Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimatkunde“ bei der „Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen“ am 29. März 1933. Naturschutz 14, 141—145. 4<sup>o</sup>.

## 1934

66. Landesgeschichte als Forderung der Gegenwart. Vortrag bei der Hundertjahrfeier des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel am 1. August 1934. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 82, 1—7.
67. Grenzland im Westen der Mark Brandenburger Land. Monatshefte für Volkstum und Heimat 1, 15—17, 58—62.
68. Ein märkischer Erinnerungstag (15. April 1134). Brandenburger Land. Monatshefte für Volkstum und Heimat 1, 139—140.
69. Brandenburg. Forschungsbericht f. d. J. 1931. Jahresberichte für deutsche Geschichte 7, 389—394.
70. Brandenburg. Forschungsbericht f. d. J. 1932. Jahresberichte für deutsche Geschichte 8, 402—407.

## 1935

71. Geschichte der Mark Brandenburg in ihren Grundzügen (bis zur Bildung der Provinz Brandenburg). Märk. Heimatbuch. Hrsg. von der Staatl. Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. 3. Aufl. S. 229—307.

## 1936

72. Lehnsfolge und Ritterheer. Brandenburgische Jahrbücher 2: Märk. Soldatentum S. 67—72.
73. Märkisches Land — Grenzposten des Reiches. Deutscher Kulturwart 3, 64—71.
74. Tempelhof — ein Stück deutscher Geschichte. Festvortrag bei der 500-Jahr-Feier in der Tempelhofer Dorfkirche am 26. Sept. 1935. Teltower Kreiskalender 33, 68—72.

## 1937

75. Begegnungen mit Friedrich Solger. Die Mark 33, 116.

## 1939

76. Grundzüge der deutschen Geschichte im Mittelalter. Berlin—Wien. Verlag Spaeth u. Linde. 43 S.
77. Das Land Ruppín in unserer Geschichte. Vortrag anlässlich der Ruppiner 700-Jahr-Feier des Kreises Ruppín. Monatsblätter der Landesgeschichtl. Vereinigung für die Mark Brandenburg 44, 37—41.

## 1940

78. Die deutschen Kommissionen und Vereine für Geschichte und Altertumskunde. Unter Mitarb. von Rudolf Kötschke hrsg. von Willy Hoppe und Gerhard Lüdtke. (Minerva-Handbücher Abt. 4). Berlin, Walter de Gruyter. 307 S.

## 1942

79. So wurde Berlin. Der Weg unserer Heimat vom Brückenkopf zur Reichshauptstadt. Berliner Lokal-Anzeiger 1942 Nr. 125—129 vom 27. 5. bis 31. 5.
80. Karl der Große — ein Wegbereiter der europäischen Idee. Berlin—Rom—Tokio 4, 6—7.

## 1943

81. Otto Tschirch. Ein Nachruf. FBPG. 54, 1—10.
82. Friedrich der Große und sein ländliches Siedlungswerk. Vergangenheit und Gegenwart 33, 5—18.

## 1944

83. Brandenburgische und berlinische Geschichtsforschung auf alten und neuen Wegen. FBPG. 55, 371—399. (gedruckt, aber nicht mehr ausgegeben).
84. Der geschichtliche Weg Berlins. Volk und Reich 20, 54—62.

## 1950

85. Luther und die Mark Brandenburg. Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 1, 49—55.

## 1951

86. Biesenthal. Zur askanischen Besitzergreifung des Barnim. M. 2 Skizzen. Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 2, 26—29.
87. Mark Brandenburg. Merian 4 H. 4, 3—9.
88. Der Wedding und Berlin. Amtsblatt für Berlin 1, 149.
89. Dalldorf-Wittenau. Eine Jubiläumsbetrachtung. Amtsblatt für Berlin 1, 304—305.

## 1952

90. Biographisches Wörterbuch zur deutschen Geschichte von H. Rößler und G. Franz unter Mitarbeit von W. Hoppe. München, R. Oldenbourg. XLVIII, 968 S. (sämtl. Artikel bis 1450).
- 90a. Neue Deutsche Biographie hrsg. von der Histor. Kommission bei der Bayer. Akademie der Wissenschaften. Bd. 1: Albrecht II., Markgraf von Brandenburg (S. 161), Askanier, Brandenburgische Linie (S. 415), Askanier, Sachsen-Lauenburgische Linie (S. 415 f.), Askanier, Sachsen-Wittenbergische Linie (S. 416).
91. Einhundert Jahre Gesamtverein (der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine). Blätter für deutsche Landesgeschichte 89, 1—38.

## 1954

92. Geschichte. In: Universitas litterarum. Handbuch der Wissenschaftskunde in Verbindung mit Willy Hoppe, Günther Ludwig, Wieland Schmidt hrsg. von Werner Schuder, Berlin, de Gruyter u. Co. S. 424—456.

**Angeregte bzw. zur Prüfung angenommene  
DISSERTATIONEN**

**1929**

**Simon, Johs.** Kloster Heiligengrabe. I. Teil. Von der Gründung bis zur Einführung der Reformation 1287—1549.

**1932**

**Heise, Werner.** Die Juden in der Mark Brandenburg bis zum Jahre 1510.

**1933**

**Biedermann, Rud.** Geschichte der Herrschaft Teupitz und ihres Herrengeschlechtes, der Schenken von Landsberg.

**Moderhack, Rich.** Die ältere Geschichte der Stadt Calau in der Niederlausitz.

**Lüpke, Helmut.** Untersuchungen zur Geschichte des Templerordens im Gebiet der nordostdeutschen Kolonisation.

**Mahnkopf, Johs.** Entstehung und ältere Geschichte der havelländischen Städte.

**Wittlinger, Hellmut.** Untersuchungen zur Entstehung und Frühgeschichte der neumärkischen Städte.

**1936**

**Ludat, Herbert.** Die ostdeutschen Kietze.

**Paech, Herbert.** Amt Chorin. Geschichte, Verwaltung und wirtschaftliche Grundlagen.

**1937**

**Wille, Ulrich.** Die ländliche Bevölkerung des Osthavellandes vom Dreißigjährigen Kriege bis zur Bauernbefreiung.

**Peschke, Werner.** Das Mühlenwesen der Mark Brandenburg. Von den Anfängen der Mark bis um 1600.

**1939**

**Gressel, Hans.** Die Stadt Kyritz. Entwicklung, Verfassung und Wirtschaft bis zur Städteordnung 1808/09.

**Voß, Walter.** Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Universität Frankfurt a. O. 1506—1653.

**Schütz, Siegfried.** Die mittelalterlichen Grenzburgen der Prignitz gegen Mecklenburg.

**Wurzbacher, Gerhard.** Die Entwicklung der Sozialstruktur des Kreises Flatow von 1773 bis 1937 und die Auswirkungen auf die völkische Zusammensetzung der Bevölkerung.

**Marx, Wilhelm.** Adam Graf von Schwartzberg. Die Jahre seiner antikaiserlichen Haltung (1619—26).

**Brunner, Eva.** Schlochau. Entstehung und Entwicklung einer Verwaltungs- und Wirtschaftseinheit im deutschen Osten.

**1940**

**Hugo, Heinz.** Die Dörfer Tarmow und Hakenberg bei Fehrbellin vom 16. Jahrhundert bis zur Bauernbefreiung. Ein Beitrag zur Landes- und Bevölkerungsgeschichte des Ländchen Bellin.

**Hoff, Walter.** Die Glashütten der Neumark, besonders in friderizianischer Zeit.

**Scheffler geb. Pohl, Irma.** Beiträge zur Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte der Stadt Goldingen in Kurland bis zum Ausgang der herzoglichen Zeit.

**Hauer, Heinrich.** Untersuchungen über Hagensiedlungen.

**1941**

**Reuß geb. Caspari, Elisabeth.** Kirche und Klerus in Frankfurt a. O. im Mittelalter. Verfassung und Verhältnis zur Stadtgemeinde.

**Reboly, Alice.** Die fridericianische Kolonisation im Herzogtum Magdeburg.

**Büniger, Hansjürgen.** Die mittelalterlichen Seelgerätstiftungen im Archidiakonat des Dompropstes von Brandenburg unter besonderer Berücksichtigung der Altar- und Vikarienstiftungen.

**Thiel, Günter.** Die Geschichte des Grunewaldgebietes.

**Wiegand, Siegfried.** Erfurt als Festung im 19. Jahrhundert.

**Steuer, Christine-Hildegard.** Beiträge zur Geschichte der Stadt Lübben. Entwicklung, Verfassung, Wirtschaft, Bevölkerung und deren Namen.

**1942**

**Kländler, Georg.** Die Zauche und ihre Pfarreien von der askanischen Besiedlung bis zur Reformation.

**Hinz, Bernhard.** Die Dorfschöppenbücher der Mark Brandenburg, unter besonderer Berücksichtigung des Kreises Züllichau-Schwiebus.

**1945**

**Rhode, Siegfried.** Studien zur Geschichte der theologischen Fakultät der Universität Frankfurt a. O.

**Bollmohr, Sigrid.** Die brandenburgischen Verhandlungen auf dem Westfälischen Friedenskongreß.

Es ist bekannt, daß Theodor Fontane in einer diplomatischen Note des preußischen Ministerpräsidenten und Ministers des Auswärtigen Otto von Bismarck an den amerikanischen Minister in Paris Mr. Washburne vom 29. Oktober 1870 „a well-known historian“ genannt wird und im Falle der Verweigerung seiner Freigabe aus französischer Gefangenschaft als Repressalie die Arretierung von „a certain number of persons of analagous conditions of life“ angekündigt wird.<sup>1)</sup> Es ist weiterhin bekannt, daß der Dichter selbst in einer Bücherkunde über seine bis dahin erschienenen Werke im Jahre 1876 noch nachdrücklichen Wert auf sein historisches Oeuvre gelegt hat.<sup>2)</sup> Schließlich attestierte dem Fünfundsechzigjährigen das Ehrendoktordiplom der Universität Berlin im klassischen Latein eines Theodor Mommsen, daß er kriegerische, bürgerliche und literarische Wandlungen des Vaterlandes und der Hauptstadt liebevoll und treu für die Nachkommen aufgezeichnet habe. (*patriae urbis vicissitudinibus bellicis civilibus litterariis et amanter et fideliter posterorum nostrorum recordatione mandatis*).<sup>3)</sup> Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn aus der engeren Sicht landesgeschichtlicher Forschung Fontane als „wahrhafter Historiograph des Brandenburgisch-Preußischen Staates“ gefeiert<sup>4)</sup> oder aus dem kriegsgeschichtlichen Blickfeld heraus noch 1943 zum „historischen Realisten“, als der er einzigartig in seiner Zeit steht“, gemacht wird.<sup>5)</sup>

Als bei der Überreichung des Ehrendoktordiploms der Dekan der philosophischen Fakultät Ferdinand Freiherr von Richthofen auf Fontanes Historik zu sprechen kam, gab ihm der greise Dichter humorvoll zu verstehen, daß mit seinem historischen Oeuvre nicht viel los sei und das eigentliche Lebenswerk seine Dichtung sei. Die Fragestellung der Forschung kann somit nur dahin gehen, ob es sich bei Fontane um eine Doppelbegabung handelt oder um das alte, seit den Abgrenzungsversuchen des Aristoteles und Quintilian anhängige Problem des schöpferischen Menschen zwischen Geschichte und Dichtung.<sup>6)</sup> Durch des reifen Fontane Selbstzeugnis sind wir auf das Prävalieren des letzteren Problems verwiesen. Fontane hat sich einmal auf Friedrich Hebbels Ausspruch bezogen, daß in jedem Historiker ein Dramatiker und in jedem großen Dichter ein Historiker stecken müsse.<sup>7)</sup> Wie Hebbel erweist sich damit auch Fontane durch solches Bekenntnis als Prototyp des Problems „Geschichtsschreiber oder Geschichtenschreiber“, das besonders eindrucksvoll in der Zeit des Historismus von 1850 bis 1870 sichtbar wurde.

Die allgemeine Frage nach Fontanes Stellung zur Geschichte ist durch Julius Petersen in einem Vortrag vor der Historischen Gesellschaft im Winter 1935/36 behandelt worden; die Frage nach Fontanes Historiographie wurde im Zusammenhang mit dem Jahrhundertgedenken an seinem Geburtstag 1919 und mit der damit zusammenfallenden Entwicklung der landesgeschichtlichen Forschung der Mark Brandenburg mehrfach zu beantworten gesucht; die kritisch-wissenschaftliche Erörterung über Fontanes Geschichtsauffassung, nach ihrem Verhältnis zu seinem Leben und Dichten beginnt bereits kurz nach der Jahrhundertwende in Amerika im Zusammenhang mit der Frage des Einflusses der historischen Novellistik von Walther Scott auf Fontanes Dichtung. Die neuere literaturgeschichtliche Forschung ist besonders an den amerikanischen Universitäten dabei, Fontanes geschichtlichen Sinn als Lebensausdruck menschlicher Begegnung in geistesgeschichtlich-philosophischer Sicht zu fassen. Es ist somit der Versuch angebracht, den Wert der Fontaneschen Historiographie und ihr Verhältnis zu seiner Dichtung einer grundsätzlichen Klärung näher zu führen.

1.

Theodor Storm erbat sich 1854 für einen Fontane-Aufsatz im Literaturblatt zum Eggerschen Kunstblatt vom Dichter Materialien. In seiner Antwort hat Fontane seine radikale politische Vergangenheit dadurch zu kaschieren



*Theodor Fontane*

versucht, daß er von einem „Umschlagen“ des Historischen ins Politische sprach und, um den „Schwindel“ der Herweghzeit zu bagatellisieren, als das Grundlelement seines Lebens die Historie bezeichnete. „Als ich in meinem zehnten Jahre gefragt wurde, was ich werden wollte, antwortete ich ganz stramm: Professor der Geschichte.“<sup>8)</sup> So ist im Grunde genommen Fontane selbst der Schöpfer des Bildes vom Historiker Fontane. Er hat dann ein langes Leben hindurch von einem Umschlagen des Historischen ins Poetische gesprochen, es gegenüber dem Dichterischen zu bagatellisieren gesucht wie einst seine politischen Grundlagen, ohne jedoch beide je auslöschen zu wollen.

Beim Überblick über die Zeugnisse zu Fontanes Befassung mit dem großen Bereich der geschichtlichen Welt und über Fontanes historiographisches Werk lassen sich unschwer — selbstverständlich unter Anerkennung von Übergangsstufen — drei Entwicklungsspannen für die Frage „Fontane als Historiker“ abgrenzen: 1840 bis 1860, 1860 bis 1880 und 1880 bis 1898, in denen Fontane jedesmal, meist mehrfach, einen energischen Anlauf nahm, um sein Jugendideal des Historikers zu verwirklichen, aber jedesmal in geradezu dramatischer Weise durch das Gesetz seiner dichterischen Bestimmung daran scheiterte.

Fontanes Vorbildung für die Historiographie reicht nicht im Entferntesten heran etwa an die Vorbildung, die Goethe für seine Tätigkeit in der Weimarerischen Verwaltung mitbrachte. Die Wurzeln der Fontaneschen Historik gehen in früheste Kindheitserlebnisse zurück. Das späte Erinnerungsbuch „Meine Kinderjahre“ erzählt in heiterer Plauderei von dem Lesen im „Brandenburgischen Kinderfreund“, von frühester zeitgeschichtlicher Belehrung durch Anschauen von Guckkastenbildern und schließlich von der Einführung in die Geschichte durch den Vater Louis

Henry, der bis in sein hohes Alter immer wieder gerne versicherte: „Ich kultiviere Historisches.“ Als der Knabe das Ruppiner Gymnasium bezog, umfaßte sein historisches Wissen: „römische und deutsche Kaiser; Entdeckung von Amerika, Cortez, Pizarro; Napoleon und seine Marschälle; die Schlacht bei Navarino; Bombardement von Algier; Grochow und Ostrolenka.“<sup>9)</sup> Als weitere frühe Quellen Fontanescher Geschichtsauffassung traten hinzu die aus gründlicher Bibelkenntnis stammende israelitische Geschichtsauffassung und die aus Totalkennntnis der Schillerschen Balladen gewonnene Geschichtsauffassung der Klassik. Schillers Lehrer Jahn hatte die Geschichte die „Rüstkammer der gründlichen menschlichen Erkenntnis“ genannt. Geschichte als Lebenskunde lehrte auch die Bibel, lehrte eigentlich auch Louis Fontane. Aber aus der väterlichen Tradition und Erziehung leuchtet noch ein letzter Glanz der durch Montesquieu und Voltaire begründeten französischen Historik des 18. Jahrhunderts, dazu jenes Überlegenheitsbewußtsein des Berliner Koloniefrenzen, das mit ziemlicher Verachtung auf die unbeholfenen und leblosen Versuche der preußischen diplomatischen und Kriegshistorik herablickte, wo diese den gleichen Weg der Einordnung der Historik in die Universalphilosophie des Rationalismus einschlug. Es sprach daraus auch die Bekundung eines historischen Stolzes des Koloniefrenzen, Träger revolutions- und weltgeschichtlichen Geschehens, Überwinder eifer vergreisten und Wegbereiter einer jugendfrischen Geschichtserfassung und Geschichtsdeutung zu sein. Dieser revolutionäre Zug mit stark aufklärerischer Tendenz, weitergetragen zwar nur in unkritischer Anekdotenform, fand im zeitgeschichtlichen Erleben des jungen Fontane erhebliche Nahrung. Mit fiebernder Spannung hat der Elfjährige 1830 die große amphibische Unternehmung der Franzosen zur Eroberung von Algerien mit den 75 Kriegsschiffen des Admirals Duperré, den 400 Transportschiffen und dem 40 000 Mann starken Landungskorps des Generals Bourmont verfolgt; Erstürmung von Türkenlagern, Städten; Türken deportationen nach Smyrna; Ausrufung des Heiligen Krieges; Abd el Kader; Kaiser von Marokko! Dazwischen Sturz König Karls X. durch die Julirevolution in Paris und dann die Revolutionen in Belgien, in Polen! Fontane wurde „enthusiastischer Zeitungsleser.“<sup>10)</sup> Dort also begann das Werden der Geschichtskennntnisse Fontanes. Was dem Knaben aus der Politisierung der zeitgenössischen Historik und Dichtung, vor allem aus dem gut bestellten Bücherschrank des alten Herrn zugekommen sein mag, scheint erheblich gewesen zu sein.

Zu seinem Geburtstag am 30. Dezember 1831 erhielt der Junge sozusagen als geistige Aussteuer neben dem Lateinlexikon von Scheller und dem Handatlas von Stieler als erstes historisches Werk die zehnbändige „Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer“ von Karl Friedrich Becker.<sup>11)</sup> Bis an sein Lebensende hat er Stieler und Becker als wertvolles Gut bewahrt und benutzt. Becker, der zum Kreise des Seminars für gelehrte Schulen in Berlin gehörte, vertrat die junge popularisierende Geschichtsschreibung und suchte im Sinne Voltaires die Geschichte als eine der Bildung dienende Aufklärungsmacht zu vermitteln. Quellen und Darstellung wurden bunt durcheinander zur Schaffung eines eindrucksvollen Bildes verwandt. Man merkt, wie diese Historik aus der Epoche jenes Frankreich stammt, in der noch nicht entschieden war, ob die Geschichte zur schönen Literatur oder zur Wissenschaft gehöre. Beckers Historik hatte neben schweren Mängeln auf jeden Fall die damals gern ergriffene Möglichkeit, Quellen und Darstellungen dem Gesetz eigener Weltanschauung und eigener Wertung dienstbar, d. h. die Geschichte zum Arsenal für den politischen Kampf zu machen. Das ist wichtig für die Bildung der Fontaneschen Historik. Alle frühen historisch-politischen Arbeiten Fontanes tragen eindeutigen Charakter: Sie dienen der Politik, der Vertretung von Fortschrittlerum und Radikalsozialismus, dem historische Gedanken die Waffen leihen müssen.<sup>12)</sup> Die Beckersche Weltgeschichte muß tief auf den Tertianer gewirkt haben. Als Dreizehnjähriger konnte er schon Primaner in geschichtlichem Lehrstoff auf das Abitur einpacken! Der offizielle Schulunterricht mit der Betonung der antiken Geschichte

und der damals üblichen protestantischen Unterdrückung der vorreformatorischen Geschichte hat auf den Knaben gar keinen Eindruck gemacht.<sup>13)</sup>

Wie mag es auf der geschichtsfreien Gewerbeschule Klödens in Berlin bis zu seinem 17. Lebensjahr weitergegangen sein? Denn neben Chemie und Mineralogie, Botanik und Physik war es um Geschichte schlecht bestellt. Der einzige Lehrer, der dafür in Frage kommen konnte, war der Deutschlehrer Philipp Wackernagel. Aber der war für Fontane eine völlige Nieme. Nur einmal erhielt er eine Anerkennung für seinen historischen Erstling „Das Schlachtfeld von Groß-Beeren“, den der Untertertianer nach einer Wanderung verfaßte.<sup>14)</sup>

Aller Wahrscheinlichkeit nach ging es mit Fontanes Studium der Geschichte damals nach dem Gesetz des Gegensatzes: da wirkten der Amerika-Enthusiasmus seines Onkel August wie die Erdkunde- und Globus-Experimente des befreundeten Rates Kummer, des Pflégervaters der späteren Gattin. Zweifelloß blieb das so unter dem Lehrherrn des jungen Fontane, dem Apotheker Wilhelm Rose, dessen Steckenpferd kleinbürgerlich-kulturhistorische Reisen nach Italien, Frankreich, England und in die Schweiz gewesen waren. Vor allem war der junge Lehrling dort der eigentliche Nutznießer eines eine bestimmte Anzahl von Professorenfamilien umfassenden Lesezirkels.<sup>15)</sup> Es beginnt die Wendung des jungen Geistes zur politischen Poesie. In diesen Jahren muß das Erlebnisbild Schiller als Geschichtsprofessor besonders wirksam geworden sein. Auch Schillers Hauptziel war es, Geschichte als Element der Bildung zu vermitteln. Noch 1893 hat sich Fontane auf Schillers Kriegshistorik und ihre Methodik berufen, als er sich gegen die Fachhistoriker zur Wehr setzte.<sup>16)</sup>

## 2.

Nach dem Eintritt in das erste Doppeljahrzehnt von 1840 bis 1860 vollzieht sich folgerichtig die Entwicklung der politischen Lyrik Fontanes, nicht der Historik. Die unpubliziert gebliebenen frühen Gedichte des sog. „Zweiten Grünen Buches“ (1837—1841), des „Ersten Grünen Buches“ (vor 1842), das satirische Epos „Burg“ (1840), die Übertragungen aus den Dichtungen des englischen Arbeiterdichters „John Prince“ (Herbst 1840), die „Gedichte eines Berliner Taugenichts“ (1841—1843), sie alle sprechen in zahlreichen politischen Gedichten die Sprache des radikalen Fortschrittlerums mit glitzernden Bildern aus einer militant gemachten Historik. Wenn es da auch nicht leicht ist, greifbare Spuren zum Thema Fontanescher Historik zu finden, so wird doch auch hier schon eines deutlich, genau wie in der frühen Dichtung für den Literatenverein „Tunnel über der Spree“: Die Historie als politisches Arsenal für militante parteipolitische Lyrik beginnt sich unter dem Gesetz dichterischer Bestimmung zu wandeln zu einer echten historischen Fundgrube für dichterische Stoffe. Nach der ersten Englandreise und der Entdeckung der altenglischen Balladen beginnt für Fontane ein neues Studium der Geschichte um der Poesie willen. Schon glaubt man zu erkennen, daß der Weg Fontanes von der Politik über die Geschichte zur Dichtung gehen will. Aber das Politische der Herwegzeit wird als eine der aktivsten Seelenkräfte des Dichters bis in seine letzten Lebensjahre leidenschaftlich wirksam bleiben. Der in den Kinderjahren durch die Anekdotenhistorie des Vaters wacherufene allgemeine historische Sinn hat entschieden den Weg zur historischen Ballade eingeschlagen. Am 1. Oktober 1849 stellte Fontane sein literarisches Leben auf den Vers.<sup>17)</sup> Schon am 14. Februar 1854 bekennt er: „Nur so wie ich die Geschichte als Basis habe, gebiet' ich über Kräfte, die mir sonst fremd sind, wie jener, dem auf heimatlicher Erde die Seele wieder stark wurde.“<sup>18)</sup> Wie stand es um die Erwerbung neuer historischer Kenntnisse? Am 1. April 1843 ging Fontane als Defektar in die väterliche Apotheke zu Letschin und hier in der Einsamkeit des Oderbruches bereitete er sich zu einem beabsichtigten Abitur vor, um dann Medizin oder — Geschichte zu studieren! Livius, Tacitus Germania, Shakespeares Historien und englische Historiker werden studiert. Im Mai und Juni 1844 folgte die unvergeßliche Reise nach London und den näherliegenden historischen Stätten, es folgte die Hingabe an Dickens, Byrons und Scotts historische Dichtungen. Aber

es entsteht keine Historikerarbeit, sondern 1845 der Romanzenzyklus „Von der schönen Rosamunde“. Es folgen die englischen Balladen und die Preußenlieder. Es quirlt geradezu von Plänen historischer Poesien: ein Epos „Lützower Schlacht“, ein Barbarossa-Epos, ein Arabella-Stuart-Epos, ein Cromwell-Drama und ein Karl-Stuart-Drama, von dem sogar zwei Akte vollendet wurden! Noch einmal leuchtete in den Jahren 1848 und 1849 die historisch-politische Ader hell auf, als Fontane mit seinen aufwühlenden Artikeln in der „Berliner Zeitungshalle“ die hohe Diplomatie in Wien in Aufregung versetzte.<sup>19)</sup> Selbst die Dresdner Zeitung wagte nicht den Artikel „Preußen — ein Militär- oder Polizeistaat“ zu bringen.<sup>20)</sup> Nun gibt sich Fontane dem Studium der englischen Historiker hin; George Brodie, Edward Hyde Graf v. Clarendon, David Hume, dazu des Franzosen Francois Guizot.

Wer Fontane in seinen Anfängen für die Geschichtsschreibung in Anspruch nehmen will, verweist mit Recht auf die besondere Bedeutung des Jahrzehnts 1850 bis 1860. Es ist im Großen gesehen die Zeit seiner Tätigkeit als halboffizieller Pressepropagandist der preussischen Staatsregierung in Berlin und London. Am Beginn dieser Zeit stehen Pläne zu einer Monographie über den Führer des preussischen Demokraten Bened. Franz Leo Waldeck und den Schwedenkönig Gustav Adolf als historische populäre Zweck- und Brotarbeiten, an seiner Mitte die erste kulturhistorische Publikation „Ein Sommer in London“ (1854), an seinem Ende die Broschüren „Londoner Wochenblätter“ (Jan. 1857), „Londoner Bilder“ (März 1858), „Londoner Theater“ (März 1858) und die „Briefe über die Kunstausstellung in Manchester“ (Juli 1857), alles zusammengefaßt 1860 als Buch „Aus England. Studien und Briefe über Londoner Theater, Kunst und Presse“. Gleichzeitig erschien das betont mit historischen Ansprüchen auftretende Schottlandbuch „Jenseit des Tweed“, der Ertrag einer mit dem Freunde Bernhard von Lepel im August 1858 unternommenen Schottlandreise. Eine Biographie des britischen Generals und Indienkämpfers Henry Havelock blieb Fragment.

Wenn wir die drei Kräfte nennen wollen, die in diesen Arbeiten ebenso wirksam sind wie in dem breiten Strom seiner englischen und preussischen Balladendichtung dieser Zeit, so sind dies der Geist preussischer Historik, der im Kreise der aufwärtsstrebenden jungen Künstler und Wissenschaftler des Berliner Vereins „Tunnel über der Spree“ kultiviert wurde, die Macht der britischen Politik, die sich in hunderten von Presseartikeln Fontanes über Geschichte, Kultur und Politik des Inselreiches niederschlug, und schließlich der große Kampf um die Methodologie der Geschichtsforschung, der gerade dieses Jahrzehnt erfüllte.

Fontanes Zeitungsartikel aus London, wenn auch tagespolitischen Charakters, bekunden eine umfassende Belesenheit in der zeitgenössischen historischen Literatur und bestätigen, daß er nicht gegen den damals besonders geachteten Typ des historisch erstklassig bewanderten Journalisten zurückstand. Wenn Fontane Berichte geschrieben hat, wie etwa „Auslaufen der Ostseeflotte“, „Der große Kampf der Whigs“, „Das Meeting in London Taverne“, „Der verschwindende Einfluß der letzten guten Nachrichten aus der Krim“, „Bayards Motive auf administrative Reform“, „Massacre bei Hangö“, „Thronrede Louis Napoleons“, „Lord Russells Rücktritt“, „Die türkische Anleihe-Bill“, „Die Limited Liability Bill“ — um nur einige Themen aus wenigen Monaten des Jahres 1855 zu nennen —, so gehören sie nach den Begriffen unserer Zeit kaum noch in den Bereich der politischen Reportage, da sie Verarbeitung halbamtlicher Informationen, Umarbeitung von Auszügen aus englischen Korrespondenzen u. dgl. sind. Einzelnes ragt jedoch weit darüber hinaus! Fontane bekundete allzeit einen besonderen Hellblick für die geschichtliche Bedeutung von Tagesereignissen repräsentativer — oder wie er sagte — monumentaler Natur. Wo Fontane an solchen als scharfsichtiger Beobachter teilnahm, wurden seine Berichte zu geschichtlich bedeutsamen Äußerungen. Sie bleiben jedoch auch hier im Bereiche des Memoirenhaften und der Tatbestandsfeststellung; sind noch kein Wirken im Sinne der Historiographie.

Nicht viel anders steht es um die aus ähnlichen Presseaufsätzen entstandenen Englandbücher. Abgesehen von dem in engeren Grenzen sich bewegenden Theater-, Kunst- und Presse-Buch gehören diese Arbeiten in den Kreis der damals in England schon hochentwickelten ethnographisch-historisch fundierten Reisebeschreibung, die das Mutterland 1820 bis 1850 und von dort in zahlreichen Übersetzungen auch Frankreich und Deutschland überfluteten. Neben den alten romantisch-phantastischen und den geographisch-naturwissenschaftlichen Reisebeschreibungen entwickelten sich damals drei neue Arten: vom steigenden Reiseverkehr her die „Guides“, aus denen sowohl die landesgeschichtlichen Ortslexika wie die die Kunstdenkmäler inventarisierenden Reisebücher der Kunsthistoriker hervorgingen. Eine zweite Gruppe kommt vom politischen Ressentiment her, meist mit dem Ziel, zu erzählen, wie die Willkürherrschaft der Primitive sich zum verfassungsmäßigen Leben entwickelte. Diese Gruppe geschichtlich-sozialpolitischer Reisebeschreibung ist besonders tüchtig vertreten durch den Reisehistoriker der nordischen Staaten, den Engländer Laing. Eine dritte Schicht kommt von der französischen Romantik her, die belletristische Reisebeschreibung, die entweder naturbegeisterter Erlebnisschilderung huldigt oder die romantisch-historische Erzählung kultiviert. Auf diese „historisch-romantische Reiseliteratur“ hat Fontane in einer Besprechung des von Etzelschen Ostseebuches selbst verwiesen, der als eigentümlicher wichtiger Literaturzweig in England blühe und für Deutschland sehr zu wünschen sei, „Es handelt sich dabei um die Ausmünzung, um die Popularisierung der Geschichte.“<sup>21)</sup> Von hier aus gesehen tritt der Einfluß von Walther Scott auf Fontanes Historik in ein wesentlich neues Licht.

Im Gesamtbild der Einflüsse auf Fontanes Historik darf in dieser Zeit vor allem nicht der Einfluß der jungen Berliner Kunsthistoriker übersehen werden, die sich um das „Kunstblatt“ gruppierten: Franz Kugler, Gustav Friedrich Waagen, Friedrich Eggers, Wilhelm Lübke, Friedrich Schnaase und Jacob Burckhardt, zu denen allen Fontane persönliche Beziehungen hatte. Fontane nahm bereitwillig die methodischen Grundtendenzen der jungen Kunstwissenschaft: die Sammelpraxis, die Spezialforschung und die universalhistorische Schau in seine Arbeit auf. Vor allem aber sind es die von Wätzoldt herausgehobenen vier Grundzüge der Kuglerschen nationalstilistischen Methodik, die in Fontanes Arbeiten unverkennbar wiederkehren: das Unromantische, das Freibleiben von jeder Teleologie, das Aufdecken der in der Kunst selbst entwickelten Triebkräfte und schließlich der Zug zur Totalhistorie.<sup>22)</sup>

Dazu treten nun die besonderen Lebenserlebnisse und Studien. Ende November 1852 hatte Fontane nach der Englandreise sein Examen als englischer Sprachmeister abgelegt. Fontane muß in den ersten Jahren dieses Jahrzehnts auch eine Unmenge von geschichtlichen Kenntnissen über England erworben haben. Er hatte nicht nur eine Vorliebe für die im Geiste Voltaires schreibenden französischen Historiker, z. B. Guizot, sondern auch für die sogenannten „Franzosen“ unter den englischen Historikern wie Brodie, Clarendon, Hume. Entscheidend jedoch haben in dieser Englandzeit auf Fontanes Historik Scott und Macaulay gewirkt. Die Vorliebe für Englands Geschichte wurde durch Fontanes Dienststelle, die „Central-Pressestelle“ ebenso wie durch den „Tunnel“ gefördert, wo als Gegenbewegung gegen die pro-russische Begeisterung ein lebhaftes Interesse für nordische und englische Geschichte entfaltet wurde. Als Sprachmeister sah Fontane auch zum erstenmal seinen Jugendtraum vom Geschichtsprofessor etwas in Erfüllung gehen, wenn er Privatunterricht in Geschichte erteilte wie 1851, 1852 in den Geh. Ratsfamilien von Wangenheim und Flender und besonders im Winter 1854 vor den Offiziersfamilien v. Selchow und v. Seeckt, z. B. über Wallenstein, Maria Stuart oder Rudolf von Habsburg. Selbst in England hielt er einen öffentlichen Vortrag über „The revival of the german literature during the last century“.

Walther Scott hatte die Überwindung der politisch-sozialen Thematik in der englischen Dichtung durch die beseelte historische Landschaft gebracht. Er begegnete



damit der gleichen geistesgeschichtlichen Lage, der sich Fontane gegenüber befand. Dieser hatte sich von Jugend auf an Stätten gebannt gefühlt, die historische Bedeutung hatten. Das Cicero-Wort „quocumque ingredimur, in aliquam historiam pedem ponimus“ hat Fontane in Bezug auf sein Geschichtserleben sehr bezeichnend weiterentwickelt zu dem Bekenntnis: „Historischen Grund und Boden zu betreten, hatte zu jeder Zeit seinen besonderen Zauber für mich.“ Er wurde sich der beiden Grundelemente der Scottischen Historik, der „historischen Landschaft“ und des „historischen Sinnes“ sehr bewußt. 1864 wandte er sie auf die Heimat an, indem er abermals Cicero paraphrasierte: „Auch im märkischen Sande flossen und fließen die Quellen des Lebens, und jeder Fuß breit Erde hat seine Geschichte.“<sup>23)</sup> Mangel an „historischem Sinn“ bei anderen wurden Fontane ein unüberwindliches Hindernis für das innere gegenseitige Verstehen, so bei Paul Heyse, Louis Schneider und Georg Hesekeil.

Der Einfluß von Thomas Babington Macaulay, dessen Abhängigkeit von Scott schon sein erster deutscher Biograph Karl Elze nachwies, auf Fontanes „historische Touristik“ ist durch Heyse 1861 bezeugt.<sup>23a)</sup> Es ist hier die Stelle, an der nun auch Fontane am Gesetz des Historiographen gemessen werden muß. Bei diesem stellt sich zwischen das *historein*, das Erkunden und Erforschen, und das *graphein*, das Schreiben und Darstellen, als drittes unerlässliches Element: die Deutung des Erkundeten, die Sinnergründung oder Sinngebung. Erst Heuristik, Hermeneutik und Synthese machen den Geschichtsschreiber, nicht die bloße Wahrnehmungs- und Beobachtungsfähigkeit (der „historische Sinn“), nicht die Vorliebe für Geschichte (das „historische Interesse“), nicht die Erlebnissfähigkeit für Geschichte oder die „historische Weltauffassung“, eine deutungsbestimmte Art, Welt und Menschen zu sehen. Es gibt Grenzen, die die Geschichtsschreibung als Wissenschaft von anderen Wissenschaften und Künsten scheiden. Wir sehen Fontane noch ausschließlich als Grenzgänger, bei denen die Verhältnisse oft recht verwickelt liegen. So ist auch Macaulays Einfluß auf das Einzelgebiet der historischen Synthese bei Fontane beachtenswert. Analogie und Hypothese, Deutung der Tatsachen, äußere Anordnung und innere Verknüpfung, Herausgreifen eines das Interesse des Lesers aufs höchste spannenden geschichtlichen Ausschnitts oder einer repräsentativen Gestalt und geistvolle Darstellung, all das fand Fontane bei diesem in den Bahnen Montaignes bis zur Virtuosität fortgeschrittenen Meisters des historischen Essays. Hier war der Weg aufgezeigt zur Umbildung der von den Deutschen begründeten historisch-kritischen Methode zu einem impressionistischen Realismus. Aber das lag für Fontane noch in der Ferne. Das Erleben englischer Gegenwart und englischer Geschichte blieb für ihn bis ins hohe Alter entscheidend. England, nicht mehr Frankreich, galt ihm als das Erbweisheitsland, als das Musterbeispiel politisch angewandter Klugheit zur Lenkung des Geschehens und damit zur Bildung seiner Geschichte. Hier fand er den „breiten historischen Stempel“. In der englischen Geschichte war er zu Hause wie nur einer und er hatte das Bewußtsein, „daß jeder monument-berechtigte Schotte mir aus Dichtung oder Geschichte wenigstens dem Namen nach bekannt sein müsse“. Der „Sommer in London“ sollte im Gegensatz zu Heines Reisebildern wie ein Guide wirken; in der Vorrede des Schottlandbuches spricht er von einem Opfer an die „heiligen Reisegötter“. Die „Eintagsfliegen“ aus der „Publizistenfeder“ werden zur historisch-romantischen Wanderung. „Wessen Mittel nicht ausreichen, die Weltgeschichte zu umfassen, der macht sich nützlicher, wenn er die Chroniken von Müncheberg oder Treuenbrietzen studiert.“<sup>24)</sup> Wie weit glaubt sich Fontane schon über der Landesgeschichte stehend! In den Aufsätzen zur Malerei auf der Manchester-Ausstellung (1857) suchte er die Berichte Waagens zu übertreffen, gab aber, kunstwissenschaftlich gemessen, kaum mehr als Urteile eines interessierten Laien. Man könnte sie besser eine Übersicht über die „vollständige Illustration der englischen Geschichte seit mehr denn vier Jahrhunderten“ nennen. Von den Darstellungen zur Theatergeschichte bleiben besonders die über die Londoner Shakespeare-Aufführungen

von bleibendem Wert. Ganz historisch ist sein „Ritt in das romantische Land“, das Schottlandbuch, angelegt. Fontane hat dazu umfassende Literaturstudien getrieben: die Chroniken von Munro und Adamnan, die Geschichtswerke von Abercrombies und Jamieson, Kommentare zu Burnis, Scott und Shakespeare, Gibbon und Guizot, Th. Gautiers „Ein Zickzackkurs durch England“, Blanchards Pocket-guide u. a. m. Eine eingehende Prüfung wird mutmaßlich eine ebenso umfassende Bücherliste erarbeiten können, wie das für die „Wanderungen“ geschehen ist. Hier versuchte sich Fontane auch schon in der wissenschaftlichen Kontroverse und rief deutsche und skandinavische Archäologen und Historiker auf, sich des Problems Icolmhill anzunehmen. Aber trotz der beigegebenen Geschichtstafel geht es auch hier nicht um Historiographie, sondern nur um Denkstätten und Menschenschicksal in schriftstellerischer Gestaltung, nicht um geschichtliche Erforschung und Deutung. Wenn er mit Scott durch Schottland wanderte, so geschah das genau so, wie wenn er mit Burns Gedichten oder Shakespeares Dramen reiste. Sein Herz blieb immer in der „Poet's corner“.

Die Ursache mag in Fontanes persönlichen Begegnungen mit deutschen Historikern liegen. Die Beziehungen zu Felix Dahn, die 1853 im „Tunnel über der Spree“ begannen, blieben bedeutungslos. Vergeblich versuchte Fontane als Herausgeber des belletristischen Jahrbuchs „Argo“ 1853 auch Theodor Mommsen zur Mitarbeit zu gewinnen. Von dem Politiker und Historiker Mommsen wollte Fontane damals nichts wissen und stimmte Wienbargs Ablehnung voller Überzeugung zu. Mit Marcus Niebuhr, dem Sohn des Historikers, war Fontane befreundet. Als Niebuhr 1857 erblindet ins Berliner Krankenhaus Bethanien kam, schrieb Fontane: „Wie beneid' ich meinen Pastor Schulz um den historischen Stoff, der ihm täglich zufließen muß! Wer wüßte mehr als Niebuhr!“ Jetzt wünscht er: „An einer der Quellen möcht ich sitzen!“<sup>25)</sup> und begründet den Wunsch in geistesgeschichtlich bedeutsamer Weise: „Poet und Politiker operieren hier Hand in Hand, und wenn ich anfangs klar zu sehen in dem Gewirr der Fäden, weiß ich kaum, was mich mehr erfreut, der dramatische Stoff, der da vor mir liegt, oder der Einblick in ein Stück Geschichte.“ Die Quellenforschung wird in Beziehung gesetzt zum Handwerkszeug des Politikers und zum Werkstoff des Poeten. In dem gleichen Kräfterieck von Politik, Historik und Poesie bewegte sich 1850 Fontanes Plan, Johann Gustav Droysen, den er schon von Berlin her seit 1839 kannte, in Kiel aufzusuchen. Fontane verehrte in ihm gleich der damaligen jungen Generation weniger den Verfasser der berühmten programmatisch-methodologischen Einleitung zur „Geschichte des Hellenismus“ (1843) als den Redner der „Vorlesungen über das Zeitalter der Befreiungskriege“ und den politischen Kämpfer im Verfassungskampf der Frankfurter Nationalversammlung. Droysens Buch über den General York (1852) gehörte zu Fontanes Lieblingsbüchern. Aber an Droysens „Geschichte der preussischen Politik“ entzündete sich Fontanes erste prinzipielle Auseinandersetzung mit den Fachhistorikern. Er stellte daran die deutsche „Unfähigkeit zur Geschichtsschreibung“ fest und entwickelte im Sinne Scotts drei Stoffgruppen der Historik: das Gegenwärtige, das Weitzurückliegende und das dazwischenliegende Voll-Sichere. Vorgeschichte und Gegenwartsgeschichte seien immer von Priestern und Parteien ausgenutzt worden. „Geschichtsschreibung ist nur da möglich, wo man das Geschehen kennt.“<sup>26)</sup> Erst in den 60er Jahren sollte Droysens historische Methodik bei Fontane wirksam werden. Ende Mai 1857 begegnete Fontane bei einem Diner im Hause des Londoner Gesandten Josias von Bunsen den Historikern Georg Heinrich Pertz und Leopold Ranke. Er erlebte sie wie zwei Welten: „Pertz saß so stramm, so tüchtig, so deutsch, aber auch so langweilighkeits-angeflogen da, daß er mich immer an die 7 Bände „Leben des Freiherrn von Stein“ erinnerte, die auch so stattlich und wacker, aber doch schwer klein zu kriegen sind.“ Fontane empfand das, was die Dänen uns als „tyskeri“ nachzureden liebten. Umsomehr begeisterte sich Fontane für „den kleinen, beweglichen, immer lachenden Dreikäsehof“ Ranke, der im Anekdotenerzählen selbst den darin brillierenden Kunst-

historiker Waagen so übertraf, daß dieser gar nicht zu Worte kam.<sup>27)</sup> Rankes „Preußische Geschichte“ kannte Fontane seit 1854. Seit der Londoner Begegnung heißt nun das große Dreigestirn, an deren Kräften sich der Historiker Fontane messen will: Droysen, Ranke, Mommsen. Daneben glänzen als Sterne zweiter Größe Heinrich von Sybel, der sich mit Heyse und Graf Schack 1859 für Fontanes Berufung als Privatbibliothekar und Privathistoriker Maximilians II. von Bayern einsetzte, Jacob Burckhardt mit seiner Vorliebe für „vorkritische Geschichtsschreibung“ und der alte Jugendfreund Max Müller, Sanskrit-Professor in Oxford, mit dessen Geschichtsauffassung Fontane bestimmt sympathisierte. Müller schreibt in seinen Literary Recollections anlässlich einer Begegnung mit dem Historiker Froude: „When the historian has to analyse prominent characters, and bring them again in their full life on the stage of history, is it not the artist, nay the poet, who has to do the chief work, and not the mere chronicler?“

Was bleibt aus England für Fontanes Historik? Sein Schottlandbuch entwickelt zum erstenmal eine neue Art, erwanderte Geschichte, unter Ausmünzung der historischen Forschung, an Denkstätten und Individuen sichtbar zu machen. Solche Leistung ist jedoch nicht entscheidend durch Fontanes fragwürdige Qualität als Historiker, sondern durch die Kraft seines „historischen Sinnes“. Aus ihm heraus wurde eine poetisch-intuitive Wertung der Geschichte geboren, die ihrerseits eine etwas vage Idee der Geschichte und die letzten Endes nicht recht wissenschaftliche Methode seiner Arbeiten bestimmte.

### 3.

Als im Februar 1859 Fontanes Anstellung im Auswärtigen Amt in Berlin abgelehnt wurde und auch die Stellung als Privathistoriker des Königs von Bayern entfiel, kam die Heimat wieder zu ihrem Recht. In dem Doppeljahrzehnt von 1860 bis 1880 trat hinter die ethnographische Arbeit fast alles Dichterische zurück. Im Tagebuch vom 19. August 1856 steht bereits das erste Programm: „Einen Plan gemacht. Die Marken, ihre Männer und ihre Geschichte. Um Vaterlands- und künftiger Dichtung willen gesammelt und herausgegeben von Th. F. — Die Dinge gebe ich alphabetisch. Wenn ich dazu komme, das Buch zu schreiben, so habe ich nicht umsonst gelebt und kann meine Gebeine ruhig schlafen legen.“ Als Ergänzung folgt neben den Vorarbeiten zum historischen Roman „Vor dem Sturm“ am 7. Juni 1857 noch ein neuer Plan: „ein Buch über (märkische) brandenburgische Geschichten“. So begannen die Wanderungen durch die Mark Brandenburg, die ebenso wie die späteren Bücher über die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 auf amtlichem Auftrag beruhen.

Für die Durchführung von „ethnographischen und spezial-historischen Arbeiten über die Mark Brandenburg“ erhielt Fontane vom Preussischen Kultusministerium von 1861 bis 1868 eine jährliche Beihilfe von 300 Talern.<sup>28)</sup> Aus dem Presseoffiziosus wird der offiziöse Landeshistoriker. Im Oktober 1859 erschienen die ersten Wanderungsaufsätze in der Berliner Kreuz-Zeitung. Die im Cottaschen Archiv liegenden Briefe zeigen, daß der Dichter seine historische Aufgabe sehr ernst nahm. Er berechnete sie auf zehn Lebensjahre. Es sollten zwei Werke von insgesamt 20 Bänden entstehen.<sup>29)</sup> Als sein Balladenverleger Wilhelm Hertz es mit einem Zweibändewerk „Märkische Bilder“ wagte, war Fontane herzlich froh. Gemäß den Gedanken seiner Etzel-Kritik und den Erfahrungen des Schottland-Buches ging er mit umfassender Gründlichkeit ans Werk.<sup>30)</sup> Er las die „Chroniken und Werke gelehrter Historiographen“, um das so rezipierte Wissen „im Roman, in der Erzählung und der Reisebeschreibung“ in breite Volkskreise zu vermitteln. Er hielt es mit dem Lieblingssinnegedicht des Feldmarschalls von Kneesebeck:

Was die alte Klatsche spricht,  
Die ihr titulierte Geschichte,  
Bleibt besessen beim rechten Lichte,  
Doch nur Fabel und Gedicht.<sup>31)</sup>

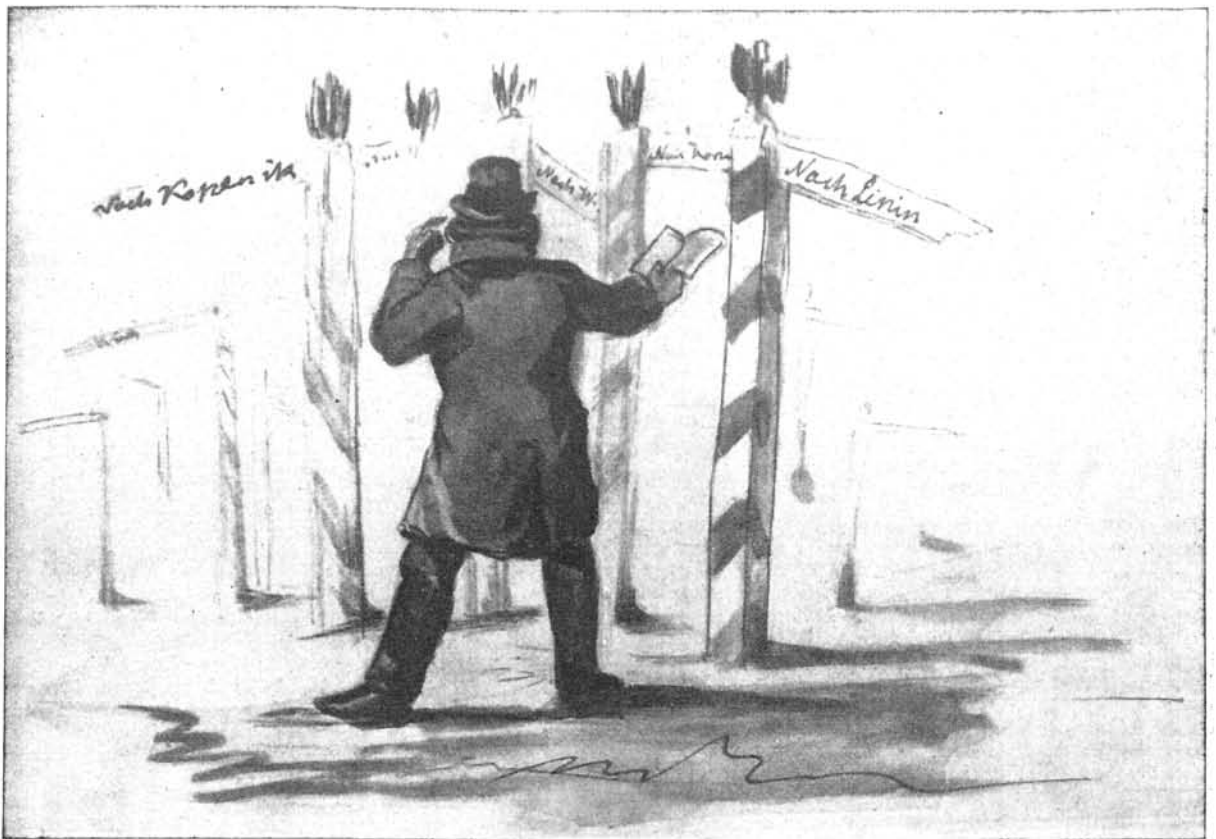
Im Oktober 1854 hatte Fontane angefangen, ein Volkskunde-Werk „Volksgeist und Volksleben in Inschriften des Volkes“ zusammenzustellen. In diese alte Tendenz einer Volksgeisterforschung verwiesen den Dichter dann vor allem Scotts „Tales of a grandfather“. Der Entwurf eines historischen „Lesebuches für Schule und Haus“ mit dem Titel „Geschichten aus Mark Brandenburg“ von 1857 gehörte hierher. Es sollte in vier Bänden in zeitlicher Abfolge eine Sammlung novellistischer Erzählungen aus der Geschichte bringen und so in einer lebendigen Weise der trockenen popularisierenden Historik der Zeit, insbesondere in der Schule entgegenwirken.<sup>32)</sup> Fontane steht hier dem Prinzip seiner Wanderungsbücher noch fern, dagegen besonders offen gegenüber den Bemühungen der jungen Kulturgeschichtsforschung. 1855 hatte Fontane in einer Kritik von Gustav Freytags Roman „Soll und Haben“ indirekt an die alte Problematik der Historik als Wirklichkeitswissenschaft gerührt: *vitalité, réalité, vérité*. Freytags Hinwendung auf die niedrigsten Schichten historischen Geschehens zog Fontane sofort in dessen Bann. Er machte später die heftigen Angriffe auf Freytags „unkritische“ Methode nicht mit. Ebenso unverkennbar ist der Einfluß des Werkes von Wilhelm Heinrich Riehl auf Fontanes Wanderungshistorik. Beide Männer hatten sich 1859 im Münchener Schriftstellerverein der „Krokodile“ und im „Symposion“ des bayrischen Königs kennengelernt. Beim Eindringen in den engeren Bereich der Orts- und Landschaftsgeschichtsschreibung kam Fontane sehr bald zu der Zielsetzung: „Detailschilderung behufs besserer Erkenntnis und größerer Liebgewinnung historischer Personen, Belebung des Lokalen und schließlich Charakterisierung märkischer Landschaft und Natur.“<sup>33)</sup> Fontane schwankte aber noch zwischen der Demonstrierung der Historie an Denkstätten und der an großen Persönlichkeiten. Und im Hintergrund lauert der Traum von einer novellistischen Historik. Nach den Verhandlungen mit Hertz über die beiden Bände „Märkische Bilder“ faßte Fontane am 26. Februar 1861 den Entschluß zu einer Stiländerung für die Wanderungen. Das Erscheinen des ersten Bandes der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, wie der spätere berühmte Gesamttitel lautet, brachte ein Lob Rankes und eine Auseinandersetzung mit Pertz. Die Entdeckung des märkischen Adels<sup>34)</sup> und der Erweis des Eigenwertes der Mark Brandenburg werden immer Fontanes historische Leistung bleiben, auch wenn viele und grundlegende Teile wie Besiedelung, Wenden-tum, Burgengründung, Städtegründung durch die Forschung längst überholt sind. Sehr wesentliche Bestandteile sind auf die Rechnung dichterischer, nicht historischer Potenz zu setzen. Immerhin ist die imposante Leistung der vier Bände „Die Grafschaft Ruppin“ (1862), „Oderland“ (1863), „Osthavelland“ (1872, seit 1880 zum Band „Havelland“ erweitert), „Spreeland“ (1882) und des außerhalb der historischen Touristik stehenden Bandes „Fünf Schlösser“ (1889) von niemandem mehr erreicht worden. Außerdem befanden sich zu dem Parallelwerk „Geschichten aus Mark Brandenburg“ im Nachlaß noch gut 2000 Folioblatt Manuskript! Etwa 10 in Zeitungen erschienene Artikel sind in die Bandpublikation nicht aufgenommen, dazu entstanden noch eine Reihe Nebenarbeiten wie „Die Mark Brandenburg zur Zeit Gustav Adolfs“ (Vortrag im Berliner Gustav-Adolf-Verein 1862), die Festschrift zur Enthüllung des Denkmals von Albrecht Daniel Thaur (1862, mit Biographie von Thaur, seinen Schülern und Mitarbeitern), „Heinrich August de la Motte-Fouqué“ (1865), „Briefe aus Dänemark“ (1864/65), „Märkische Kriegerobersten während des Dreißigjährigen Krieges“ (Rez. 1872), die Fontane 1882 unter Mithilfe von Droysen weiter auszuarbeiten gedachte, „Briefe aus Mecklenburg“ (1875) und die als Brotarbeit entstandenen Biographien von 17 brandenburgisch-preussischen Generalen zu Wilhelm Camphausens „Vaterländische Reiterbilder“ (1879). Fontane glaubte in seiner Wanderungshistorik eine bisher von niemandem angewandte Behandlungsart des Historischen geschaffen zu haben. Die Wanderungen zeigen neben der großzügigen Verwendung des bereits durch Historiker Erarbeiteten eine Unmenge neu erschlossenen Quellenmaterials, das von einer den Fachhistoriker zunächst frappierenden Einseitigkeit ist. Wie Goethe „nur das Individuelle“ liebte, so erfolgte auch bei

Fontane eine einseitige Umsetzung des guten „historischen Sinnes“ in ein fast ausschließlich auf Bekenntnissen, Memoiren, Briefen, Dichtungen und Anekdoten begründetes Geschichtswerk. „In meinem Innersten bin ich geradezu Briefschwärmer und ziehe sie, weil des Menschen Eigenstes und Echtestes gebend, jedem anderen historischen Stoff vor.“ „All meine geschichtliche Schreiberei, auch in den Kriegsbüchern, stützt sich im besten und wesentlichsten immer auf Briefe.“<sup>35)</sup> Im Grunde genommen ist Fontane über die künstlerisch verfeinerte, in der Goetheepigonzeit beliebte Stufe einer durch Memoirenbellesistik und Denkstättenbeschreibung stark bestimmten Historik kaum hinausgekommen. Spätere Erkenntnisse Fontanes zeugen dafür, etwa die Kritik der Wildenbruchschen „Quitzows“: „Es gibt nichts Langweiligeres als immer wieder Strausberg und Liebenwalde, als immer wieder Bötzw und Köpenick, als immer wieder Pommern- oder Sachsenherzog, als immer wieder ‚auspochen‘ und Kühe wegreiben und Schulmeister totschiessen und dazwischen ‚schloßgessen‘ und ‚nicht schloßgessen‘ und absagen und Ritterschaft und Fehderecht und dann wieder schloßgessen und wieder Kühe mit Sturmläuten und Kyrie eleison und (Gott sei Dank) dem Donnerwetter und Schockschwerenot einiger biederer Märkischer mit oder ohne Adel dazwischen.“<sup>36)</sup> Oder noch klarer: „Die Geschichte geht fast immer an dem vorüber, was sie vor allem festhalten sollte. Daß der alte Fritz am Ende seiner Tage dem damaligen Kammergerichtspräsidenten den Krückstock an den Kopf warf, und was mir noch wichtiger ist, daß er durchaus bei seinen Hunden begraben sein wollte, weil er die Menschen, diese ‚mehante Rasse‘ so gründlich verachtete — das ist mir mindestens ebensoviel wert wie Hohenfriedberg und Leuthen. Und die berühmte Ansprache ‚Rackers, wollt ihr denn ewig leben‘, geht mir eigentlich noch über Torgau selbst.“ Im Anfangsstadium seiner historischen Touristik hat Fontane das Treffendste über seine Behandlungsart des Historischen selbst gesagt, wenn er es als seine Entdeckung bezeichnet, das streng Wissenschaftliche mit dem Novellistischen zu vereinigen. Dem antwortet aus dem Jahre 1888 eine Feststellung über „Hoppenrade“: „Es ist ganz Historie in Novellenform.“<sup>37)</sup> oder von 1894: „Die Wanderungen wären gräßlich, wenn sie nur historisch wären.“ Hier wird ganz deutlich: Fontanes dichterisch-balladesker Grundtrieb wirkt neuschöpferisch auf ein begrenztes Gebiet der Historik ein. Dieser Lage der schöpferischen Grundkräfte in Fontane entspricht in den Wanderungen das Vorwiegen des Biographisch-Historischen verbunden mit dem Genrehaftlandschaftlichen.<sup>38)</sup> Fritz Behrend urteilt trefflich: „Fontane hatte in hohem Maße die Gabe, vergangenes Leben wieder gegenwärtig zu machen, durch feinste Stilmüancen den Kulturstand der verschiedenen Kreise dem Leser zu vermitteln; eine bei uns sehr seltene Kunst. Aber ... Aktenfaszikel mit Umsicht zu verwerten, die keiner Persönlichkeitsschilderung dienen, war nicht seine Sache.“<sup>39)</sup> Auf einen Seitentrieb seiner Historik, eine Denkschrift von 1876 zur Gründung eines Nationalhistorischen Museums, sei wenigstens hingewiesen.<sup>40)</sup>

## 5.

Würde Fontane es vermögen, in einer Art künstlerischer Historiographie die Polarität seiner Kräfte zu bannen? Das Betreten der höheren Stufe der Kriegshistorik sollte die Antwort geben. Für den Verlag des Geh. Oberhofbuchdruckers Rudolf von Decker hat Fontane die Kriegsgebiete von 1864, 1866 und 1870/71 bereist, darüber im Berliner Fremdenblatt und im Johanniterwochenblatt berichtet und schließlich seine Kriegsbücher, sechs stattliche Bände in Lexikonformat mit tausenden von Seiten verfaßt. Erbittert, aber voll Selbsterkenntnis schrieb er: „Zwölf Jahre habe ich an diesen Kriegsbüchern Tag und Nacht gearbeitet. Sie feiern nicht in großen, aber in empfundenen Worten unser Volk, unser Heer, unsern König und Kaiser. Ich bereiste 1864 das gegen uns fanatisierte Dänemark, war 1866 in dem von Banden und Cholera überzogenen Böhmen und entging in Frankreich nur wie durch ein Wunder dem Tode. Unabgeschreckt, weil meine Arbeit das Wagnis erheischte, kehrte ich an die

bedrohlichen Punkte zurück. Dann begann meine Arbeit. Da steht sie, wenn auch weiter nichts, als das Produkt großen Fleißes.“<sup>41)</sup> Die Kriegsgeschichten „Der Schleswig-Holsteinische Krieg“ (1866), „Der Deutsche Krieg“ (2 Bde. 1870/71) und „Der Krieg gegen Frankreich 1870/71“ (2 Bde. in je 2 Halbbdn. 1873 und 1875/76) erheben den Anspruch, voll als Historiographie gewertet zu werden. Sie waren als Prachtwerke gedacht, deren Erscheinen das Preuß. Kriegsministerium durch Verpflichtung zur Abnahme eines größeren Teils der Auflage indirekt finanzierte. Auch erhielt Fontane seit 1870 jährlich 400 Taler Beihilfe vom Preuß. Innenministerium.<sup>42a)</sup> „Da ich auserlesen worden bin ...“ So reihte sich Fontane in die Linie der amtlichen und offiziellen Kriegshistoriker, Fachhistoriker und Generale stolz ein, erhielt die vom Herzen kommende Anerkennung Moltkes und nahm beglückt von seinem König die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft entgegen. Fontane war überzeugt, auf dem Gebiet der Kriegsgeschichtsschreibung Neuland entdeckt zu haben. „Selbst meine Freunde haben keine Ahnung davon, was es mit diesem Buche eigentlich auf sich hat, und daß ich mir, gerade wie in den Wanderungen eine Behandlungsart erfunden habe, die vorher einfach nicht da war,“ beteuert er vom 66er Kriegsbuch.<sup>42b)</sup> Dies Buch ist typisch für seine Methodologie. Es zeigt Fontane, genau wie das 70er Kriegsbuch, auf ängstlich eingehaltenen Wegen offizieller Popularhistorik. Eine Unmasse von Schrifttum ist herangezogen. Die Mitarbeit zahlreicher historischer und militärischer Sachverständiger wird sichtbar. Fontanes eigene Bibliographie nennt über 60 Werke zum 66er Buch. Der Leser ist peinlich berührt durch das Ertrinken in Details, amtlichen Quellen, Regiments- und Namenkult. Das wirkt schlimmer als das von Fontane beklagte Schweigen der Generalstäbler und Divisionäre, die sich auf ihr Recht zur „Priorität der Veröffentlichung“ beriefen und den Verfasser zur Benutzung österreichischer und sächsischer Quellen zwangen. Viele Militärs haben trotzdem seine Kriegsbücher gelobt. Vergeblich sucht man das, worauf Fontane den Nachdruck legte: „Das Militärische ist unter allen Umständen nur eine Seite des Buches. Das Wichtigste daran ist der Aufbau, der Grundriß, die Klarheit der Anlage. Es muß einer schon eine gute Künstlerader im Leibe haben, um dies Eigentlichste sofort zu erkennen.“<sup>42)</sup> Durch dieses zum historischen Schaffensprinzip erhobene Ordnungsprinzip setzte Fontane auch sein 70er Kriegsbuch von der übrigen Kriegshistorik ab: „Diese Gruppierung des Stoffs im Ganzen wie im Einzelnen, bei Aufbau des Buches überhaupt wie bei Schilderung jeder einzelnen Schlacht, hat nur das F'sche Buch; durch Übersicht und Klarheit unterscheidet es sich von allen andern 70er Kriegsbüchern, durch lebensvollere Darstellung und Fülle der Details von dem großen Generalstabswerk.“<sup>43)</sup> Die Fachhistoriker blieben stumm. Mit seinem Illustrator Ludwig Burger gab es böse Auseinandersetzungen.<sup>44)</sup> Ganz vereinzelt blieb das Lob, wie etwa das von Max Jähns, des Kriegsgeschichtslehrers der Berliner Kriegsakademie<sup>45)</sup> oder Friedrich Wilhelm Holtzes, des Historikers am Berliner Kadettenkorps, ein Lob, das eigentlich nur in dieser echt kritischen Form durch Mario Krammer aufgenommen wurde.<sup>46)</sup> Auch Ranke, der sich 1862 noch „sehr freundlich“ über den ersten Wanderungsband ausgesprochen hatte, schwieg beharrlich. Man dachte wohl an den Ausbruch Fontanes bei seiner kleinen Kontroverse mit Preuss über die Wanderungshistorik: „Der alte Zopfprofessor kann sich nicht zu der Vorstellung erheben, daß die freie künstlerische Behandlung des Stoffes um des künstlerischen Willens ein Recht der Existenz hat, auch wenn die strikte historische Wahrheit dabei in die Brüche geht.“ Da haben wir nicht mehr den echten dilett, sondern den vom Dichter so geliebten „franc-tireur der Wissenschaft“ vor uns. Das Dreigestirn der großen Historiker verblaßt an Fontanes Himmel, er erkannte, daß er die „Männer der Forschung“ nicht zur Anerkennung seines historischen Oeuvre bringen könne. „Dies große Kriegsbuch, die Tag- und Nachtarbeit dreier Jahre, war der letzte Zug: alles wieder umsonst, und so darf ich denn sagen: ich habe diesen Literaturbettel gründlich satt. Wir sind entschlossen, ein ganz neues Leben anzufangen.“<sup>47)</sup>



Fontane als märkischer Wanderer (A. v. Heyden)

Fontanes historische Methodik ist in den Reiterbildern von 1879 beispielhaft: Aus Angaben genealogischer Handbücher, Literatur der Kriegsministerialbibliothek (vornehmlich Militärkritiken, Schlachtenberichten, Memoirenwerken, zeitgenössischen Briefen und Urteilen), zu denen gelegentlich auch persönliche Mitteilungen aus dem Generalstab und eigene Erlebniseindrücke traten, wurde ein flimmerndes und großzügig geordnetes Mosaik aufgebaut. Schnell und gewandt aus zweiter Hand geschöpft, typisch in der Behandlung offizieller Persönlichkeiten und Ereignisse, bei denen Fontanes Skepsis vor persönlicher Stellungnahme ausweicht in anekdotische Erzählung oder lange Zitierung anderer Werke. Fraglos hat Fontane den Grundsätzen echter Historik folgen wollen und versucht, das Geschehen dem inneren Zusammenhang nach darzustellen. Aber er differierte doch auf allen Gebieten der geschichtlichen Methode von den Historikern seiner Zeit. Er hat zwar versichert: „Das Büchermachen aus Büchern ist nie meine Sache gewesen“, aber die Fontane-Forschung hat anderes erwiesen.<sup>48)</sup> Oder: „Das bloß aktenmäßige ist immer langweilig“ und „Es muß sich lesen wie ein Roman. Es muß fesseln wie eine Räubergeschichte“<sup>49)</sup>, aber Fontanes Werk ist gemessen z. B. an Moltkes 70er Kriegsbuch so trocken, ledern und aktenmäßig wie nur etwas, und dem Freund General v. Zychlinski klagt er einmal resigniert: „Der unerläßlichen Rücksicht auf die Teile, fällt die Rücksicht auf die Abrundung des Ganzen zum Opfer, daß der Strom nie einfach fortfließen kann, daß es immer wieder nötig wird, den Gang der Erzählung — meist an der interessantesten Stelle — zu unterbrechen, um sich nach detachierte[n] Kompagnieen oder abhanden gekommenen Halbzügen umzusehen.“ Hier haben wir die Kapitulation des Dichters vor der historischen Aufgabe in Reinkultur.

An diesen tieferen Erscheinungen ging auch Richard Sternfelds Vortrag vor dem Verein für die Geschichte Berlins 1917 vorbei.<sup>50)</sup> Denn wie steht es mit Fontanes Quellensammlung? Er hat Chroniken und Abhandlungen,

Erinnerungen und Anekdoten, Programme und Flugschriften nach den fragwürdigen Quellenbegriffen eines Journalisten zusammengetragen, zuweilen auch Akten zu Rate gezogen und durch Fragebogen, Zeitschriftenrundfragen und briefliche Anfragen und mündliche Auskünfte ein „Quellenwerk“ zu schaffen versucht.<sup>51)</sup> Er hat auch ganz besonders Bilder und Sachgüter, Denkmäler historischer Stätten und das Landschaftsbild befragt, aber den Rang einer wissenschaftlich durchgeführten historischen Heuristik wird ihm auch der großzügige Beurteiler nicht zuerkennen wagen. Seine Methode der Quellenkritik ist nicht minder problematischer Natur. Fragen der kritischen Methodik, sowohl bezüglich der quaestio facti wie bezüglich der quaestio juris waren ihm vertraut aus J. W. Loebells Aufsatz „Über die Epochen der Geschichtsschreibung und ihr Verhältnis zur Poesie“<sup>52)</sup>, aus Chr. K. Josias v. Bunsens „Gott in der Geschichte“ (1857), Giesebrechts Abhandlung „Die Entwicklung der modernen Geschichtswissenschaft“, auch aus Sybels Unterhaltungen und aus des Tunnelfreundes Moritz Lazarus Buch „Die Ideen in der Geschichte“ (1865). Fontanes Stellung war jedoch bestimmt durch die Frontstellung des Poeten gegen die Kälte der durch Comte hervorgerufenen positivistischen Fragestellung. Daran ändert sich auch nichts, wenn er gelegentlich emphatisch meint: „Ich kann nicht dem großen Streit der Gegenwart zu Liebe . . . die Geschichte auf den Kopf stellen.“<sup>53)</sup> Mindestens auf den Gebieten der Heuristik und Hermeneutik hat Fontane die von ihm intendierte Mission nicht erfüllt. So konzentriert sich alles auf das schriftstellerische Gebiet: die historische Schöpfung. Äußere Anordnung und innere Verknüpfung, Deutung der Tatsachen und lebensvolle Darstellung machen die Geschichtsschreibung zur Richterin, als die sie Fontane ebenso wie seine geschichtliche Dichtung angesehen hat. Während jedoch der Historiker nach dem ewigen Gesetz, das über der Gesamtheit waltet, zu richten sucht, entfaltet der Dichter umgekehrt aus dem Gericht über die Einzelpersonlichkeit das ewige Gesetz. „Er wollte nicht Gerechtigkeit üben“, sagt Fontane von Scott,



„Er stand über den Dingen.“<sup>53)</sup> Aufschlußreich sind in dieser Beziehung auch Fontanes Rezensionen historischer Werke. Es handelt sich also beim historischen Oeuvre Fontanes nicht um schöpferische Historik, sondern nur um die im Wortkunstwerk Form gewordene Manifestation seines besonders lebendigen „historischen Sinnes“. Fontane steht mit seiner Auffassung der historiographischen Aufgabe letzten Endes noch im Banne Ciceros, der die Geschichte als ein „opus oratorium maxime“ ansah, oder noch treffender im Banne eines Quintilian, der den von allen Poeten so gern bejahten Standpunkt einnahm: „Est enim historia proxima poetis et quodammodo carmen solum.“<sup>54)</sup> Diese Tatsache bestimmte Fontanes so entscheidende Hinwendung innerhalb der historischen Synthese mehr zur Henologie, Analogie und Hypothese als zur Feststellung der Seinsbeziehungen der Tatsachen, mehr auf Stoffanordnung als auf Stoffverwertung, mehr auf die Ideen als auf die buntgewürfelten Wirklichkeiten, mehr auf Gesetzmäßigkeit als auf Sinnlosigkeiten des Geschehens. Bei der Kriegshistorik mußte aber gerade das zu einer tödlichen Diskrepanz führen.

Wenn die These vertreten worden ist, daß Fontanes historiographische Tätigkeit einen Umbruch seiner politisch-geschichtlichen Weltauffassung oder doch wenigstens einen Durchbruch zum Historismus herbeigeführt habe, so beweist die Entwicklung seines historischen Werkes eher das Gegenteil: ein stetes Verharren in sich selbst bei Andringen der stärksten Welle des Historismus und ein inneres Aufatmen beim ersten Vorstoß dagegen. Als Fontane sofort nach Erscheinen Friedrich Nietzsches großen Angriff gegen den Historismus „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ (1874) las, wurde seine Skepsis gegenüber der kritischen Historik erheblich gefördert. Die Beziehungen zwischen Leben, Geschehen und Geschichte beurteilte Fontane genau so wie der junge Nietzsche. „Wem sich das Leben erschließt, dem erschließen sich auch die Zeiten.“ Auch er durchschaute den unhistorischen Grundzug im Resultat historischer Betrachtung, das Verstaubte historischer Quisquilien, das Tote enzyklopädischer Historik, auch er begrüßte den Anruf der höheren Einheit von Geist und Leben, das Bekenntnis zur künstlerischen Wahrheit historischer Darstellung, zur Umbildung der Historie zum lebensvollen Kunstwerk, die Fronde gegen die Romantik. Aber Fontane wich in wesentlichen Gedanken so grundlich von Nietzsche ab, daß er sich letzten Endes als einen Gegentypus zu Nietzsche empfand und dessen Lebens- und Menschendeutung wie seine Historik ablehnte. Aus diesem Geist jedoch blieben aus der Kriegshistorikzeit die schlichten Erlebnisbücher „Kriegsgefangen“ (1871) und „Aus den Tagen der Okkupation“ (2 Bde. 1872) lebendig.

Auch das Satyrspiel blieb nicht aus und kam auf den Wegen der Kunsthistorik. Kunstkritik und kunsthistorische Exkursionen hatten Fontane immer gelegen.<sup>55)</sup> In den Englandbüchern und noch im Werk „Aus den Tagen der Okkupation“ sind kunsthistorische Exkurse gern gegeben. Zwei kunsthistorische Studienreisen nach Italien 1874 und 1875, gleichsam ernsthaftere Fortsetzung der kunsthistorischen Bemühungen im okkupierten Frankreich, sollten den Weg in das neue Leben als Erster Sekretär der Kgl. Akademie der Künste in Berlin bahnen. Mehrere hundert Blätter Studien und zwei Tagebücher zeugen von diesem Versuch. Mit der dramatischen Beendigung dieser kurzen Sekretärszeit wird endgültig der Schlußstrich auch unter das Kapitel der Kunsthistoriographie gezogen.

In einer Zeit, da sich die deutsche Geschichtsschreibung von der mystischen Deutung zur Darstellung historischer Wirklichkeit entwickelte, hat Fontane nie einen Zweifel darüber gelassen, daß er bei aller Vorliebe des Poeten für die mystisch deutende romantische Historik doch zu den Männern mit dem geschichtlichen Wirklichkeitssinn gehöre. Aus wissenschaftlichem Bewußtsein heraus lehnte er Mythisierung wie Politisierung in gleicher Weise ab. Nicht nur Georg Hesekei, auch Willibald Alexis hielt er letzten Endes für einen Erzähler politischer Märchen.<sup>56)</sup>

Am Ende des Doppeljahrzehntes von 1860 bis 1880 erfolgte ähnlich wie am Ende des ersten Doppeljahrzehntes der entscheidende Durchbruch von der Geschichte zur Dichtung, diesmal im Roman „Vor dem Sturm“ und in den balladesken Novellen.<sup>57)</sup>

6.

Dem Historismus in der Geschichtsschreibung war von 1850 bis 1870 ein noch bedenkllicherer Historismus im Roman parallel gegangen, so daß Adolf Stern 1879 den historischen Roman als Form bereits in Frage gestellt sah, Gervinus ihn als das schädlichste aller halbpoetischen Zwitterwerke brandmarkte, „die den Kunstsinn nicht nähren und den Geschichtssinn zerstören.“<sup>58)</sup> Spielhaagen spottete, unverkennbar auch auf Fontaneweisend, über die armseligen Gesellen, „die mit der Bettlerkrücke im Schutt der Jahrhunderte wühlen.“ Fontanes theoretische Auffassung ist an seinen zahlreichen Rezensionen historischer Romane und Dramen ablesbar. Der Dichter hat sich an die erlebte Vergangenheit zu halten. Das entspricht Scotts Auffassung, die Geschichte als „die noch durch elterliche Überlieferung und die Stimme des Bluts erfassbare Vergangenheit“ zu betrachten.<sup>59)</sup> Der Pseudohistorik des Dichters Alexis setzte Fontane schon 1873 den eigenen Grundsatz entgegen: „Historischer Sinn, poetisches Ahnungsvermögen, rückwärts gewandte Begelsterung, unbedingte Muse, jahrzehntelanges Studium, sie alle sind nötig, um eine Seele derart zu bilden und zu pflegen, daß sie unter den Lebenden unserer Tage wie unter Schatten und unter den Schatten der Vergangenheit wie unter lebensfrischen Gestalten wandelt.“<sup>60)</sup> Hier ist die historia nicht mehr die bequeme ancilla poesiae, hier wird der Historismus in der Dichtung, insbesondere im Roman überwunden. Das historische Arsenal des Dichters ist vom Wissenschaftlichen entrümpelt und geblieben ist nur das Menschlich-Bedeutsame. Die Poesie ist nicht mehr Mittel zur Verbreitung und Popularisierung historischen Wissens und die historische Ballade, bisher nur eine poetische Fassung und künstlerische Gestaltung einer historischen Anekdote, wächst weit über das Stoffliche hinaus. Sein erster historischer Roman war nach Fontanes Auffassung eine Fortsetzung des Wanderungsstils und „im Wesentlichen eine Aneinanderreihung von Balladen.“<sup>61)</sup> Es geht nunmehr um Figuren und Schilderung, nicht um Geschehen und Handlung.<sup>62)</sup> Die Gesetze historischen Schaffens werden abgestreift und die Gesetze dichterischen Schaffens treten an ihre Stelle. Eine breite Welle historischer Epik und epischer Pläne leitet das letzte Doppeljahrzehnt von 1880 bis 1898 ein: Sidonie von Borcke, Die quade Fölke, Herzog Abel, Das Gelübde von Bornhöved, Die Likedeeler, Grete Minde (1880), Ellernklipp (1881), Schach von Wuthenow (1883) und der Nachzügler Die Poggenpuhl (1894). Unter den mehr als 100 Novellenplänen des Nachlasses gehören hierher noch: Storch von Adebarr, Der von Katte, der Schmied von Lipinke, Die preußische Idee, Großmutter Schack, Salaz y Gomez u. a. m. Es beginnt damit das literaturgeschichtliche Kapitel über die Bedeutung der Geschichte als Element Fontanescher Weltanschauung und Dichtung. Gegenüber der Balladendichtung wird in den balladesken Novellen das Verhältnis zur Historik noch weiter aufgelockert. Als stärkstes Element bleibt die Vorliebe für die historische Anekdote, die Fontane für „das Beste aller Historie“ hielt,<sup>63)</sup> und die er in seinem epischen Werk reich verwandte, anfangen vom Majorsstuhl mit dem unauslöschlichen Blutfleck in „Vor dem Sturm“ bis hin zur Anekdote von Wilhelm I. in Gastein im „Stechlin“. Die Historie wird aus der ursprünglich für den Poeten bestehenden Gleichberechtigung im Dreiklang mit Sage und Lied herausgelöst und zum besonderen Mittel dichterischer Kolorierung erhoben. Scott wurde deshalb so stark durch Fontane bewundert, weil er die Historik durch Dichtung überwand. „Er wußte jeden Augenblick, daß er nicht Historiker, sondern nur Geschichtenerzähler war.“<sup>64)</sup> Die neuen Balladen, die Fontane der 3. Auflage seiner Gedichte (1889) beifügte, bekundeten die Wandlung zur letzten Erkenntnis:

„Geschicht' und Dichtkunst sind zweierlei Zünfte.“

Nun erscheint auch die Umkehrung des Rankewortes in ein:

„Such' nicht, wie's eigentlich gewesen.“

Dort auch das scharfe Distichon auf die Geschichtsschreibung:

„Bei hellem Tageslichte  
Hab' ich es anders gesehn.“

„Gewiß. Geschichten und Geschichte  
Wachsen und wechseln im Entstehn.“

Bereits mit dem Übergang zum modernen Zeitroman in „L'Adultera“ (beendet im April 1880) hat Fontane in radikal wirkender Weise das eigene Prinzip des historischen Romans überwunden. Hier erscheinen schon die ersten mesquinen Bemerkungen über die Kunsthistorik, wenn deren stilkritische Gliederungsmethodik durch die Einteilung der Madonnen in kalte, warme und temperierte ridikülisiert wird. An solcher Ridikülisierung der Geschichtsforschung geht in der Folge kaum ein Roman Fontanes vorbei. In „Cecile“ (1887) wird der Historie erdichtende Kastellan des Quedlinburger Schlosses bewundert, während in der Gestalt des Privatgelehrten Aus dem Grunde eine unvergeßliche Karrikatur des historischen Spezialissimus geschaffen wird, um in dreifacher Steigerung die Politisierung ebenso wie die Akademisierung der Historik, ihre Überheblichkeit und ihre Verirrungen abzutun, vor allem die Enge des Grundsatzes: „Wer Historie schreiben oder auch nur verstehen will, hat sich in erster Reihe zweier Dinge zu befleißigen: Er muß Personen und Taten aus ihrer Zeit heraus zu begreifen und sich vor Sentimentalitäten zu hüten wissen.“ Das Ganze ein krasser Gengentypus zum köstlichen Buddelpastor Seidentopf, jene liebevolle Umdeutung des ersten märkischen Prähistorikers, des Totenkopf-Forschers Gottlieb Treuer. In „Stine“ (1890) wird „la grande roue de l'histoire“, das wir Leben und Geschichte nennen, unter „einem Gesetz des Gegensatzes, das zugleich ein Gesetz des Ausgleichs ist, eine neue Theorie von diesem oder jenem“, gesehen und damit den Hegelianern eins ausgewischt. Fontanes Ansichten über die Historik werden immer gewagter. „In sechs altentfritischen Anekdoten steckt mehr vom alten Fritz als in den ganzen Staatspapieren seiner Zeit.“<sup>65</sup> 1885 heißt es: „Geschichtsschreibung ist Stilübung. Wer es in dieser Übung am weitesten bringt, ist der größte Historiker. Wer einem aber versichert, er habe die Wahrheit oder auch nur die Wirklichkeit gefunden, der ist ein Lügner oder ein Schöps. Oder allenfalls noch (als Drittes) ein Allongeperückengelehrter.“ Nun tauchen aus den dichterischen Visionen die wunderbaren Gestalten auf: Pastor Schleppegrell als „Mann der historischen Bedenken“ und die ewig in Kontroverse liegenden Prähistoriker Thomson und Worsaa in „Unwiederbringlich“ (1892), der alte General von Poggenpuhl (1894) mit seinem Geständnis, daß nach seinen Erfahrungen „die sogenannte Makulatur einen ganz bedeutenden Geschichtsfond, mehr als manche Geschichtsbücher“ umschließe; dann der „auf Hansa, Skandinavien und Fritz Reuter“ eingeschworene Kantor Jahnke in „Effie Briest“ (1894) und schließlich der den Gothik-spezialistischen Oberlehrer grotesk umkreisende Dorfschullehrer Krippenstapel im „Stechlin“ (1898). Eine Gestalt bleibt als Selbstbildnis Fontanes hervorzuheben: der Oberlehrer Wilibald Schmidt in „Frau Jenny Treibel“ (1892). Da steht das entscheidende Wort des Dichters, daß das Nebensächliche, wenn was drin stecke, die Hauptsache sei. Denn das gäbe das eigentlich Menschliche. Das sei zwar poetisch gedacht, aber: „Das Poetische hat immer recht; es wächst weit über das Historische hinaus.“ Die Bewunderung und Liebe für die Historiker ist dahin.<sup>66</sup>

## 7.

Der ganz alte Fontane ist keineswegs zum überhistorischen Geist geworden. Bei seiner letzten photographischen Aufnahme ließ er auf das Tischchen, das seine Hand mit der Schwanenpose stützt, den Bronzeabguß von Moltkes Hand und das Bild seiner Gattin stellen. Die Publikationen haben diesen Teil des Bildes als sentimentalen Kitsch weggeschnitten! Sehr mit Unrecht. Denn die „alten Götter“ lebten, lebten stärker denn je. Der „Stech-

Th: Fontane



„Kriegsgefangen“  
(Zeichnung von v. Lepel?)

lin“ ist ein eminent politisches Buch und gibt die Abklärung jener leidenschaftlichen politischen Aktivität, die den greisen Meister erfüllte. Am 19. Juli 1895 hielt Heinrich von Treitschke bei der Kriegserinnerungsfeier der Universität Berlin die Festrede. Sie gab Fontane Anlaß zum Bekenntnis seines „Tages von Damaskus“ den Historikern gegenüber: „Gesinnung, Anschauung, Komposition, Stil und Ton, Getragenheit und Durchsichtigkeit und, unter Zurückhaltung alles gröblichen Wissens, nur überall das feine Destillat davon — ja, das lasse ich mir gefallen.“<sup>67</sup> Als dann 1896 Paul Bailleus Aufsatz über Treitschke erschien, versicherte Fontane: „Ich richte mich an dieser Schilderung eines großen deutschen Patrioten ordentlich auf.“<sup>68</sup> Im Abstand von nur wenigen Monaten der Treitschkerede war Fontane auf einen Bismarck-Essay von Henryk Sienkiewicz gestoßen und schon hier lebt Fontane wieder ganz in Bewunderung der Historik: „Ich habe so was von großem historischen Sinn (trotzdem er nur ein Romanschriftsteller ist), sowas von Pachen und Treffen überhaupt noch nicht erlebt, ich stelle es über alles, was ich in Essays und Charakterbildern unserer englischen, französischen und deutschen Historiker gelesen habe. Mein Liebling Macaulay verblaßt daneben.“ Oder: „Schlägt alle Historiker aus dem Felde.“ Oder: „Es ist überhaupt das Bedeutendste, was ich von Erfassung einer historischen Persönlichkeit je gelesen habe, die berühmtesten Historiker nicht ausgeschlossen . . . Das ist: dichterische Intuition.“<sup>69</sup> On revient toujours a ses premiers amours. Immer, wenn bei Fontane sich die dichterische Kraft in Stille sammeln will, sind die „alten Götter“ da. Die Neubearbeitung des 2. und 3. Bandes der Wanderungen (1789 bis 1884), der Plan einer „Geschichte Brandenburg-Preußens“ für den Verleger Bruckmann (1882) und die „Fünf Schlösser“ (1889) bezeichnen ein Wiederaufleben der Wanderungshistorik. Im Schlußwort zur Gesamtausgabe der Wanderungen (1881) wehrte sich Fontane dagegen, in die „Prachtfront der großen Grenadiere“, unter „die Würdenträger und Groß-Kordons historischer Wissenschaft“ eingereiht zu werden und wollte nur in der letzten Rotte der 12. Kompanie mitgezählt werden. Schon nach Vollendung des Oderland-Bandes habe er die historische Vor-



tragsweise verlassen und alles nur auf „bloße Plauderei“ abgestellt. Das war ein echt fontanescher Rückzug, der weder für sein dichterisches noch für sein historisches Werk das geschichtliche Erlebnis preisgab. Fontane hat die „Fünf Schlösser“ seiner Wanderungshistorik als „historische Spezialarbeiten“ gegenübergestellt und damit auf eine neue Stufe seiner Historik hingewiesen. Die Entwicklung der allgemeinen Geschichtsschreibung zu einer genetisch-biologischen Art kann solchen Gedanken begünstigen. Der Übergang von positivistischer zu biologischer Auffassung ist in Fontanes Briefen jahrelang hindurch zu verfolgen. In einer etwas krausen Entwicklungslinie stehen da Wieses Bemühen um Deutung deutscher Stammesarten, Hippels „Lebensläufe“, Jean Pauls „Über den Gott in der Geschichte und im Leben“, E. T. A. Hoffmann mit dem berühmten Greuelfamilienstammbaum des Medardus in den „Elixiren des Teufels“ und schließlich Fontanes Freund aus der *societas oinologica* Geh. Rat Zitelmann mit seiner Idee beseelter Familienstammbäume und der Geneanomie.<sup>70)</sup> Das waren die Leute, die Fontane gerne „Franc tireure der Wissenschaft“ nannte. Tatsächlich wird in den „Fünf Schlössern“ der Biologie gehuldet! Ziel dieser Historik ist es, das lebenswert Fortlebende zu erfassen. „Es ist nicht nötig, daß die Stechline weiter leben, aber es lebe der Stechlin!“ Denkstätten und Menschenschicksale als Dokumente der Idee der Lebensstärke zu gestalten, das ist eminent dichterisches Schaffensprinzip. So klingt Fontanes Historik — auch seine letzten Versuche am von Bredow-Stoff bleiben in der Fünf-Schlösser-Linie — folgerichtig in die Autobiographik des „Christian Friedrich Scherenberg“-Buches (1884), der „Kinderjahre“ (1893) und des „Von Zwanzig bis Dreißig“ (1895) aus. Die politisch-historische Aktivität des Alters aber erhebt sich zur visionären Prophetie. „Dreiviertel ist immer Dichtung“, heißt es vom Causeurtum des Haupt-

manns Czako im „Stechlin“, der dazu bekennt: „Ich gebe mich auch nicht für einen Historiker aus und am wenigsten für einen korrekten Aktenmenschen.“ So sah Fontane sich ganz zuletzt selbst. Die machtvolle Gewalt des historischen Sinnes ist in die stärker wirkende Macht des dichterischen Daimonions eingegangen. Aus tiefem Wissen um alles Menschliche und um das Vergängliche aller geschichtlichen Größe liebt Fontane es, wie Shakespeares Antonius zu denken: „Noch gestern hätte Cäsars Wort die ganze Welt gebannt; jetzt liegt er da und keiner ist so ritterlich, ihm Achtung zu erweisen.“ In der Weise israelitischer Untergangsprophetie sprach Fontane im „Stechlin“ von der Tatsache, daß Friedrichs d. Gr. Non-soli-credit-Adler nicht mehr blitze; im Freundesbrief schrieb er noch deutlicher gerade mit Bezug auf Bismarcks Werk: „Das Eroberte kann wieder verloren gehen. Bayern kann sich wieder ganz auf eigene Füße stellen. Die Rheinprovinz geht flöten, Ost- und Westpreußen auch, und ein Polenreich entsteht aufs neue.“<sup>71)</sup> Aber auch für die Nachfahrenden, die am Grabe des Bismarck-Reiches stehen, hat der Dichter den visionären Trost: „Es schadet einem Volke nicht, weder in seiner Ehre noch in seinem Glück, mal besiegt zu werden. Das niedergeworfene Volk muß nur die Kraft haben, sich aus sich selbst wieder aufzurichten. Dann ist es hinterher glücklicher, reicher, mächtiger als zuvor.“<sup>72)</sup>

Mit solcher politisch-historischen Visionsfähigkeit des Alters kehrte Fontane an die Ursprünge seiner jugendlichen Historik zurück, die unzerstörbar blieben, seit er im Dezember 1849 im „Ball von Paris“ wegweisend für den Geist seines Jahrhunderts die Worte schrieb:

Ich aber jetzt, mit nachgeschärften Sinnen,  
Schau durch das Maskenwerk und seinen Schein  
Tief in das Herz der Wirklichkeit hinein.

Nachweise: 1) Franco-German War and Insurrection of the Commune. Washington: Government Printing Office. 1878. Nr. 100, p. 87. — 2) Beitrag zu Brockhaus' Conversationslexikon. — 3) Urkunde vom 8. 11. 1894. — 4) Berl. Bär. Jg. 5 Nr. 31 v. 20. 12. 1879. — 5) Einl. zu Fontane, Preußische Generale. Berlin 1943. — 6) Arist. Poet. 9, 3; Quint. Inst. 10, 1, 31. — 7) Hebbel, Werke 12, 332. — 8) Br. an Storm 14. 2. 54. — 9) Meine Kinderjahre 321. — 10) ebda 197. — 11) ebda 313; Br. an P. Linsemann 16. 5. 97. „Ich erhielt Weihnachten 1831 Beckers Weltgeschichte als Geschenk und habe sie, wie der Pfeffelsche Invalide seine Tabakspfeife auf allen meinen Zügen mitgeschleppt.“ — Fontane besaß folgende Ausgabe: „Karl Friedrich Beckers Weltgeschichte. 5. verb. Ausg. mit den Fortsetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel. Berlin: Duncker u. Humblot. Bd. 1—12. 1824—1827.“ Es handelt sich um die von dem Lehrer der Geschichte am Kgl. Kadettenkorps Johann Wilhelm Loebl bearbeitete Ausgabe, die in den von Woltmann bearbeiteten Bdn. 1—3 (Alte Geschichte) weitgehend die historisch zwar anfechtbare, aber schriftstellerisch hervorragende ursprüngliche Fassung Beckers wiederherstellte. G. H. S. Köpkes Fassung des Bd. 4 und Menzels Anteil (Bd. 10—12) unangetastet ließ. — 12) Vgl. auch Ch. Jolles, Fontane und die Politik. Diss. Berlin 1937. — 13) Vgl. Grafenschaft Ruppins. S. 29. — 14) K. E. Franzos, Gesch. d. Erstlingswerkes. Leipzig 1894, S. 3—7. — 15) Von Zwanzig bis Dreißig S. 22. — 16) Kinderjahre 202. — 17) Von Zwanzig bis Dreißig 668. — 18) Br. an Storm 14. 2. 54. — 19) K. A. Varnhagen, Tagebücher 5, 178. Die Artikel in Berliner Zeitungshalle 1848. — 20) Briefw. m. Wolfsohn. Berlin 1910. 47—52. — 21) Preuß. Ztg. Berlin 13. 7. 59. — 22) W. Waetzoldt, Dt. Kunsthistoriker. Leipzig 1924, 2, 143 ff. Vgl. Passavants „Kunstreise durch England u. Belgien“ (1833), Schnaases „Niederländ. Briefe“ (1834), Waagens „Künstler u. Kunstwerke in England u. Paris“ (1837/39) bis hin zu Burckhardts „Cicerone“ (1855). — 23) Br. an v. Pfuel 18. 1. 64. — 23a) Br. Heynes an F. 13. 12. 61. — 24) Werke II, 4, 175. — 25) Br. an v. Merckel 1. 12. 57. — 26) Br. an v. Merckel 18. 2. 58. — 27) Fontane-Lepel Briefw. München 1940, 2, 179. — 28) Fr. Behrend, Th. F. zu seinem Leben u. Schaffen. Berlin 1933, S. 14. — 29) Br. an Hertz v. Juli 1860. — 30) J. Fürstenau, Fontane u. d. märk. Heimat. Berlin 1941. — 31) Werke 1, 24. — 32) M. Krammer, Ein ungeschriebenes Fontanebuch. Voss. Ztg. Berlin 16. 12. 1920. Fr. Fontane, Gesch. aus Mark Brandenburg. Kreis-Kalender Neuppin 1933. — 33) Br. an Hertz 31. 10. 61. — 34) H. G. Wegner, Th. F. u. der Roman vom märkischen Junker. Berlin 1938. M. Krammer, Die Entdeckung des märkischen Junkers. Voss. Ztg. 8. 12. 22 u. M. Krammer, Th. F. Berlin 1922. — 35) Br. an Gentz 3. 5. 89. — 36) Voss. Ztg. 9. 11. 88. — 37) Br. an Friedländer 3. 11. 88. — 38) J. Fürstenau aO. — 39) F. Berendt aO. — 40) Vgl. Brief an Pindt Mitte März 1876. In Fontanes Entwurf heißt es: „Sie soll vielmehr errichtet werden im Hinblick auf unsere Geschichte und zu Ehren jener Ruhmesumme, die in dieser Geschichte ausgesprochen liegt. Diese Geschichte ist aber durchaus preuß. Volks- und nicht preuß. Armee-Geschichte. Zum mindesten ist sie beides, und wie unzweifelhaft es sein mag, daß die Armee, vom Tage von Fehrbellin an, den glänzendsten Teil der Geschichte gemacht, aus Brandenburg ein Preußen und aus diesem ein

Reich errichtet hat, so ist es doch ebenso wahr, daß in dieser Armee die Kräfte des Volkes lebendig waren. Diese Volkskräfte schufen nicht die Armee, aber die siegreiche Armee. Unsere Geschichte, soldatischen Gepräges wie sie ist, ist Volksgeschichte trotz allem, und der ausgesprochenste Antimilitarismus sollte sich seines Anteils an dem Ruhm dieser Geschichte nicht freiwillig begeben, nur weil dieser Ruhm mehr nach der kriegerischen als nach der literarischen und künstlerischen Seite liegt... Das Volksgefühl geht andere Wege (als die Partei) und freut sich des nationalen Ruhms, auch wenn dieser Ruhm das Unglück haben sollte, auf dem Schlachtfelde geboren zu sein... Das aufgenähte Stück Tuch hat aufgehört, das Symbol einer Zeit zu sein, von deren leuchtenden Kern alles Kleine wie häßliche Schlacke längst abgefallen ist; wer aber selber klein genug ist, von jener Epoche glänzender Pflichterfüllung und werdender Größe sich abzuwenden, weil er den Pferdefuß des Militarismus aus dem Mantel vorgucken sieht, bei dem guckt aus der Kapuze selber was hervor. Kein Pferdefuß, aber Schlimmeres. Und wenn dies von den friderizianischen Tagen gilt, was erst von unseren Tagen, in denen das Götzenbild des Napoleonismus, zu zweien Malen so recht eigentlich durch unsern Volkes Geist und Kraft gestürzt und begraben wurde. Und diesem Geist und dieser Kraft, die ihren vollsten Ausdruck allerdings in der Armee gefunden haben, soll die Ruhmeshalle errichtet werden.“ — 41) Br. an M. v. Rohr 30. 11. 76. — 41a) Br. an M. v. Rohr 24. 4. 72. — 41b) Br. an Kletke 29. 8. 70. — 42) Br. an Emilie F. 2. 10. 69. — 43) Br. an Baumann 3. 9. 72. — 44) F. Hasselberg, F. u. sein Illustrator. Autographensammler. Berlin Sept. 1941. Vgl. F's Nachruf auf Bürger 1884. — 45) Rez. in Die Gegenwart XI. 1877. General v. Witzleben im Militär-wochenblatt 1877; Fr. W. Holtze. Rez. in Ztschr. f. Preuß. Gesch. u. Landeskd. 2, 161 f u. 4. 53 f. — 46) M. Krammer aO. — 47) Br. an Hertz 24. 3. 1870. — 48) Das 70er Kriegsbuch bringt 3 Folienseiten Literaturangaben. — 49) Br. an v. Decker 1. 1. 71. Vgl. Br. an Holtze 28. 1. 79. „Die Historiker müssen von den Naturhistorikern lernen.“ — 50) Voss. Ztg. u. Berl. Tagebl. 17. 1. 1917. — 51) Br. an Hertz 14. 12. 69. — 52) in Raumers Hist. Taschenbuch. — 52a) Br. an Kossack 10. 2. 64. — 53) F., Willibald Alexis in: Rodenbergs „Salon“ Bd. 10. — 54) Cicero, de lege 1, 2, 5; Quintil. instit. 10, 1, 31. — 55) Briefe an Kletke, bes. 23. 1. 71. 56) s. zu 53). — 57) Lambert Armour Shears, The influence of W. Scott on the novels of Th. F. New York 1922. Cl. Sieper, Der hist. Roman u. die hist. Novelle bei Raabe u. F. Weimar 1930. — 58) Gesch. d. 19. Jhs. 1, 406. — 59) F. W. Schirmer, Gesch. d. engl. Lit. 1937, S. 416. — 60) s. zu 53). — 61) Br. an Rodenberg 29. 1. 79. — 62) C. Wandrey, Th. F. München 1919, S. 109. — 63) Von Zwanzig bis Dreißig, Hesekiel-Kapitel; Br. an Wichmann 2. 6. 81. — 64) s. zu 53). — 65) Br. an Wichmann 2. 6. 81. — 66) Br. an Holtze 12. 4. 95. — 67) Br. an Sternfeld 8. 8. 95. — 68) Br. an Friedländer 2. 11. 96. — 69) A. Warschauer, Bismarck, Fontane u. Sienkiewicz. In: Voss. Ztg. 29. 7. 1923. Vgl. Fontanes Absicht, ein groteskes Bismarck-Essay zu schreiben. Br. an Stepanyan 6. 6. 93. — 70) Fr. Holtze, Erinnerungen an Th. F. In: Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 45, 74. — 71) Br. an v. Heyden 5. 8. 93. — 72) Br. a. Morris 13. 7. 97.

## Markt und Kaufhaus im mittelalterlichen Spandau

(mit 5 Abb. im Text nach Entwürfen des Verfassers)

Aus der Stadtgründungsurkunde vom 7. März 1232 (abgedruckt bei Kuntzemüller, Urkundliche Geschichte der Stadt und Festung Spandau, 1881) ist zu erfahren, daß der Markt und das Kaufhaus damals bereits schon bestanden, indem es heißt: „Sodann überlassen Wir (die Markgrafen) ihnen (den Bürgern) den Zoll, den wir in der ganzen Stadt Spandau, auf dem Markte, ausgenommen dem Kaufhause, gehabt haben.“ Aus dieser Nachricht ist zwar nicht zu ersehen, wo sich der Markt und das Kaufhaus befunden haben, zumal noch eine Nachricht von 1240 die Nikolai-Kirche als „ecclesia forensis“, d. h. also als Marktkirche bezeichnet (Kuntzemüller Seite 145). Eine so benannte Kirche ist im allgemeinen auch als auf dem Markte gelegen anzunehmen. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß diese hinweisende Bezeichnung der Kirche noch als eine Tradition aus früherer Zeit anzunehmen ist, als vermutlich der Kirchplatz Handelszwecken diente, worauf ich noch eingehen werde.

Eine gewisse Klarheit hingegen kann die Nachricht bringen: „Das Rathaus hat nicht immer auf seinem jetzigen Platze (auf dem Markt, etwa an der Stelle der heutigen Volksbank) gestanden — 1439 wurde das Rathaus up dem Kerkhof abgedeckt und mit Schindeln wiedergedeckt — hat also wahrscheinlich doch eine ziemliche Zeit dort gedauert“ (Schulze, D. F., Beschreibung und Geschichte von Spandau, 2 Bd., 1784 hrsg. 1913). Aus dieser Nachricht und der von 1232 läßt sich folgern, daß damals in der Stadt zwei große Plätze vorhanden waren, der Kirchhof und der Markt. Auf letzterem kann also das Kaufhaus gestanden haben, auf ersterem hingegen das Rathaus. Jenes glaube ich in der jetzt abgebrochenen Ruine des Amtsgerichtshauptgebäudes, der Nikolai-Kirche gegenüber gelegen, festgestellt zu haben (Ludewig, Dat Rathuseken up dem Kerkhof zu Spandau, in Märkischer Wandergruß 1950, hrsg. Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg, Berlin). Von dem Kaufhaus, auch Kophus genannt, sind aus der Zeit um 1430 bis 1440 mehrere Baunachrichten überliefert, aus denen auf einen erheblichen Um- bzw. Erweiterungsbau geschlossen werden kann. Es sind aber auch Nachrichten bekannt, die darauf schließen lassen, daß an dem Rathaus gebaut wurde. (Alle diesbezüglichen Nachrichten s. Schulze). Aus der etwas unklaren Nachrichtenübermittlung geht nicht immer ganz einwandfrei hervor, welches Gebäude nun wirklich jeweils gemeint ist. Jedenfalls ist in späterer Zeit, seit wann ist unbekannt, das Kaufhaus am Markt zum Rathaus umgewandelt worden. Da man auch nebenan an der Carl-Schurz-Str. um 1430 bis 1440 den Ratskeller errichtete, möchte ich doch glauben, daß damals schon das Kaufhaus zum Rathaus umgebaut wurde. Beide Baulichkeiten waren jedenfalls bis zu jenem Zeitpunkte örtlich getrennt.

Da auch weiterhin auf dem Kirchplatz und auf seinem angrenzenden Bereiche keine Hinweise für das einstige Vorhandensein eines Kaufhauses gegeben sind, ist also anzunehmen, daß es sich von jeher auf dem jetzigen Markte befand.

Die Bedeutung Spandaus in der Frühzeit wurde bedingt durch die von Magdeburg über Brandenburg kommende, hier die Havel überschreitende Fernstraße, die sich jenseits im Lande Barnim nach Pommern, Preußen und Polen verzweigte. Ebenso kann auch in der Frühzeit die Schifffahrt auf der Havel nicht unbedeutend gewesen sein, denn sonst wäre nicht die Erlaubnis zur Anlegung einer Flutrinne im Jahre 1232 erteilt worden, auf der die Markgrafen einen Zoll erhoben. Jener Kanal war notwendig, um die die Havel versperrenden Mühlen an der heutigen Schleusenstelle zu umgehen. Auf einen weitreichenden Handel weist auch die Gewährung der Zollfreiheit hin, die gleich derselben der damaligen größten Städte des Landes Stendal und Brandenburg sein sollte. Das Vorhandensein des Marktes und des Kaufhauses und die

Erlaubnis zur Anlegung der Flutrinne sowie die Gewährung der Zollfreiheit lassen erkennen, daß zur Zeit der Stadtrecht-Verleihung schon ein recht ansehnlicher Handelsort vorhanden gewesen sein muß.

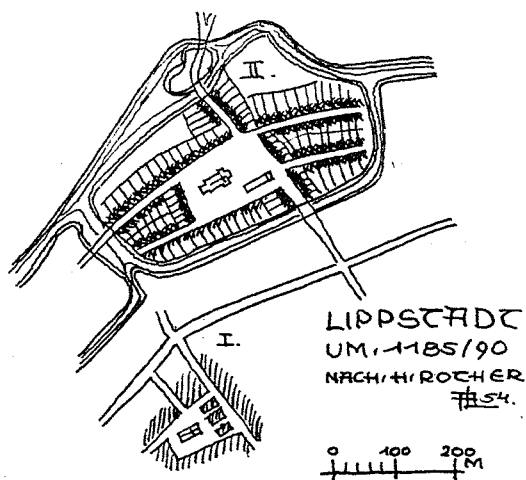
Da nun aber nach der erfolgten Stadtgründung das erste Rathaus am Kirchhof und nicht am oder auf dem Markt erbaut wurde, muß angenommen werden, daß hierfür besondere Umstände maßgebend gewesen sein müssen. Die Verwaltung der Stadt wurde damals von einem Rat ausgeübt, dem nur bevorzugte Persönlichkeiten angehörten, die sicherlich noch den alten Lokatoren-Geschlechtern entstammten. Diese Leute werden sich also ihr Versammlungshaus dort errichtet haben, wo sie wohnten (F. Rörig, Der Markt von Lübeck, 1922; Timme, Die wirtschafts- und verfassungsgeschichtlichen Anfänge der Stadt Braunschweig, 1931). Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß diese Leute sich die größten und am günstigsten gelegenen Grundstücke einst werden ausgesucht haben. Jene sind heute noch an der Westseite der Carl-Schurz-Straße vom Markt bis zum Heideter hin erkennbar. An keiner anderen Stelle der Stadt treten in der Zusammenfassung derartig große Grundstücke wieder auf. In dieser Grundstückszeile befand sich auch das ehemalige Amtsgericht-Hauptgebäude.

So konnte es geschehen, daß das Rathaus nicht auf dem schon vorhandenen neu angelegten Markte gebaut wurde, ein Vorgang, wie er auch in Halle feststellbar ist. (Schlüter, Grundrißgestaltung der Halleschen Altstadt. Sächs.-Thür. Verein f. Erdkunde, Halle, 1940).

Aber rückwirkend ist durch die Lage der Wohnsitze dieser führenden Familien auch der Hinweis auf den ersten Handelsplatz gegeben, weil ja jene Leute sich dort niederließen, wo es zur Abwicklung ihrer Geschäfte am günstigsten war.

Diese Handels- oder Marktplätze unterscheiden sich dann auch meistens ganz erheblich in ihrer Formgebung von den später angelegten neuen. Erstere lassen im allgemeinen erkennen, daß sie durch die Zusammenführung mehrerer Straßen gestaltet wurden, wie beispielsweise der Kohlmarkt in Braunschweig (Timme, Die erste Bebauung der Altstadt von Braunschweig in Braunschweiger Heimat, 1949) und in Halle der Alte Markt (Schlüter). So gab es denn bei diesen Märkten in der Gestaltung keine Regelmäßigkeit. Ein derartiger Markt kann in Spandau der Kirchplatz (Reformationsplatz) auch gewesen sein, aber in erheblich größerer Ausdehnung als jetzt, reichend bis zur Breite, Havel- und Mönchstraße. Die Platzgestaltung wurde hier gegeben durch das Zusammentreffen von Überlandstraßen aus dem Norden, Süden und Osten. Daß auf diesen Plätzen der Frühzeit sich auch Kirchen befanden, ist als selbstverständlich anzunehmen.

Die später entstandenen neuen Märkte lassen dies auch in ihrer Formgestaltung erkennen. Auf den Stadtplänen hebt sich dann dieser neue Platz ganz eindeutig als ein Produkt der Planung gegen den älteren, gewachsenen ab. Diese Planungsmärkte sind meistens im Zusammenhang mit einer Stadterweiterung entstanden; so in Braunschweig der Altstadtmarkt dem Kohlmarkt gegenüber (Timme, Erste Bebauung) und in Halle der Neue Markt dem Altmarkt gegenüber (Schlüter). Ein besonders eindeutiges Beispiel gibt Lippstadt i. W. ab; es handelt sich hier um eine reguläre Neugründung etwas abseits der Stammsiedlung in der das koloniale Zweistraßensystem konsequent angewendet worden ist. Diese Neugründung erfolgte um 1185/90 durch den Edelherren Bernhard II., einem Gefolgsmann Heinrichs des Löwen. Da die Gestaltung des Marktes und seine Bebauung mit Kaufhaus und Kirche ähnlich der in Braunschweig und Lübeck ist, den Gründungen Heinrichs des Löwen, kann angenommen werden, daß diese für Lippstadt das Vorbild abgaben (H. Rother, Westfälische Stadtpläne in Städtewesen und



Bürgertum als Geschichtsquelle, Lübeck 1953). Alle diese hier gegebenen Beispiele fallen fast in den gleichen Zeitraum bzw. können für jenen angenommen werden. Das koloniale Stadtplanungsschema hat demnach seinen Ursprung schon in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts gehabt.

Im Zusammenhang mit der Bauforschung in der Nikolai-Kirche zu Berlin durch Baudirektor Peschke und in der gleichnamigen zu Spandau durch mich sowie mit der Urkunde von 1232 kann angenommen werden, daß dieses Planungsschema schon vor dieser Zeit durchgeführt worden war. Ein genauer Zeitpunkt kann jedoch nicht gefunden werden. Nach der politischen Entwicklung des Landes und den Erkenntnissen der Bauforschungen an den beiden eben genannten Kirchen kann angenommen werden, daß die Berliner Entwicklung der Spandauer zeitlich mit geringem Abstand nachfolgte.

Zusammenfassend ergibt sich also folgender Vorgang: zunächst Entstehung eines durch die Straßenführung gestalteten Marktes mit einer Kirche, später Anlegung eines geplanten Marktes mit Kaufhaus im Zusammenhange mit einer Stadterweiterung. Nach der Stadtrechtsverleihung erfolgte in den meisten Fällen die Erbauung des ersten Rathauses an den alten Handelsplätzen. Erst eine spätere Zeit, als sich der Rat im allgemeinen im Anfange des 15. Jahrhunderts infolge der von den Handwerkern erlangenen Ratsfähigkeit vergrößert hatte und die ersten Rathäuser nicht mehr ausreichten und vielleicht auch nicht mehr vergrößert werden konnten, erfolgte ihre Verlegung nach den neuen Marktplätzen. Dieser Vorgang ist nachweisbar für Halle, Spandau und Berlin.

Die Veranlassung für Stadterweiterung ist in einer Bevölkerungszunahme zu erkennen, die auch durch einen Wandel in der Abwicklung der Handelsgeschäfte hervorgerufen wurde, indem die Fernkaufleute ansässig wurden bzw. Filialen errichteten. Durch diesen Vorgang wurden aus den zeitweilig gebrauchten Verkaufsbuden dauernde, und nach und nach entstanden aus jenen Grundstücke, die verschiedene Größen hatten entsprechend verschieden groß anzunehmender Zusammenlegungen. In diesem Sinne glaube ich, die Bebauung des ersten Marktes in Spandau im Bereich der Nikolai-Kirche annehmen zu dürfen. Besonders klar ist ein derartiger Vorgang für Berlin auf dem Lindholzschon Plane (Pr. Geh. St. A. IVa 102). In dem Bereich der Berliner Kirchen sind fast durchweg nur kleine und kleinste Häuser zu erkennen, im Gegensatz zu den großen Häusern, die diesen Bereich umsäumen. Es ist also klar ersichtlich, daß hier zwei verschiedene Bebauungsvorgänge vorliegen. Entsprechend dieser Feststellung könnte angenommen werden, daß diese kleinen Grundstücke hier auch einer späteren Bebauung angehören und daß entsprechend der Ausbreitung derselben ein einstiger Handelsplatz angenommen werden kann, bei der Nikolai-Kirche bis zur Königstraße reichend. Im entgegengesetzten Falle erscheint es mir nicht verständlich, daß man größere

Häuser ursprünglich an Nebenstraßen erbaut hätte. Es sei in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß an den ausgesprochenen Nebenstraßen üblicherweise kleine und kleinste Häuser anzutreffen sind, die wohl vornehmlich den Handwerkern gehörten. Ein ähnlicher Bebauungsprozeß ist auf dem Neuen Markt in Berlin an Hand des Lindholzplanes klar erkennbar.

Der heutige Markt in Spandau kann einst bis zur Charlottenstraße gereicht haben, wie dies durch die an jener endigen Marktstraße anzunehmen ist, die anderenfalls, wäre sie von vornherein vorgesehen gewesen, dem kolonialen Stadtplanschema entsprechend hätte weiter bis zur Mauer reichen müssen. An den Grundstücksgrößen ist der Platzbebauungsprozeß bzw. seine Randumbauung nicht so klar erkennbar, wie dies in Berlin der Fall ist. Der heutige Markt kann auch seine Bebauung erst im Laufe des 16. Jahrhunderts erfahren haben, zumal im Spätmittelalter (1481) in der Stadt eine Bevölkerungsabwanderung zu verzeichnen war (Schulze, II, 30). Die den Markt an den Straßen umsäumenden Grundstücke sind der Größe nach recht verschieden und erheblich kleiner als die an der Westseite des alten Handelsplatzes. Die Nordseite weist sogar nach dem ältesten bekannten Grundstücksplan von 1724 (Original Berliner Hauptarchiv Dahlem) 9 kleine und nur 3 größere Grundstücke auf. Ich glaube jedoch, an dieser Stelle auf Grund anderer Beobachtungen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, annehmen zu dürfen, daß hier einst die Kernsiedlung durch eine Nebengasse abgeschlossen wurde. Die Grundstücke an den drei anderen Seiten des Marktes sind im allgemeinen von mittlerer Größe, mit Ausnahme der Großgrundstücke an den Straßenecken. An der Südseite befinden sich verhältnismäßig viele kleine Grundstücke. Wenn sich für Berlin an den großen Plätzen für den ehemaligen Zustand fast nur große Grundstücke nachweisen lassen, in Spandau am Markt hingegen nicht in dem Umfange, so kann vielleicht in dieser Unterschiedlichkeit auf eine verschiedene Wirtschaftsstruktur geschlossen werden. Es ist zu vermuten, daß in Berlin der Großhandel vorherrschte, wogegen in Spandau schon zur Zeit der Anlegung des Marktes eine Wandlung zu mittleren Gewerbebetrieben eingetreten war. An der Westseite sind die Grundstücksgrößen an dem Spandauer Markt nicht mehr einwandfrei feststellbar, die Ostseite weist heute noch Grundstücke mittlerer Breite auf.

Es muß aber auch darauf hingewiesen werden, daß die uns bekannten ältesten Grundstücksgrößen nicht sämtlich als ursprünglich gegeben angesehen werden können, da durch Erbteilung, Verkauf und Ankauf manche Änderung eingetreten sein wird. Jedenfalls ordnet sich der Markt in seiner zu vermutenden einstigen Größe folgerichtig in das koloniale Straßensystem ein, das hier in Spandau zunächst durch zwei Hauptstraßen bestimmt wurde (s. a. Siedler, Märkischer Städtebau im Mittelalter, Berlin 1914)

Ganz ähnlich können in Wittstock a. d. Dosse, wie aus dem Stadtplan zu ersehen ist, die Marktverhältnisse gewesen sein. Das Kaufhaus ist auf diesem Spandauer Markte in seiner ursprünglichen Größe an der Nordecke mit dem Giebel zur Hauptstraße hin errichtet worden. In diese reichte das Gebäude mit einem Laubengange noch etwa 7 m hinein. Die von mir 1929 beim Abbruch des Alten Rathauses durchgeführte Untersuchung der Fundamente und die Bearbeitung der entsprechenden Akten lassen erkennen, daß der in die Straße hineinreichende Gebäudeteil als ursprünglich anzusehen ist. Das weite Hineinragen des Gebäudes in die Straße ist auffällig und als etwas betont Gewolltes anzusehen. Eine derartige Anordnung von Kauf- und Rathäusern ist aber auch andersorts feststellbar, beispielsweise in Lippstadt, Berlin, Wittstock, Fürstenwalde und Spremberg.

Die Unterbringung der Kauf- bzw. späteren Rathäuser auf den Marktplätzen läßt ein vielfach angewandtes Planungsschema erkennen. Die Aufstellungsart in Spandau an einer Platzecke ist also nichts Zufälliges. Das gleiche ist bei fast allen soeben gegebenen Beispielen feststellbar.

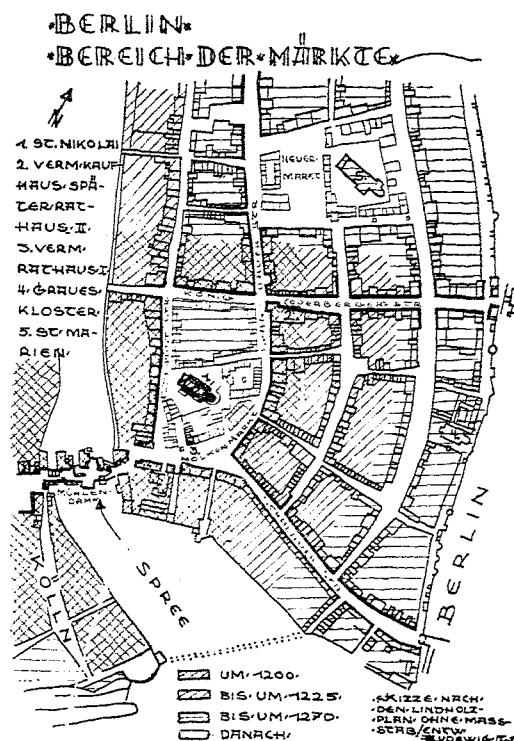
Ich habe vorstehend gesagt, daß man die Entwicklung der Märkte im allgemeinen vom Standgrundriß ablesen könnte. Dies scheint jedoch für Berlin m. E. nicht so ohne weiteres gegeben. Legt man der Betrachtung den Lindholz'schen Plan zugrunde, der wohl als der älteste uns bekannte Plan mit Häusergrundrissen anzusehen ist, so können doch in der gegebenen Annahme gewisse Zweifel auftreten. Nach dem Vorausgesagten wäre ohne weiteres anzunehmen, daß man in dem zweiten mittelalterlichen Rathaus, das erste befand sich ja bekanntlich am Molkenmarkt (Faden, Berlin im Mittelalter in Geschichte der Stadt Berlin, 1937, S. 62), im Sinne der gegebenen Beispiele ein ursprüngliches Kaufhaus an der Ecke eines großen Platzes zu vermuten hätte. Jedenfalls kennzeichnet sich auch das Berliner Rathaus II an der Ecke der Spandauer Straße durch ein Hineinragen in die Straße mit der sogenannten Gerichtslaube. Es ist aber nicht unbedingt erforderlich, daß bei allen Orten das gleiche Planungsschema angewendet werden mußte, wie dies beispielsweise in Bernau noch in Augenschein genommen werden kann. Unter der Annahme, daß das Berliner zweite Rathaus von vornherein als solches erbaut worden sei, könnte sodann als vorausgegangenes Beispiel Braunschweig mit der Anordnung seiner Rathäuser I und II in der Häuserflucht am Markt angegeben werden. Damit würde aber für Berlin die Frage nach der Örtlichkeit des doch wohl unbedingt vorhanden gewesen Kaufhauses offen bleiben, das, falls die Annahme für den großen Platz richtig sein sollte, auf jenem seine Örtlichkeit gehabt haben müßte.

Die in Spandau angewendete Methode könnte vielleicht zeitlich gesehen in Braunschweig ihren ersten Impuls erhalten haben. Es ist jedenfalls erkennbar, daß die politischen Grenzen für die Ausbreitung von Baumethoden kein Hindernis darstellten.

Auf die Besitzverhältnisse dieser Kaufhäuser sei noch hingewiesen. Die Spandauer Urkunde von 1232 läßt erkennen, daß das Kaufhaus schon zur Zeit der Stadtrechtsverleihung der Bürgerschaft gehörte; anderenorts war dies jedoch nicht immer so. In Halle beispielsweise soll ein bischöfliches Kaufhaus gestanden haben, und in Wittstock a. d. Dosse wurde 1275 das „Theatrum Cramboide“ dem Stadtherrn, dem Bischof von Havelberg abgekauft (Polthier, Wittstock 1933). Es kann also gefolgert werden, daß die ursprünglichen Besitzverhältnisse verschiedenartig gestaltet waren.

Über die Gestaltung und das Aussehen des Kaufhauses ist nichts überliefert worden, eine gewisse Aufhellung dagegen können die von mir 1929 vorgenommenen Fundamentsuntersuchungen und die anschließende Bearbeitung der entsprechenden Akten (rep. Akten Bezirksamt Spandau) geben.

Es zeigte sich, daß man bei dem Neubau von 1817/18 die alten Fundamente weitgehendst wieder verwendete, deren Oberkante etwa 1,50 m unter der Straßenoberfläche stehengelassen worden war. Drei große Kellerräume konnte ich feststellen, die ehemals durch Längstonnengewölbe abgedeckt waren, von denen der vordere zu unbekannter Zeit nachträglich eine Balkendecke erhalten hatte. Da an der Ostseite der südliche Teil von 1817/18 nicht unterkellert wurde, reichte hier das alte Fundament fast bis unmittelbar in die Höhe der Straßenoberfläche. Freigelegt wurden die beiden südlichen und das Mittelfundament, dagegen blieb das Nordfundament in der Erde. An der Ostseite wurden die Fundamente so weit freigelegt, wie jene 1817/18 wieder verwendet wurden. Die damals über diesen Baubereich hinausreichenden Fundamente wurden 1929 nicht mehr erfaßt. Der Gesamtgrundriß des ehemaligen Gebäudes läßt sich aber mit Hilfe einer Zeichnung des Bauinspektors Balekow aus dem Jahre 1816 (Original ehemals beim Landeskonservator Berlin) und mit Hilfe einer Zeichnung von 1792 (rep. Akten Bezirksamt Spandau) feststellen. Danach hatte jedenfalls das Gebäude an der Carl-Schurz-Straße etwa 7,40 m über die südlich anschließende Wohlhäuserfront hinausreichend einen Laubengang.



Die von mir erfaßten Fundamente zeigen einwandfrei eine einheitliche Struktur, die typisch für ein mittelalterliches Bauwerk ist. Zuunterst befanden sich Schichten unbearbeiteter Feldsteine recht großer Abmessungen, deren Zwischenräume mit Gußschotter ausgefüllt waren. Darauf befand sich fugengerecht angelegtes Mauerwerk aus roten Ziegelsteinen folgender Formate:  $10 \times 12 \times 26$ ,  $8,5 \times 12,5 \times 27$ ,  $8 \times 14 \times 27$ ,  $8 \times 15 \times 29$ ,  $9,5 \times 13 \times 27$  und  $9 \times 14 \times 30$  cm. Diese Formate waren wahllos verteilt verwendet worden; da aber das Mauerwerk und die gesamte Planung durchaus einheitlich sind, kann trotz der verschiedenen Ziegelsteinformate nicht auf verschiedene Bauzeiten geschlossen werden.

Es ergibt sich in der Zusammenfassung aller Merkmale ein Gebäude von 39,80 m Länge und 12,87 m Breite. Das Mittelfundament des Kellers läßt auf eine große zweischiffige Halle im Erdgeschoß schließen. Es handelt sich hier also um eine Baudisposition, die stark an die des Pallas auf der damaligen Burg Spandau erinnert. Diese fürstlichen Festsaalbauten wurden von den Bürgern für ihre Verwaltungs-, Geschäfts- und Festhäuser gern kopiert. Da ich die Erbauung des Pallas auf der Burg für die Zeit um 1200 annehme (Ludewig, Askanier-Hofburg Spandau, in Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte, 1950), ist daher der Gedanke für eine Ableitung durchaus vertretbar.

Der Kaufhaussaal scheint an der Südostecke durch einen Nebenraum etwas eingengt gewesen zu sein. Da im Keller dieses Bauteils an den Fundamenten keine abweichenden Merkmale festzustellen waren, ist anzunehmen, daß jener gleichzeitig mit dem ganzen Bau entstanden sein kann. Die zweischiffige Halle hatte immerhin im Innern als längste Ausdehnung gegen 32,20 m und 11 m Breite. An der Carl-Schurz-Straße war ein Laubengang vorgelagert mit einer Durchgangsbreite von 4 m und drei rundbogig geschlossenen Arkaden. Ihre Pfeiler waren an den Ecken (der Zeichnung von 1792 zufolge) nicht einheitlich profiliert, vielleicht auf Grund mehrfacher Umarbeitungen. Zur Straße hin waren die Ecken einheitlich abgeschrägt. Zum Gang hin hatten zwei Pfeiler einen Rundstab, einer eine Abrundung mit anschließender Kante, einer drei Kanten und einer eine Abrundung. An dem Nordende waren einfache Ecken. Über die Beschaffenheit

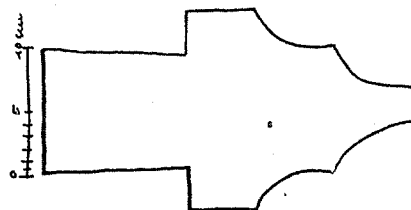


der Gewölbe kann nur so viel gesagt werden, daß es einfache Kreuzgewölbe waren und daß zwischen den Arkaden Jochbogen den Laubengang überspannten, von denen zwei reich profiliert waren (Zeichnung 1792).

Der Zugang zum Keller befand sich im Zuge der nördlichen Arkade, die Zugänge zur Halle im Zuge der beiden nach Süden anschließenden. Ob nun ursprünglich zwei Zugänge vorhanden waren, wie dies später der Fall war, muß dahingestellt bleiben. Die einstige Ausbildung des Gebäudes am Ostgiebel ist nicht mehr feststellbar. In späterer Zeit, vermutlich im Zusammenhang mit den Bauarbeiten von 1430, wurden innen zwei größere Räume geschaffen, die gewölbt waren. Die vorgefundenen Gewölberippensteine lassen jedenfalls ihrer Form nach auf diese Bauzeit schließen; es ist dieselbe Art, die beim Abriß der Amtsgerichtsrue vorgefunden wurde (Ludewig, Dat Rathuseken).

Für die Frühzeit ist wohl kaum ein Oberstockwerk anzunehmen, wie dies auch bei dem Kaufhaus in Wittstock, das aus alten Abbildungen noch bekannt ist, der Fall war (Polthier). An der Südwestecke befand sich ein „Windelstein“, der aber sicherlich auch erst der Bauzeit um 1430 zuzurechnen ist.

Der ganze Bau kann also für die Kaufhauszeit in seinem Innern wie folgt aufgeteilt gewesen sein: Im Keller zwei tonnengewölbte langgestreckte Räume und ein etwas kleinerer, im Erdgeschoß eine zweischiffige Halle und ein Nebenraum, nach der Straße hin der Laubengang. Das Ganze wird sicherlich durch ein Satteldach abgedeckt gewesen sein, das der damaligen Baugesinnung entsprechend durch zwei Staffelgiebel abgeschlossen wurde.



Gewölberippenstein

In der langgestreckten Umrißlinie und in die heutige Carl-Schurz-Straße hineinreichend ist dieses Gebäude auf allen bekannten älteren Stadtplänen wiedergegeben.

Welchen eigentlichen Zwecken der Laubengang diente, ist nicht ersichtlich geworden; eine Gerichtslaube an der eingeeengten Straße ist eigentlich kaum vorstellbar, jene wäre besser angebracht an dem Ostgiebel nach dem großen Markte hin. In Berlin war die Anordnung der Gerichtslaube, wenn die Vermutung mit dem davorliegenden Platze richtig sein sollte, gegeben. Die Laubengänge in Wittstock, Fürstenwalde, Lippstadt und Spandau sind sämtlich als ausgesprochene Straßenverengung angeordnet und können daher kaum dem eben genannten Zwecke gedient haben. Es ist wohl viel eher anzunehmen, daß man eine Überdachung der Hauseingänge schaffen wollte.

Abschließend sei festgestellt, daß das Kolonial-Stadtplanungsschema mit seiner Markteinordnung seinen Ursprung schon einige Jahrzehnte vor dem Beginn der eigentlichen Kolonisation hatte. Nach dem gegebenen Beispiel ist jenes nicht als Erfindung des eigentlichen Kolonisationszeitalters anzusprechen, sondern es entstand dort wo der eine der großen Kolonisatoren, nämlich Heinrich der Löwe, seine Heimat hatte.

## Eberhard Faden:

### Der Berliner Tumult von 1615

(mit 1 Plan im Text und 2 Porträts auf Tafel I)

In Zeitaltern, die wir gewohnt sind, unter dem Zeichen Fürst — Untertan zu sehen, haben die spärlichen Vorfälle, die eine demokratische Regung erkennen lassen, immer ihren eigenen Reiz. Mit innerer Teilnahme lesen wir von dem Aufstand der Berliner gegen ihren Kurfürsten Friedrich II. 1448, der über die Mark hinaus bekannt wurde. In der Einfügung städtischer Selbstherrlichkeit in die Landesgewalt — sagt Georg von Below, der Geschichtsschreiber des deutschen Städtewesens — sind „die Unterwerfungen von Berlin und Mainz (1462) die ersten bedeutungsvollen Marksteine“. Diese erste 48er Erhebung, nur lückenhaft überliefert, ist uns durch Ernst Kaebler lebensvoll dargestellt.

Weniger denkwürdig erscheint eine andere Erhebung in unserer Stadtgeschichte, obwohl sie den Bürgern den Sieg brachte und entscheidend fortwirkte — der sogenannte Calvinistentumult von 1615 gegen den Übertritt Johann Sigismunds zur reformierten Lehre — „ein Auf-  
lauf“, sagt der Geschichtsschreiber der reformierten Kirche in Brandenburg-Preußen, Hering, im Jahre 1778, „desgleichen seit Kurfürst Friedrichs II. Zeiten in der brandenburgischen Geschichte nicht vorkommt.“ Warum weniger denkwürdig? Das Ereignis, bekannt aus dem mehrfach gedruckten „Rathäuslichen Bericht“, wirkt leicht wie ein Spektakelstück und Volksvergnügen, fast an die nächtliche Balgerei in den „Meistersingern“ erinnernd. Hier liegt die Gefahr, daß wir Heutigen den Ernst und die Tiefe jener religiös-kirchlichen Kämpfe verkennen. Der Nachspuk in dem märkischen Berlin will uns ein „Wahn“ dünken — und vergeblich der Versuch,

„den Grund uns aufzufinden,  
warum gar bis aufs Blut  
die Leut' sich quälen und schinden  
in unnütz toller Wut!“

Wenn wir gleichwohl die Begebenheit aufs neue erzählen, so geschieht es, weil die anderthalb Hundert Berliner, die in jenem Bericht mehr nur als Zahl, als Masse auftreten, ein Recht haben, endlich nach 300 Jahren aus den Prozeßakten „wörtlich“ zu Worte zu kommen: ein „Bild aus deutscher Vergangenheit“, wie es Freytag nicht besser hätte auswählen können, vergleichbar den Gemälden niederländischer Meister der Zeit, ein erwünschter Beitrag zur berlinisch-märkischen Volks- und Sprachkunde. Es ist, als habe man ein anderes Pompeji vor sich, das nach langem Schlummer plötzlich zum Leben erwacht. Aus den Schornsteinen steigt der abendliche Rauch des Herdfeuers, wie durch gläserne Dächer schauen wir in Häuser und Stuben, ins Schloß wie in Spelunken, wo Ausrufe oder Krankheit oder lustige Gasterei die Menschen hält — oder Neugier, Eifer, Pflicht sie auf die Gassen treibt — in unserer Sprache: ein Wochenschau-  
film des alten Berlin.

Aber wir dürfen bei solchem Bilde nicht stehen bleiben. Denn diese Berliner Lokalangelegenheit, der Streit zwischen Kurfürstlicher Durchlaucht und ihren widersetzlichen Residenzbürgern, ist erst zu verstehen im Zusammenhang der großen geistigen Klärung Europas wie der Geschichte der deutschen Volksfrömmigkeit. Wie hatte sich die Mark bisher zu den „Calvinisten“ gestellt? Mancherlei Lücken in unserer Kenntnis füllt ein hoffentlich bald gedrucktes Werk, die „Kurbraunschweigische Kirchenverwaltung bis zum Bekenntniswechsel Johann Sigismunds“ von Viktor Herold, dem Herausgeber der Visitationsakten, neue Forschungen, die wir mit großem Nutzen dankbar verwerten durften.

#### Lutheraner und Reformierte — Kryptokalvinismus

Der verhängnisvolle Bruderstreit in der protestantischen Welt, zwischen Lutheranern und Reformierten, mit



dem Scheltwort „Kalvinisten“ genannt, wuchs gerade in den Jahren vor 1600, da die weltgeschichtliche Auseinandersetzung mit der mächtig ansteigenden Gegenreformation der „alten Kirche“ heranrückte. In Brandenburg verknüpfte er sich zudem mit der schwierigen Aufgabe, in der kriegdrohenden Lage an Weichsel und Rhein Erbansprüche des kurfürstlichen Hauses in Preußen und Jülich-Cleve zu verfolgen — Ansprüche, die dann den Grund des künftigen Hohenzollernstaates gelegt haben. Dabei ging es um mehr als Hausmachtpolitik. In dem heraufziehenden Weltkampf wurde Brandenburg für die beiden protestantischen Herzogtümer mitverantwortlich.

Aber schon lange litt die evangelische Sache unter dem inneren Zwist. „Ihr habt einen anderen Geist“ — das waren Luthers Worte auf dem hoffnungsvoll erwarteten Religionsgespräch in Marburg 1529 mit Zwingli. Dessen Abendmahlstheorie (Das „bedeutet“, nicht: „ist“ mein Leib) hatte schon früh in den oberdeutschen Reichsstädten die Luthersche verdrängt. Der Straßburger Martin Bucer schaffte es doch, daß ein einziges Mal 1536 in der „Wittenberger Konkordie“ Luther sich bereit fand, die Zwinglianer als „Brüder“ anzuerkennen. Und 1540 setzte der immer vermittelnde Melanchthon in die Augsburger Konfession von 1530 eine veränderte („Variata“) Fassung der Abendmahlstheorie, damit auch die Abweichenden unterschreiben könnten. Der Religionsfriede in Augsburg 1555 brachte aber die reichsgesetzliche Gleichberechtigung mit der „alten Kirche“ nur den Unterzeichnern der „invariata“ von 1530. War damit die Anti-Rom-Front zunächst befriedet, die Glaubensbewegung der Evangelischen blieb nach wie vor im Fluß. Vor der Fülle der „Streite“ — der sakramentische Streit, der antinomistische, adiaphoristische, synergistische, christologische, flacianische, osiandrische, der kryptokalvinistische, der über die guten Werke, die Ewigkeit der Höllestrafen, die Gnadenwahl, die Niederfahrt Christi zur Hölle — vor diesem Wirrwarr wuchs das Bedürfnis nach fester und reiner Lehre stärker als der Drang nach Einigung. So hoffte der zu den Reformierten übergegangene Friedrich III. von der Pfalz, mit dem „Heidelberger Katechismus“ von 1563 ein „Konkordienbuch“, einen Weg zur Eintracht zu bieten. Immerhin ließen ihn seine lutherischen Standesgenossen nicht im Stich, als schärfere Stimmen ihn als „abscheulichen Sektierer“ vom Religionsfrieden nachträglich ausschließen wollten. Und im Lande Luthers gewannen nach Philipp Melanchthons Tode (1560) die von diesem angebahnten Verbindungen zum Calvinismus auf den Universitäten Wittenberg und Leipzig an Kraft. Aber Kurfürst August von Sachsen (1553—1586), besonders durch die Rücksicht auf den Kaiser geleitet, griff mit Härte durch: zwei seiner Räte starben an der Folter und im Gefängnis, sein Leibarzt Dr. Peucer, Melanchthons Schwiegersohn, ward erst nach achtjährigem Kerker aus der Haft entlassen.

Diese „Philippisten“ hatten gewünscht, ihr Land zu dem kämpferischen Kreis herüberzuziehen, dessen Glieder in Frankreich in den Hugenottenkriegen und in den Niederlanden gegen Spanien ihre Freiheit verteidigten. Aber die lutherischen Fürsten sahen hier nur offene Rebellion von Untertanen gegen die Obrigkeit. Vor dieser Gefahr schlossen sie sich fester aneinander. Ihre Konkordienformel, 1577 in Torgau vereinbart, sollte künftig neben dem Augsburger Bekenntnis bindend sein und fand weit mehr Zustimmung als das Buch der Heidelberger, gegen das Torgau einen scharfen Trennungstrich zog.

Kurbrandenburg war später als andere, 1539, der großen deutschen Bewegung gefolgt. Joachim II. (1535 bis 1571) wollte eine „christliche“, keine „wittenbergische“ Reformation, möglichst ohne Bruch mit der alten Kirche; als dies mißlang, ward er streng lutherisch. Johann Georg (1571—1598) war wie der Vater dem Hause Habsburg in reichsfürstlichem Respekt zugetan und hielt fest am verwandten Sachsen, das mit Theologen und Juristen, Baumeistern und Kunsthandwerkern mehr und mehr der Kulturmittler der jüngeren Mark und ihrer Residenz geworden war. Der Sachse Andreas Muskulus

wurde Generalsuperintendent, die von ihm mitverfaßte Konkordie geltendes Recht. Es geschah, daß man auch Sachsens Eifer gegen die Kryptokalvinisten ins Märkische übertrug — doch mit Maßen, ohne Kerker und Hinrichtung. Verschiedene Fälle von Lehrabweichungen erforderten in den Jahren 1592—1594 eine außergewöhnliche „Revision“, die bei den Geistlichen alle noch fehlenden Unterzeichnungen der Konkordie nachholte und auch die bisher unbehelligten Fakultäten der Landesuniversität Frankfurt zur Unterschrift zwang. Schriften wurden verboten, die zum Teil schon in zehn Auflagen in der Mark verbreitet waren. Dazu paßt die Erbitterung, mit der Peter Haffitz († um 1600), der Berliner Schullektor, in seiner Märkischen Chronik von den Kalvinisten spricht. Den Buchdruckern ward ein körperlicher Eid auferlegt, nichts auch nur entfernt Kalvinisches herauszubringen, und so fest wurde darauf gehalten, daß der Berliner Drucker Georg Runge noch 1614 nach dem Übertritt Johann Sigismunds sich erst von dem Eid befreien ließ, ehe er die neuen Aufträge annahm. Sogar die Thronfolger mußten sich für die Zukunft binden: 1593 verpflichtete der Kurfürst feierlich Sohn und Enkel, Joachim Friedrich und Johann Sigismund, in einem besonderen Revers, beim rechten Bekenntnis zu verharren. Seine Leichenpredigt 1598 rühmte, „daß durch das christliche Werk der Revision S. Ch. G. bei hohem Alter den einschleichenden Corruptelen habe wehren, ihre Untertanen mit dem heiligen Manna und Himmelsbrot notdürftig versehen und bei reiner Lehre habe schützen und erhalten wollen“. Seine Stände teilten ganz diese Gesinnung; abhold dem Calvinismus, abhold den „geschwinden Läufften“ der großen Politik beschränkten sie sich auf den Rat, „alle gütlichen Mittel zu versuchen und das Ubrige dem Allmächtigen zu befehlen“.

Und doch hat Johann Georg an der Erbverbindung mit dem von Polen lehnsabhängigen Preußen festgehalten und eingewilligt, daß Joachim Friedrich seinen Ältesten, Johann Sigismund, 1594 mit der Tochter Anna des Preußenherzogs vermählte, deren Mutter eine der Erbinnen Jülichs war — Jülichs, das sich unter dem Einstrom niederländischer Flüchtlinge auch ihrem Bekenntnis geöffnet hatte. So verschrieb sich das Hohenzollernhaus der großen Welt. Für die „weitaussehenden“ Geschäfte bildete Joachim Friedrich (1598—1608) an der Wende zum neuen Jahrhundert den Geheimen Rat, der die geheiligte Rangordnung der Staatszwecke verkehrte und die Religion auf den zweiten Platz verwies — übrigens durchaus gegen die Absicht des Begründers. Fest im lutherischen Glauben, war er nur dem Streit abgeneigt. Schon als Administrator Magdeburgs hatte er kalvinistische Räte in seinen Dienst gezogen, überzeugt, daß sie gleich ihm „Geschäfte und Theologisches“ auseinanderzuhalten wüßten. Wie der Kurfürst war der Generalsuperintendent Professor Pelargus gesinnt (im Amt 1595 bis 1633), ein friedlicher Gelehrter, ein wenig spöttisch „Irenäus“ genannt. Aber derselbe Joachim Friedrich hielt auch fest an dem strammen Lutheraner Doktor Simon Gedicke, den er 1581 zum Erzieher seiner Söhne ausgewählt und jetzt nach Berlin mitgebracht hatte. Die dauernde Trennung des Generalsuperintendenten von der Residenz — das Amt war seit Muskulus mit der ersten theologischen Professur in Frankfurt verbunden — hatte den Hofpredigern immer stärkeren Einfluß auf die Kirchenverwaltung eingeräumt. Sie spürten die Gefahr, ja es hat den Anschein: sie suchten geradezu den Kampf. Hatte sich doch in Sachsen aufs neue der Calvinismus gerührt. Christian I. neigte unter dem Einfluß seines bisherigen Erziehers und nun Kanzlers Dr. Crell der Pfalz zu; der Bevölkerung freilich galt alles „Crellsche“ als das „Rebellsche“. Nach Christians frühem Abscheiden 1591 wurde Crell als Kryptokalvinist eingekerkert und schließlich auf kaiserliches Urteil 1601 hingerichtet. Trotz solcher Warnung war 1595 das nahe Anhalt „zum Feinde“ übergegangen. Daraufhin wohl hatte Gedicke „auf gnädigsten Befehl“ seines Herrn „anno 1591 und 1597 zweimal öffentlich wider die Calvinistischen Irrtümer schreiben müssen“. Zum Dompropst in Berlin ernannt, fanatischer noch als sein Vorgänger, der strenge Hieronymus Brunner, wurde er in der großen Generalvisitation 1600 der

gefürchtetste seiner Kommission, der als einziger bei den Pfarrern im Protokoll genau den Tag der Unterzeichnung der Konkordie vermerkte und mit ihnen in Berlin peinliche Verhöre anstellte, die nicht selten in Amtsentsetzung endeten. Ja selbst Pelargus, der bisher seine vielen Schriften unbeanstandet veröffentlicht hatte, mußte es sich gefallen lassen, daß seine 1605 gedruckte Doktordissertation vom Konsistorium dem Dompropst und seinem eifernen Gehilfen Magister Johann Fleck zur Zensur gegeben wurde.

Auch ferner konnte ihnen die Gefahr nicht gebannt scheinen. Zur Sicherung des künftigen Erbes am Rhein suchte Brandenburg Anschluß an die reformierte Pfalz, aber darauf war man nicht gefaßt, daß der Kurprinz so weit gehen würde, in Heidelberg seinen Sohn Georg Wilhelm mit einer pfälzischen Prinzessin, beide noch im Kindesalter, zu verloben (Februar 1605) — nachmals die Mutter des Großen Kurfürsten. Drei Jahre später erzwang die drohende Weltlage das oft geplante, immer umstrittene Protestanten-Bündnis, die Union. Den vorsichtigen, fast zu bedachtsamen Joachim Friedrich bewahrte ein plötzlicher Tod davor, Partei ergreifen zu müssen.

### Preußen und Jülich

#### Übertritt des Kurfürsten Johann Sigismund 1613

Johann Sigismund (1608—1619) sah sich vor die schwierige Aufgabe gestellt, in Preußen und gleichzeitig, da schon im folgenden Jahr der Herzog von Jülich starb, auch hier die brandenburgischen Erbsprüche durchzusetzen. Hier stand König Heinrich IV. von Frankreich bereit, an der Seite der deutschen Protestanten gegen die spanisch-österreichische Partei einzugreifen, als er am 14. Mai 1610 ermordet wurde. In diese schwierige Lage am Rhein sandte der Brandenburgische Statthalter seinen Bruder Markgraf Ernst, der schon seit 1602 mehrere Jahre in den Niederlanden gewohnt und an einem Feldzug der Oranier teilgenommen. Er selbst ging nach Königsberg. In der Mark vertrat ihn der Amtskammerpräsident Adam zu Putlitz, ein „Kalvinist“ aus pfälzischen Diensten, seit 1613 als ziemlich selbständiger Statthalter sein Bruder Johann Georg, Herzog von Jägerndorf. In Ost und West gelang das Werk. Man kann sich vorstellen, mit welcher Pracht die Rückkehr des Kurfürsten nach der Residenz kurz vor Ostern 1613 gefeiert wurde: künftig auch Herzog in Preußen und Herzog in Jülich. Verwundern aber mußte ganz Berlin, daß die Festpredigt im Dom nicht der Propst Gedicke, sondern der aus Preußen mitgenommene Hofprediger Salomon Finck hielt, ein gebürtiger Königsberger, von dem es hieß, daß er kürzlich zu den Reformierten übergetreten sei. Und als bald darauf Markgraf Ernst in der Heimat eintraf — schwere Krankheit hatte ihn befallen —, ließ er aus Anhalt den Zerster Hofprediger Martin Füssel, von Görlitz stammend, kommen und sich mit zwölf Angehörigen des Hofstaats von ihm das Abendmahl reichen. Auf Verlangen des Kurfürsten mußte Füssel auch mehrmals predigen, auch vor ihm persönlich in Chör. Johann Georg hatte nur Unpäßlichkeit abgehalten, im September erklärte er sich ebenfalls öffentlich für reformiert. Er war damals der eigentliche Leiter der brandenburgischen Politik; mit ihm wirkten Graf Abraham von Dohna aus Preußen, der Kanzler Dr. Friedrich Pruckmann, Sohn eines Frankfurter Bürgermeisters, geborener Märker, und der Geheime Rat Simon Ulrich Pistoris aus einer meißnischen Gelehrtenfamilie, der Vertraute des Markgrafen Ernst — überzeugte Reformierte, auf Reichstagen und Gesandtschaften viel im Reich herumgekommen, bewußte Träger der protestantischen Sammlungspolitik.

Die Stadt geriet in Erregung. Wie tief mußte das Ärgernis vor ändern den Dompropst treffen, bei dem Markgraf Ernst vor vier Jahren, als er auszog, zu Beichte und Abendmahl gegangen war. So rächte sich die Laueheit, das Umgehen mit den kalvinistischen Räten! Sofort gab er „an die lieben Christen zu Hof und in beiden Städten Berlin und Cölln“ ein Bekenntnis „gegen die fürhabende Calvinische Neuerung“ heraus und schrieb dazu an Pelargus: „Der ganzen Rotte der Sakramentierer soll es ergehen wie 1591 in Dresden“. Es wurde so eifrig

gelesen, daß es in wenigen Wochen von neuem gedruckt werden mußte. Den fürstlichen Statthalter aber warnte er, durch den „Einbruch“ Füssels könne Brandenburg leicht von Sachsen losgerissen werden und dadurch Jülich verlieren. Denn auch Sachsen war an dem Erbe beteiligt und stand gut mit dem Kaiser. Der Markgraf antwortete dem einstigen Lehrer in begütigenden Worten, verwahrte sich aber entschieden gegen das Hineinziehen der Politik: „Gesetzt gleich, daß man die Jülich-schen Lande erhalten könnte, wenn man sich Sachsen in religiöse akkomodiere“ (d. h. lutherisch bleibe), so sei doch zu bedenken, „ob es recht, daß man um der Religion willen in der Religion etwas simulieren oder dissimulieren (heucheln oder ablegnen) solle“. Er wolle keinen Untertan in seinem Gewissen beschweren, aber er sei gewillt, „Gottes Wahrheit Tür und Tor aufzutun“. Was Gedicke hier erfuhr, das hörte die Bürgerschaft bei der Bestattung des Markgrafen Ernst († 18.9.1613) im Dom am 20. Oktober, wo Salomon Finck auf den letzten Wunsch des früh Geschiedenen dessen eigenhändiges Bekenntnis verlas: er habe es ganz anders gefunden, als er einst gelehrt worden, und sich von der lutherischen Überlieferung getrennt „aus schuldiger Pflicht und Ehrerbietung gegen seinen Heiland und um der Sicherheit seiner Seligkeit, sintemalen Menschensatzung vergeblich und verdächtig sei und betrüge“.

Beiden Seiten ging es um die Wahrheit — hier Christus und die Bibel, dort Luther und die Konkordie als Erklärer des göttlichen Wortes. Aber durfte man dulden, daß jetzt im Dom der Glaube der Väter verunglimpft wurde — im Dom, den Joachim Friedrich wenige Tage vor seinem Tode als „Oberpfarrkirche zur Hl. Dreifaltigkeit“ der Bürgerschaft von Cölln gleichsam übereignet hatte! „In der Oberpfarrkirche“ — beharrlich brauchte in seiner Chronik der Cöllner Stadtschreiber Johann Wedigen diesen Namen — „hat Salomon Finck öffentlich gepredigt, daß man das Hl. Abendmahl allhier darum nicht recht hielte, daß man Hostien und rüde Oblaten anstatt des Brotes gebrauchte, und wäre solches wider des Hr. Christi Wort und Einsetzung. Hierwider haben sich die hiesigen Theologici (Petri-, Nikolai-, Marienkirche) gesetzt, in vielen Predigten solches widerleget und das Volk fleißig ermahnet, an diese des Fincken Predigt und vermeinte neue Reformation sich nicht zu kehren noch zu ärgern“. Daß die Cöllner sich doch daran ärgerten, daß es eines Sonntags im Oktober zu einem Auflauf gekommen, in dem „viele ledige Personen (junge Burschen) vorm Dom auf Finck mit Steinen gewartet“ — das erfährt man aus dem Chronikvermerk zum 16. November, an dem der Cöllner Rat und auch der Bürgermeister von Berlin aufs Schloß beschieden wurden und der Statthalter ihnen das Mißfallen des Kurfürsten aussprach. Sein Bruder denke nicht daran, den Untertanen „einen widrigen Glauben aufzudringen noch an ihren Kirchenzeremonien etwas zu ändern“, aber er lasse sich ebensowenig das Recht nehmen, in der Kirche, über die ihm das Patronat zustehe, seinen Hofprediger predigen zu lassen. Dieser Bescheid mußte sofort auf dem Rathaus der Bürgerschaft verkündet werden, in Berlin wurde er von Haus zu Haus durch die Ratsherren angesagt.

Nun war der letzte Zweifel gefallen. Nur noch die Stände konnten vielleicht das Unheil abwenden. Der Landtagsausschuß, der bald darauf am 8. Dezember im Haus der Landschaft seine übliche Zusammenkunft hielt, setzte eine Bittschrift auf, der Kurfürst möge seine Meinung „gnädigst ändern“. Dem Generalsuperintendenten warf man vor, Finck, „diesen schleichenden Wolf, nicht angeschrien und sein anvertrautes Schäflein vertreten“ zu haben, und zuletzt bat man die Kurfürstin Anna um Vermittlung; sie galt als die zuverlässige Stütze des Glaubens, wie auch Johann Georgs Gemahlin, Eva Christina von Württemberg, beim Luthertum verharrete. Die „gnädigste Resolution“, auf die der Kurfürst die Abgesandten vertröstete, ließ nicht auf sich warten. Schon am 18. Dezember lud er die gesamte Geistlichkeit der Residenz aufs Schloß. „In der blanken Stube“ umgeben von den Geheimen Räten am Tisch sitzend, ließ er durch den Kanzler Pruckmann seinen Willen vortragen: kein Streit auf den Kanzeln und auch für ihn die Religions-

freiheit, die er seinen Untertanen gönne. Betretenes Schweigen — der Kurfürst ein Abtrünniger! Nach hastiger Beratung draußen im Vorsaal eine kurze Entgegnung des Dompropstes: er erinnerte seinen einstigen Zögling an den Revers von 1593, vor zwanzig Jahren, bei dessen Unterzeichnung er selbst Augenzeuge gewesen. Ebenso kurz die Antwort des Kanzlers: das Gewissen gebiete, ihn nicht zu halten. Am ersten Weihnachtstag nahm Johann Sigismund mit seinem Bruder und dem Gefolge — im ganzen 55 Personen — öffentlich im Dom das Abendmahl nach reformiertem Brauch. Obwohl er noch vom Jagdschloß Grimnitz in der Schorfheide eine Reihe märkischer Adliger eingeladen und sein Vorhaben ausführlich begründet hatte, nur so wenige! Drüben in der Schloßkapelle aber suchte die Kurfürstin Trost und Stärkung in der Predigt des Professors Balthasar Meisner, der auf ihre Bitte von Wittenberg hergereist war.

Als bald kam von draußen der Widerhall: abmahnend der Schwager, der Kurfürst von Sachsen; der Calvinismus sei im Reiche laut Religionsfrieden nicht zugelassen — begeistert der Sohn Georg Wilhelm, der jetzt als Statthalter in Düsseldorf weilte: „Ob mir nun wohl jederzeit bewußt gewesen, daß der liebe Gott E. G. schon längst mit Erkenntnis seiner Wahrheit begnadet, ist mir doch hochofreulich, daß er E. G. endlich verliehen, was sie längst zu tun willens, mit christlich fürstlichem Eifer ins Werk zu setzen und ins Land zu bringen, auch verhoffentlich drinnen zu erhalten“.

„Ins Land zu bringen und darin zu erhalten“. Das war in der Tat die Absicht, trotz aller Zusicherungen. Zu Ende war die Zeit der Heimlichkeiten, da etwa Johann Sigismund die Psalmen des reformierten Lobwassers mit seinem Leibarzt Dr. Saffius „hinter verschlossenen Türen“ gesungen und dieser von dem vertrauten Kammerdiener Freytag beschimpft und bedroht worden. Die treibende Kraft war freilich mehr der Statthalter Johann Georg. Der Kurfürst, unlustig zu Geschäften, lag lieber „im Holze“ zu Hirschfeist und Schweinhatz, auf Jagdschlössern bei sich und andern zu Gäste. Die Kurfürstin war eine herrische Frau, aber mütterlich besorgt und ehrgeizig für ihre Kinder und fest im Glauben. Der Übertritt des willensschwachen Gemahls mochte ihr mehr das Werk der Brüder und der Räte sein. In seiner Abwesenheit hatte sie sich den Dom vorbehalten; die wenigen Calvinisten hätten doch in der Schloßkapelle Platz. So wies sie eines Morgens den zur Predigt bestellten Füßel aus dem Dom, aber der Statthalter bestand auf seiner Anordnung; sie mußte mit seiner Gemahlin Eva Christina und dem Gefolge die Empore räumen. Viel böses Blut machte das Generaledikt wider das Lästern vom 24. Februar 1614. Das hieß nichts anderes als: sie dürfen reden, wir müssen schweigen — vor diesem „wenigen Haufen“. Die Bürgerschaft spottete, „es scheine, als wolle es keinen Bestand haben“, bei Hofe seien ja nur „gelehene“ Prediger. War doch Füßel auf seine Kanzel in Zerbst zurückgegangen und Finck, erst kürzlich übergetreten, selbst noch ein Lernender. Weder aus der Residenz noch aus dem Lande hatte sich ein Geistlicher angeschlossen. Der Kurfürst selbst klagte, „daß die christliche Kirche allhier gar zart wäre, und so zu reden, gleichsam noch in der Milch stünde“. Um so schärfer trat der unbeugsame Dompropst auf. Oft vermahnt — noch vor dem Generaledikt erhielt er ein Druckverbot — sollte er endlich, unbeschadet seiner Ehre, vor der Gemeinde kurz erklären, mit den biblischen Beispielen von Hamans bösem Rat seien nicht der Kurfürst und seine Diener gemeint — oder es wenigstens schriftlich versichern. Selbst das lehnte er ab. Da ging ihm eine Warnung der Kurfürstin ins Haus, und am 11. März, noch in der Nacht, floh er, seine Familie zurücklassend. Gleichwohl wurde das Verfahren gegen ihn zu Ende geführt; das Urteil vom 13. Juni lautete auf Landesverweisung. Das war das Signal für eine zweite Flucht. „Kurz nach Johannis“, berichtet die Chronik, „ist der Kaplan Martin Willich von St. Petri nach Hamburg verreiset, mit fügen (weil er dahin eine Vokation in St. Catharinen-Kirche bekommen, und aber dieselbe anzunehmen ihm von vielen hart widerraten worden), sich der Gelegen-

heit zu erkundigen (seine Meinung aber ist gewesen, nicht wiederzukommen, wie dann auch geschehen). Hat sich befunden, daß er allhier, ehe er weggefahren, den Verlaß mit seiner Hausfrauen gemacht, daß sie dar also bald seinem Wege nachreisen, alles in Fässern schlagen sollte, welches sie dann auch getan, und hat er unterwegs, ehe er nach Hamburg kommen, ein Schiff bestellt, welches seine Frau nebst allem Hausgeräthe abgeholt. Wie er denn nachmals ein Schreiben an den Cöllnischen Rat abgelassen, worin er angezeigt, daß, wenn er hiergeblieben wäre, er in großer Gefahr hätte sein würden.“

## Reformationsversuch 1614-15

### Widerstand der Kurfürstin und des Landes

Was war inzwischen geschehen? Am letzten Tag des April war endlich der Mann eingetroffen, um den sich der Kurfürst seit längerem bemüht hatte und der das Reformationswerk vollbringen sollte: Abraham Scultetus, der Hofprediger von Heidelberg, der Ratgeber beim Übertritt der Fürsten von Anhalt und des Landgrafen Moritz von Hessen, dessen Wortgewalt den Markgrafen Ernst und seine Räte beim Pfingstfest 1610 in Düsseldorf gewonnen. Wie ein Aufatmen war es damals durch Jülich gegangen, und von diesem Erfolg beflügelt, übernahm er voll heiligen Eifers die neue Aufgabe. Wie würde das Werk hier verlaufen? Bei Hofe wurde Scultetus herzlich empfangen, sogar die Kurfürstin reichte ihm die Hand, aber ihr rechnete er es zu, daß der Gruß von den lutherischen Kanzeln der Residenz grell und heftig erklang. War doch jetzt der gefährlichste Gegner auf dem Kampfplatz erschienen.

Was der Kurfürst und sein Bruder von ihm erwarteten, war in der Tat nicht mehr und nicht weniger als ein umfassender Organisationsentwurf zur Reformierung der ganzen Mark. In Stadt und Land planmäßig Colloquia (Gespräche) halten, um die irrenden Brüder zu bekehren, Aufklärungsschriften verteilen, aber ebenso planmäßig Buchdrucker und Buchhändler überwachen und alle zur Rechenschaft ziehen, die das Generaledikt gegen das Lästern nicht achten würden — den Dom säubern und einen festen einheimischen Pfarrerstand für die reformierte Gemeinde schaffen. Das war der Plan. Zunächst schien es voranzugehen. Im Mai erschien die Confessio Sigismundi, das Glaubensbekenntnis des Kurfürsten, milde und versöhnlich gehalten, das später als Confessio Marchica Symbolgeltung erlangt hat. Friedlich verlief das Pfingstfest mit dem Vogelschießen der Cöllner Schützengilde, an dem sich der Landesherr und sein Bruder nach altem Brauch wie einst als junge Prinzen beteiligten, „da dann S. Ch. G. mit dem ganzen kurfürstlichen Hause daselbst Tafel gehalten wie auch einige Freischüsse gegeben“. Am Sonntag darauf, Trinitatis, dem Namenstag der Oberpfarrkirche, nahm er dies ihm zustehende Gotteshaus freiwillig für die reformierte Gemeinde in Besitz. Am Montag waren Rat und Verordnete sowie die vornehmsten Einwohner beider Residenzen aufs Schloß geladen, um jeder „ein Büchlein, darin der Reformierten Religion verfaßt“, zum fleißigen Lesen zu empfangen. Natürlich gab es alsbald Reibereien. Mit der Neuerung ließ der Besuch des Domes nach. Die Reformierten hegten den Verdacht, „als würde studiose (absichtlich) die Frühpredigt in St. Peters-Kirche des Sonntags so lange aufgehalten“. Der Rat und die Geistlichkeit mußten sich im Schloß vor dem Statthalter verantworten, aber sie durften sich darauf berufen, „daß wegen der vielen Kommunikanten, so sich Gottlob! alle Sonntage fänden, sichs ofte damit bis nach 9 Uhr verweilte“, und waren bereit, die 7-Uhr-Predigt um 8 zu schließen, „mit welcher Erklärung man dann wohl zufrieden gewesen“.

Man verzichtete also auf Zwang, ebenso im Vertriebe der reformierten Aufklärung. Der einzige Buchhändler der Stadt, Johann Werner, weigerte sich, die neuen Schriften zu führen. So gab der Kurfürst einem der drei Buchbinder, Johann Kalle, die Erlaubnis auch zum Handel und setzte ihn neben Werner „an unserer Rennbahnen (Stechbahnen) allhier vorm Schloß“. Was mag es vor beiden Läden für „colloquia“ gegeben haben! Der

Übertritt Johann Sigismunds entfesselte einen Schriftenstreit, der fast von Tag zu Tage wuchs. Haben sich doch für die Jahre 1614—1617 allein an überlieferten Titeln nicht weniger als zweihundert gefunden, Verfasser und Druckort z. T. erdichtet. Da die Märker vorsichtig sein mußten, half das Nachbarland Sachsen. Nicht nur Geistliche waren die Wortführer, sondern auch Juristen und andere Laien. Was den Zeitgenossen Schillers die Bühne bedeutete, das war dem 17. Jahrhundert die Kanzel. Die Menschen lebten ganz und nur in der Kirche. Eine „vornehme Standesperson“ war es, die das „Düsseldorfer Buch“ 1613 herausgab, „von den zwölf Hauptursachen, warum die reformierte evangelische Kirche nicht mit D. Luthers und seiner Nachfolger Auslegung des Abendmahls übereinstimmen könnten“, ein tiefgründiges Werk, das auch auf Johann Sigismund gewirkt hat. Es erfuhr einen „gründlichen Bescheid“ durch den Wittenberger Professor Balduin, der die „zwölfköpfige Schlangenbrut“ abschaltete. Der Angegriffene unternahm aber die „Rettung der zwölf Hauptursachen“, worauf Balduin eine „notwendige Antwort auf das schändliche Lästerbuch eines Berlinischen Politici“ erteilte. War doch inzwischen durchgesickert, daß jene Standesperson unter den Geheimen Räten zu suchen war: Simon Ulrich Pistoris, Berater des Markgrafen Ernst in Düsseldorf. Ihm gab der landesverwiesene Gedicke in seinem „Antipistorius“ als „Rädelsführer“ die Hauptschuld: die „Reformanten“ stimmten mit der heiligen Schrift ebenso wenig überein als der Mahometische Alcoran, sie seien unverständige Esel, die Jesuiten ihre Spießgesellen, der Teufel reite sie. Andere übrigens sprachen von den „Deformierten“. Die Bezeichnung „Kalvinisten“ galt den Angegriffenen als Verfälschung ihrer Lehre. Sie wehrten sich nicht weniger scharf. Die Lutherischen bekamen zu hören, nach ihrer Lehre von der Allgegenwart Gottes müsse Christus auch in Teufeln und Läusen wohnen und im Abendmahl der Leib des Herrn mit den Zähnen zerbissen werden. Vergeblich bemühte sich der hochangesehene Landeshauptmann der Altmark, Thomas von dem Knesebeck, mit einem „Einfältigen Bericht, wie sich jedes christliche Herz jetziger Zeit gegen die Obrigkeit verhalten solle“. Nein, das Volk brauchte ganz andere, kräftigere Kost: da gab es die reformierte „Neue Zeitung von Berlin in zweien christlichen Gesprächen zweier Wandersleute, Hans Knorren und Benedikt Haberecht“ und ihr übertrumpfendes Gegenbild „Andere, gewissere Neue Zeitung von Berlin“, Hefte von nicht zu überbietender Derbheit, ein Erbe des 16. Jahrhunderts, da „Sanctus Grobianus“ zum Schutzpatron erhoben worden, so beliebt, daß der bekannte „lustige“ Berliner Ratsherr Johann Schönbrunn sie sogar während des Gottesdienstes genoß, „als er noch äußerlichen Scheines halber die Kirche besuchte“. Die Leidenschaft verlor jedes Maß und verzerrte die Gegensätze zur Fratze. Vermittelnde Naturen vermochten sich kaum zu halten. Was die Geheimen Räte später (1629) wegen eines gemäßigten Geistlichen für Küstrin schrieben, galt erst recht in diesen Tagen: „Und ob je noch einer wäre, der Liebe zu der Moderation trüge, wird er von seinen eigenen Kollegen, öfters auch vom ganzen Auditorio darum gehaßt und verfolgt. Das ursacht nun, daß sich ein jeder mehr bemüht, um den Leuten zu gefallen, nur mitzudonnern, zu wüten und zu toben.“

So war das vom Kurfürsten auf den 3. Oktober 1614 im Schloß angesetzte Kolloquium der märkischen Inspektoren (Superintendenten) mit Scultetus, Füssel und Finck von vornherein zum Scheitern verurteilt. Daß der Generalsuperintendent Pelargus, seinen Amtsbrüdern schon lange verdächtig, sich entschuldigt hatte, gab einen guten Grund, das Gespräch abzulehnen. Ihr Wortführer war Johann Fleck, seit 1611 in Küstrin, vordem Hofprediger und Gedickes Mitstreiter, in diesem Augenblick gleichsam sein geheimer Statthalter, der Pruckmann später öffentlich das Schicksal des sächsischen Kanzlers Crell prophezeite. Er erklärte, sie seien nicht mehr geübt genug zu Disputationen; überdies ständen ihre Gegner in der Gunst des Hofes, während sie selbst alles zu fürchten hätten. Der Kurfürst blieb überraschend ruhig, versprach die Lockerung der Zensur und forderte nur, sich des „Schmähens und Schimpfens“ zu enthalten. Das

war aber die Luft, von der sie lebten. Wenige Tage später hielt Scultetus seine Abschiedspredigt und stellte Martin Füssel, den Anhalt endlich freigegeben, und dessen Schwiegersohn, Magister Karl Sachse, der jungen Gemeinde als ihre Pfarrer vor. Dann verließ er Berlin — gewiß voller Bedenken und Zweifel. Vergeblich seine Schriften gegen den von Gedicke angerufenen Dresdner Hofprediger D. Hoe, die in Berlin erschienen, vergeblich seine Predigten, einmal auch „im freien Felde zwischen Berlin und Brandenburg“, in denen er sich gemüht hatte zu zeigen, wie „gerade auch Luther eigentlich alles gebilligt habe, was die Reformierten lehrten“. Vielleicht hat er auch noch erfahren, daß ob des „Sieges“ vom 3. Oktober in Stendal ein regelrechtes Dankfest in der Jakobikirche gefeiert wurde, das in einem nächtlichen Fackelumzug und wüster Verspottung des Brotbrechens endete. Gegen die Untersuchungskommission, die im Dezember vom Hofe eintraf, erhob sich ein neuer Tumult, so daß sie sich nach Tangermünde zurückzog. Zuletzt erting doch Gnade für Recht: die lutherischen Eiferer blieben im Amt.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Leute sich Gedanken machten, was denn überhaupt den Kurfürsten zum Übertritt bewogen habe. Obwohl er selbst im Dezember 1613 den Ständen erklärt hatte, er sei „allbereit acht Jahre und länger den Reformierten zugetan gewesen“, also seit seinem Aufenthalt in der Pfalz 1605 — kein Zweifel, es war ihm ein Herzensanliegen, — tauchte immer wieder die Meinung auf, der fromme Herr sei der Geschobene und Betrogene, und die wirkliche Ursache sei die Hoffnung der Geheimen Räte, dadurch für Jülich die Hilfe der Holländer zu erhalten. Als ob Brandenburg nicht eben dadurch sich vielmehr die Lage in Preußen und gegenüber Sachsen und dem Kaiser erschwerte! Aber die Vermutung lag allzu nahe — das ganze Jahr 1614 hindurch liefen die Verhandlungen mit den Ständen über eine Beihilfe für die Union und die Landesdefension. Im Sommer waren die Spanier unter Spinola in Jülich eingefallen und nur mühsam der Friede wiederhergestellt worden. Es war mehr ein Waffenstillstand, und die Union der Evangelischen mußte zum Widerstand rüsten. Aber schon vor zehn Jahren, als es um das Erbe in Königsberg ging, hatten manche ganz offen gesagt: was geht uns Preußen an? Defensionssteuern „ohne jede Verursachung, fremder Lande halber, davon die Untertanen der Mark wenig Frommen zu hoffen“. Sie hätten es nicht geglaubt, wenn einer ihnen geweissagt, daß in hundert Jahren ihre Enkel königlich preußisch und nicht mehr kurbrandenburgisch hießen. Sie wollten auch nicht glauben, was ihnen jetzt im September und wieder im November 1614 der Kanzler Pruckmann auf dem Schlosse vortrug „von den gefährlichen Listen und Praktiken des papistischen Haufen“: „Denn gewißlich böse Zeiten vor der Tür, welche dem Lande vielleicht eher über den Hals kommen könnten, als man vermeinte.“ An das Schicksal Konstantinopels erinnerte er, dessen Einwohner nicht zeitig einen Teil ihres Besitzes zur Verteidigung opfern wollten und dies mit dem Fall der Stadt und ewiger Knechtschaft büßen mußten (1453). Konstantinopel — das war lange her, und der Rhein und die Spanier waren weit. Und die gefährdete Gewissensfreiheit der Jülicher? Papistisch sei nicht so schlimm als kalvinisch, konnte man oft hören. Sie hätten nichts von den gegenwärtigen Händeln gewußt. Am besten sei, „auf den endlichen Sieg des Rechtes dank göttlicher Hilfe zu vertrauen und jeden möglichen friedlichen Ausgleich zu versuchen“, so lautete der Rat der Stände. So dachten auch die Berliner — hatten nicht die Väter für den erneuerten Ratsstuhl 1555 als Spruch gewählt: „Selig sind die Friedfertigen.“ Aber als Brandenburg im Jahre 1610 der Union beitrug mit dem Versprechen einer militärischen Verfassung, mußten auch die Berliner aufziehen mit ihren Musketen und bei Pfeifen- und Trommelklang „das Drillen lernen“. Doch bald liefen heftige Beschwerden ein: einige hätten vom übertriebenen Drillen den Tod gefunden, andere seien lahm geworden, außerdem erschrecke das gefährliche Schießen die schwangeren Weiber. Angesichts solcher Gründe wurden die Übungen nach einigen Monaten eingestellt.

Wenn man jetzt auf den Tagungen besonders bei den Städten „nichts als Lamentierens“ hörte, so ist zu bedenken, daß sie allesamt schwer verschuldet waren und trotzdem die alte Regelung weiter galt: zwei Drittel der Steuern trugen die Städte, die Ritterschaft nur ein Drittel. Als 1584 der Nikolaiturm einen neuen Knopf erhielt, hatte der Klempner Martin Treptow einen Zettel eingelegt: „Wohl ist die Lehre bei uns gut — damit war die Konkordienformel gemeint —, aber es ist ein böses Leben mit Aussaugung der armen Leute von der Obrigkeit mit Schoß“. Jetzt sollten sie noch mehr zuschießen und dazu eine neue schlechte Lehre dulden. Darin waren sich alle einig: die Gewissensfreiheit — „das köstlichste Kleinod“, wie Pruckmann sie gerühmt — erst einmal in der Mark sicherstellen gegen den eigenen Landesherrn, ehe Geld für die große Politik gegeben werden konnte. Nach langen hartnäckigen Verhandlungen auf dem Ausschußtag im Januar–Februar 1615 mußte der Kurfürst nachgeben und sich verpflichten, den Ständen keine „verdächtigen und unannehmlichen“ Prediger aufzuzwingen, selbst nicht an den Orten, an denen ihm das Patronat zustand. Der große Reformversuch war am gemeinsamen Widerstand von Ritterschaft und Städten gescheitert. Tiefe Enttäuschung und ehrliche Besorgnis sprach aus dem Schlußwort des Kurfürsten an die Stände: nun sie gesichert seien, möchten sie auch die Reformierten „unverfolgt, ungeschändet, ungelästert, unzerquetschet lassen“.

#### **Bildersturm des Statthalter-Markgrafen Johann Georg im Dom am 30. März 1615**

In der Tat, das war die Frage: würde fortan ein ruhiges Nebeneinander möglich sein? Wie anders hatte sich alles gestaltet! Als Füßel im Juli 1613 zum erstenmal in Berlin aufgetreten war, meinte er, mit seinen Predigten den Grund zu einem großen Werke gelegt zu haben. Bekam er doch aus der Bürgerschaft zu hören, „sie hätten nicht gedacht daß die Calvinisten solche gute Leute wären, unsere Prediger haben sie uns gar anders beschrieben“. Inmaßen auch, wenn ich auf der Gassen gegangen, keine unfreundlich Gebärde wider mich gespüret habe“. Selbst die Kurfürstin schien damals geneigt, den Reformierten die Schloßkapelle einzuräumen, nur „den Dom müßt ihr zufrieden lassen“. Gerade dieses ehrwürdige Gotteshaus hatte dann der Kurfürst seiner jungen Gemeinde bestimmt, und die Zwietracht war gewachsen. Die Oberpfarrkirche in den Händen der „Reformanten“! War auch der große Plan mißlungen, hier in ihrem kleinen Bereich — der Markgraf-Statthalter und Füßel bestanden darauf — sollte die Wahrheit triumphieren.

Man muß wissen, was der Dom der Bürgerschaft bedeutete. Ursprünglich hatte ihn Joachim II. mit Prunk und Kostbarkeiten zum Gnaden- und Wallfahrtsort für die ganze Mark ausgestaltet, und als bei der Einweihung 1536 die Festpredigt die Evangelischen schmähte, regte es sich unter den Zuhörern. Drei Jahre später öffnete der Kurfürst sein Land der neuen Lehre, aber der alte Kultus blieb, mit Frachtgewändern und Bischofsmützen amtierte die Domgeistlichkeit, die Umzüge und Darstellungen zu Ostern und Pfingsten wurden weiter gehalten und das Jahr über an die hundert Heiligenfeste begangen. Hatte doch auf eine Anfrage Luther selbst die Zweifelfinden beruhigt: „Solche Stücke geben und nehmen dem Evangelium gar nichts.“ Den letzten Wunsch des Vaters achtend änderte auch Johann Georg nichts daran, obwohl anfänglich von Beseitigung „einiger ärgerlicher Zeremonien“ die Rede war; ja die Meinung ließ sich hören: solange solche Zeremonien dauerten, solange würde auch „der kalvinische Fürwitz“ unterbleiben. Durch sechzig Jahre hindurch war so der Dom mehr und mehr „eine einsame Säule im Kurfürstentum und wohl auch die rückständigste im ganzen evangelischen Deutschland“ geworden. Aber ebenso hatte im Lauf der Zeit das „päpstliche Wesen“ bei Einheimischen wie bei Fremden mehr und mehr Argernis erregt, zumal „Mißbräuche und Aberglauben“ nicht ausblieben, so daß Joachim Friedrich bei seinem Antritt 1598 eine gewisse „Reformation“ anordnete und, wie es ein Chronist ausdrückt, „viel Affen- und Pfaffenwerk“ abschaffte. Die Geistlichkeit hatte freilich

Bedenken, die „Abschaffung“ möchte auch als Abweichen von der Lehre gedeutet werden, was sich die Calvinisten zunutze machen würden. So hat es fast zehn Jahre bis zur Neuordnung gedauert, mit der Wirkung, daß Joachim Friedrich in ganz Deutschland als Calvinist verschrien wurde. Die vielen Kunstwerte wurden an andere Kirchen verteilt oder in das Gewölbe im Schloß übergeführt. Was noch an Schmuck verblieb — zwei Altäre, Gemälde und Figuren —, galt als Erinnerung an die alte Zeit, und die feierliche Weihung zur Oberpfarrkirche im Jahre 1608 durch den Generalsuperintendenten Pelargus mochte den Dom der Stadt noch enger verbinden.

Es stand zu erwarten, daß die Reformierten sich nach ihrer Weise einrichten würden, aber wie sie es taten, das hatte man nicht für möglich gehalten. Kaum war die Verhandlung der Stände beendet, da ließ der Statthalter bei hellem Tage das große hölzerne Kruzifix vom Chorgitter abnehmen, zerschlagen und in die Spree werfen. Wenn ein Bericht aus dem Kreise der Reformierten zu trifft, hat darauf der Kurfürst aus der Neumark, wohin er wieder zur geliebten Jagd gezogen, den Befehl gegeben, auch alle übrige „Abgötterei“ zu entfernen. Das geschah am 30. März 1615 nach der Predigt mit vielen Handwerkern und so geschwind, daß man noch zu Abend fertig wurde, — und in solcher Öffentlichkeit, daß alle, die es ansahen, in Wut und Tränen ausbrachen, besonders die Frauen und Gottes Strafe auf die Bilderstürmer herabriefen. Scharfe Reden gingen durch die Stadt: nach der Oberpfarrkirche würde wohl die Pfarrkirche drankommen, St. Peter — aber das ließe sich niemand gefallen. Die Hofprediger und ihre Frauen mußten harte Worte hören: „Wenn das Gesindlein aufwacht, so schonet es nicht“, sagte der junge Apotheker an der Langen Brücke zu Frau Finck, die gegenüber wohnte. Als sie sich auf den Schutz der Obrigkeit berief, bat er, es nicht weiterzusagen, er habe sie nur als guter Nachbar warnen wollen. Ja dieser Michael Aschenbrenner sollte sogar geprahlt haben, man würde die Trommel rühren und den Calvinisten die Hälse zerschlagen — es wäre schon früher einmal ein Schloß gestürmt und der Fürst barfuß zum Lande hinausgejagt worden.

Auf den unruhigen Sonnabend folgte der feierliche Palmsonntag, der 2. April, der die „stille“, die Karwoche einleitete. Viele Kirchgänger suchten den Dom auf, um das Werk der Zerstörung zu betrauern. Magister Füßel begann mit einem Dank gegen Gott für die Reinigung der heiligen Stätte und verwies den Bürgern ihr Jammern: sie wehrten sich, Götzendiener genannt zu werden, und weinten doch, weil die Götzen aus dem Tempel geworfen. Wollten sie ihm aber nicht glauben, daß ihr alter Spruch „Die Bilder seien der Laien Bibel“ vom Teufel herkomme, nun, so brauchten sie nur in eine andere Kirche hineinzuschauen, da fänden sie auf einem Bild „Schand und Hurerei“ dargestellt. Damit war die benachbarte Petrikirche gemeint. Als ob es so hätte sein sollen: den Mittagsdienst versah dort der Diakon Peter Stüler, auch Kaplan genannt, der jüngste an St. Petri und der schärfste der Eiferer; Freunde hatten ihn oft zur Mäßigung gemahnt. Sofort griff er Füßels Worte auf, der das alte Steinbild falsch ausgelegt habe. „Die Calvinisten schelten unsere Kirche ein Hurenhaus, sie stürmen unsere Bilder, sie wollen uns auch den Herrn Christum aus dem Herzen reißen.“ Immer mehr redete er sich in Zorn, sprach vom Papst, von den Spaniern in Jülich und schloß mit den hitzigen Worten: „Willst du reformieren, so zieh nach Jülich, da hast du zu reformieren genug! Sieh zu, wie du das behaltest!“

Das schlug ein! Viele dachten so — aber derart öffentlich gegen den Landesherrn aufzutreten! Sie waren erschrocken: diese Predigt würde ihm schwerlich geschenkt werden. Es dauerte nicht lange, da ging die Rede, der Markgraf werde Stüler gefangen setzen. Noch am Abend, so wußten nachher die Reformierten zu erzählen, sollten über hundert Bürger zusammengekommen und sich verschworen haben, „die kalvinistischen Priester zu erwürgen und hernach die andern Calvinisten“. Es lag etwas in der Luft, so daß Füßel, der in der Brüderstraße wohnte, es für geraten hielt, einen Teil seiner Habe in des Markgrafen Haus am Dom zu schaffen.



Am Montag früh erfuhr Propst Brunnemann von den Gerüchten und berief sogleich seine Amtsbrüder. Stüler tat zuerst ganz unbefangen: seine Worte wollte er wohl verantworten; aber als der Propst und auch der Archidiakon Koch meinten, es könne doch leicht einen Tumult geben, er solle sich lieber still zu Hause halten und die Nacht bei Freunden verbringen, da wurde er besorgt. Je mehr er herumfragte, desto unsicherer schien alles; jetzt wollte er sich nach Wittenberg retten. Noch einmal bewog ihn der Propst zum Bleiben. Aber dann traf Stüler die Frau des ihm befreundeten Hofpredigers der Kurfürstin und vernahm, was ihre Herrin gesagt: „Welcher Henker heißt ihn von Jülich predigen! Er bringt allemal solche Sachen auf die Kanzel, die sich zum Text nicht reimen.“ Da sank ihm der Mut: „Ach ich habe es gar zu klar wegen Jülich herausgeredet, ich hatte schon geschlossen, und sind mir die Worte dennoch entfahren — was soll ich machen?“ Die Predigersfrau wußte auch nicht zu helfen, zu leicht bringe sich der Ratgeber selbst in Gefahr. Der Geängstigte verfiel auf einen neuen Gedanken: eine Bürgerwache müßte sein Haus sichern; hatte ihn doch die Kurfürstin gewarnt! Aber der Bürgermeister Jahn, zu dem er den Stadtdiener geschickt, lehnte ab und sagte wie der Propst, es sei ja alles nur Fabelwerk. Nun glaubte er sich ganz verlassen, es blieb nur die Flucht. Beim letzten Tageslicht — die Leute kehrten aus ihren Gärten heim — zog er durchs Gertraudtentor: „Gute Nacht, ihr seht mich nicht mehr wieder“; den Weibern draußen im Spital ging es zu Herzen, wie sehr der bedrängte Mann weinte.

Im ersten Dorf, in Schöneberg, suchte Stüler eine Zuflucht bei dem dortigen Amtsbruder. Spät abends erreichte ihn ein Brief des Propstes, er solle sofort zurückkehren, um Unheil zu verhüten. Darauf erschien er am nächsten Morgen in aller Frühe und ging auf des Propstes Rat in sein Haus.

#### Tumult in der Nacht des 3./4. April 1615

In dieser Nacht aber vom 3. zum 4. April war das befürchtete Unheil geschehen. Zu auffällig hatte Stüler in aller Öffentlichkeit von der Gefahr und der Warnung durch die Kurfürstin gesprochen, und seine Freunde werden nicht gesäumt haben, es geschäftig herumzutragen. Dazu war Montag, der Festtag aller freien Gesellen, an dem ihnen die Straße gehörte. Gegen Abend sammelten sich vor Stülers Hause in der Brüderstraße Leute, die ihn beschützen wollten, fanden aber nur die Frau Kaplan, die in der Tür stand und weinend fragte: „Wo ist mein Mann? Ich weiß nicht, ob er weggelaufen oder auf dem Schlosse ist. Man wird mir das Haus stürmen. Was soll ich machen?“ Man sprach ihr Mut zu, ein paar Burschen holten von einem Holzplatz auf dem nahen Hundemarkt an der Petrikirche Bretter und Stämme, bauten eine Schutzwehr und richteten sich mit ihren Speisen und Rappieren zur Nachtwache ein; sogar ein paar Musketen waren zur Hand. Was der Bürgermeister dem Kaplan abgelehnt, geschah nun doch, und es lohnte sich für die Wächter. Denn das Haus hatte Braugerechtigkeit, und Frau Stüler bewirtete ihre Garde aufs beste. Man war fröhlich und wetzte die Degen tatenkühn auf dem Pflaster; manche hatten sich Steine herausgerissen, schlugen sie aneinander und riefen: „Trinkt frisch, es ist Freibier.“ Einer zeigte auf das Haus gegenüber, wo der Domkapitelschreiber Israel Puchner wohnte: „Da ist auch ein kalvinisches Haus, wir wollen ihm Prophetenbeeren hinüberschicken.“

Inzwischen hatte sich die Straße gefüllt, die Menge stand bis zur Petrikirche, und alles beriet, was zu tun sei. Die Verordneten, die mußten es wissen! Die hatten sich indeß schon bei ihrem Ältesten versammelt, dem Schuhmachermeister Merten Schulze in der Fischerstraße. Einige fehlten noch. Der Marktmeister Michel Penis wurde ausgeschiedt, sie zu holen. Den Stellmacher Masute, dem die Bretter am Hundemarkt gehörten, fand er gleich im Bernauer Keller am Rathaus. Den Schuster Rohde traf er zu Hause an, ebenso den Schneider Ferner, der schon zu Bett gehen wollte. „Was ist das in nachtschlafender Zeit!“, brummte er, aber da der Bote drin-

gend wurde, zog er sich an, nahm seinen Knebelspieß und eilte mit seinem Sohn und einem Gesellen nach der Fischerstraße. Seine erste Frage war: „Ihr Herren, habt ihr das nicht lassen den Bürgermeister wissen?“ Ja, aber der war drüben in Berlin bei dem reichen Kaufmann Förderich zu Gaste und hatte gesagt: er glaube nicht an Gefahr, und auf seine Bitte war der mitgeladene kurfürstliche Kammermeister Fritze herausgekommen und hatte bestätigt: nein, der Markgraf hege nicht die geringste Absicht auf Stüler. So war der Bescheid des Bürgermeisters: sie sollten es anordnen, so gut sie könnten, er wolle mit der Sache nichts zu tun haben. Nun sollte Ferner, der als Gerichtsschöffe und Stadtfähnrich besonderes Ansehen hatte, einen Vorschlag machen. Da stürzten plötzlich an die zehn Bürger herein. Greger Albrecht bricht gleich los: „Guten Abend, ihr Verordneten, wir sind in Erfahrung kommen, daß man will Herrn Peter (Stüler) aufnehmen (aufheben), ihr sollt uns zu Hilfe kommen!“ Ferner sucht sie zu beruhigen, sie hätten doch nicht solche tyrannische Obrigkeit, auch Eichhorn will es ihnen ausreden: wenn der Markgraf das beabsichtige, würde er es tags, nicht nachts ausführen. Wer ihm überhaupt das Wort zu führen befohlen? Die ganze Gemeinde, ruft Albrecht aufgeregt; er will die Sturmglocke ziehen, und die Verordneten sollen zum Bürgermeister gehen. Wie, der sei nicht zu Hause? „Wo ist er nun, der Leutnant und Befehlshaber, nun wir in den größten Nöten stecken! Es ist nicht anders, Herr Feter wird gewiß aufgenommen werden, ihr mögt reden, was ihr wollt; wir habens gewissen Grund.“ Vergebens beschwören die Verordneten die Aufgeregten, die ihnen die Tür versperren, vergebens halten sie ihnen vor, Stüler sei ja gar nicht mehr in der Stadt. „Um Gottes willen, laßt die Sturmglocke! Überhaupt“, sagt Eichhorn, „ihr dürrt auch Herrn Peter so hart nicht beiliegen (beistehen), er hats so gar köstlich nicht gemacht, hätte wohl anders predigen können.“ Das war Öl ins Feuer. An Gottes Statt habe er gestanden, schrien sie, und Gottes Wort gepredigt. Niemals würde die Bürgerschaft vergessen, wie der Kaplan in der letzten Pest bei ihnen ausgeharrt habe. Die Verordneten versuchten ein Letztes: sie möchten an das Exempel von Leipzig denken, wie da der Tumult ausgegangen sei. Noch einmal verbürgten sie sich für Stülers Sicherheit; über die Sturmglocke aber würden sie selbst entscheiden. Da zogen die Wortführer der Gemeinde endlich ab.

Fast eine Stunde hatte der Auftritt gedauert, und die Verordneten waren froh, daß sie ungefährdet ihr Heim erreichten. Der Stadtfähnrich Ferner, der am Schloß wohnte, begegnete hier einem Haufen „bewehrter“ Leute, die von Berlin anrückten, und bekam nun aufs neue Vorwürfe zu hören: „Wollt Ihr nicht mit bei dem Furlament, es ist nicht schön, daß Ihr von der Gemeinde absteht. Bei Tag könnt Ihr große Feldzeichen tragen und auf der Gasse stattlich mit dem Degen gehen. Jetzt in der Nacht und Not wollt Ihr nicht mit. Ihr seid ein gewaltiger Leutnant. Pfui, schämt Euch in Euer Herz hinein!“ Ferner verwahrte sich empört: er kenne seinen Befehl, es sei kein Feuer, sie sollten sich nach Hause scheren. Mit der Amtsperson wollten sie wohl nicht anbinden und gingen über die Lange Brücke zurück.

In der Brüderstraße aber war das Treiben munter weitergegangen. Man zechte und johlte. In dem klaren Mondschein machte es Spaß. Das Freibier tat seine Wirkung. Auch ein Student steckte mitten drunter, der Sohn des Mittenwalder Pfarrers Rose, der trank einem Bekannten zu, den der Lärm herbeigelockt, und rief: „Wir wollen die Calvinisten zum Dinge hinausjagen!“

Bei der Kirche auf dem Hundemarkt hatte sich eine zweite Schar gesammelt, ebenfalls bewaffnet und voll Tatendrang. Einer, mit einem schwarz-weißen Feldzeichen angetan, schritt auf und ab wie ein Anführer. Ein paar traten an des Pfarrer Kochs Haus und boten sich ihm als Wache an. Der vermahnte sie scharf und erhielt die Antwort, er solle sich auf den Hintern schlafen legen. Da erscholl Räderrollen. Der Bürgermeister kehrte mit dem Kammschreiber Fehr und dem Kammermeister Fritze in dessen Wagen von der Abendgesellschaft bei



Földerich zurück. Vor Fritzes Haus stieg er aus und kam über den Kirchhof. Er begrüßte höflich und wünschte den Leuten einen guten Abend. Keiner dankte ihm, und wie er hindurch war, johlten sie hinter ihm her und lärmten mit Pflastersteinen, bis er in seinem Haus verschwunden war.

Währenddessen hatte sich ein Trupp aufgemacht zu einem Umzug. Zuerst bekam das Haus des verhaßten Füßel, an der Ecke beim Dom, ein paar Steinwürfe zur Probe. Dann ging's durch die Domgasse in die Breite Straße hinein — gut dreißig Mann, Handwerksburschen und -jungen, auch Soldaten, stellungslose Landsknechte, fast alle bewaffnet. Wer sich sehen ließ, wurde angerufen: „Freund oder Feind?“ Ein Pole ließ sich das nicht gefallen: „Kommt her, ihr lutherischen Schelme!“, aber dann nahm er Reißaus mit seinem Säbel nach dem Mühlendamm zu. Beim Nacheilen stießen sie auf einen Handlungsgehilfen: ah, der war bei dem reichen Essenbrücker in Stellung gewesen: „Schlagt zu, schlagt zu, das ist auch so ein kalvinischer Schelm.“ Ein anderer wurde als Bruder eines Hofdieners erkannt: „Schlagt zu, der will uns behörden.“ An einer Ecke sah man den Schreiber des Geheimen Rats von Dohna: „Wo ist der lange Herr von Dohna? das ist auch so ein Schelm.“ Kurz vorm Rathaus gab es einen Hauptpaß. Oben aus einem Fenster krächzte eine Weiberstimme: „Ihr leichtfertigen losen lutherischen Schelme, was habt ihr vor?“ War das nicht die Mutter des kurfürstlichen Leibarztes Dr. Saffius? Steine her und drauf! Sie schalt weiter: „Vertraut ihr so eurem Gott? Daß euch der Teufel in Abgrund der Hölle führe!“ „O du Alte“, schrie einer dawider, „möchtest wohl das Maul halten, es stehet so gar köstlich nicht zu.“ Aber die alte Dame war ihren Widersachern gewachsen — mit der damals noch nicht gedichteten, aber nicht weniger üblichen Götz-Aufforderung klappte sie das Fenster zu. Sie habe ihn, gab der Zeuge nachher vor Gericht an, „bona venia (mit Verlaub zu sagen) zu Gaste gebeten“. Die Nachbarn wurden wach. Die junge Frau des Kaufherrn Essenbrücker, der verweist war, hatte sich gerade angekleidet, da stürzte der Leibarzt zitternd herein: „Ach Jungfrau, kommt doch herum und hört, was mir meine Mutter anrichtet. Sie hat sich vollgetrunken und schreit zum Fenster hinaus.“ Hilfsbereit ging sie mit, da begann die „Beschießung“ aufs neue, sie nahm die ganz verängstigte mit sich, aber hier fiel die Alte in Ohnmacht, so daß sie sie mit Umschlägen wieder zum Bewußtsein bringen und die Nacht bei sich behalten mußte. Inzwischen war der Hauseigentümer, der Apotheker und Ratsherr Peuker herbeigeholt worden, der sich beim Pfarrer Koch das Treiben angeschaut hatte. Gerade donnerten die letzten Pflastersteine an die Tür. Die Burschen entschuldigten sich: die Frau habe angefangen, „sie ist wohl besoffen. Wenn's nicht des Apothekers Haus wäre, würden wir's anders machen“.

Das Lärmen ging weiter. Von der Nachtwache war nichts zu sehen. Der Gastwirt Peter Kerberg fragte die Stadtdiener am Rathaus: „Läßt sich dem Gesindlein nicht steuern?“ „Was können wir tun?“ Sie dachten wohl an den Bürgermeister. Plötzlich verstummte alles: Feuerchein hinten am Schloß! Ein Zug mit brennenden Fackeln bewegte sich dort aus dem Tor nach der Brüderstraße. Im Nu war der ganze Haufe nach der Kirche verschwunden. Ruhig lag der Markt da, vom Mond hell beschienen, die Rathausuhr tat elf Schläge, die Nachtwache trat ihre Runde an: „Hört ihr Herrn und laßt euch sagen.“ Nur kurz währte die friedliche Stille. An der Kirche ein grelles Pfeifen und Schreien, ein Schuß krachte, und wie auf Kommando fingen die Glocken oben im Kirchturm an Sturm zu läuten.

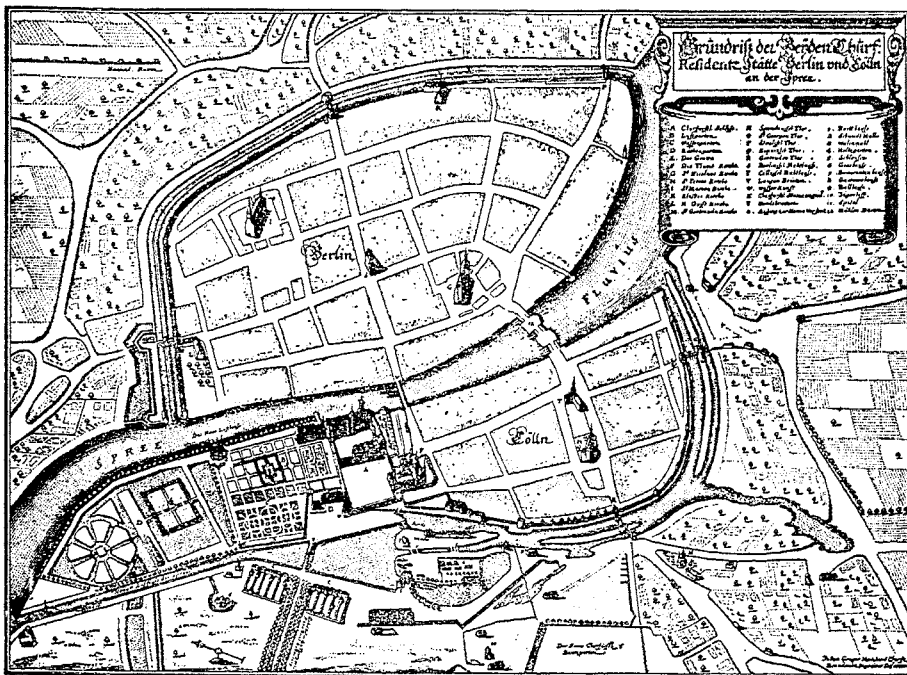
Was war geschehen? Als der Lärm immer lauter geworden und allenthalben die Bewohner geweckt hatte, war der Kammerdiener des Markgrafen, der in der Stadt wohnte, zum Hause des markgräflichen Rats Castillon geeilt, und in Sorge um ihre reformierten Pfarrer gingen beide rasch aufs Schloß. Johann Georg hatte sich nicht ahnend, was die Cöllner von seinen bösen Absichten gegen Stüler erzählten, um acht Uhr zur Ruhe begeben

und Licht und ein Buch — des Scultetus Passionspredigten — hinstellen lassen, um sich noch etwas an den frommen Gedanken zu erbauen. Sofort stand er nun auf, der Schloßhauptmann und andere Herren vom Hofe fanden sich ein, Trabanten und Lakaïen wurden zusammengerufen, die Pferde gesattelt, und im Trab ging es bei Fackelschein in die Brüderstraße. Die Menschenmasse zerstob nach allen Seiten. Am liebsten hätten die Knechte den „Lutherischen“ einen Denkkettel verpaßt: „Ich will einen Schelm auf den Kopf schießen, er soll die Beine in die Höhe kehren“, hörte man im Vorbeireiten rufen. Der Hundemarkt war leer, ein Haufe hatte sich auf den Kirchhof hinter die Mauer gelegt, sie meinten, jetzt sollte Stüler gefangen werden. Da gab ein Reiter einen Schreckschuß ab, und darauf begann das Sturmläuten.

Der Markgraf ließ sich des Bürgermeisters Haus zeigen: der als Stadtoberhaupt mußte doch Ruhe schaffen können. Der Haufe aber, im Glauben, der Bürgermeister werde nun als Geisel weggeführt, drang in richtiger Marschordnung hindurein, zu dreien nebeneinander: „Du schwarzer kalvinischer Schelm, du Hurensohn!“ Jetzt wurde es auch im benachbarten Spreegäßlein lebendig. Eine Frau, die „Fränkische Ursel“, schrie los: „Ach liebe Leutchen, helft, lauft, helft, sie wollen unsern Herrn Peter gefangen nehmen, weil er nicht solch ein Zuckerprediger ist.“ Der Markgraf war inzwischen mit dem Bürgermeister Jahn an Füßels Haus vorbei bis an den Dom gelangt. Wüste Schimpfworte flogen aus der Menge: „Füßel, wir wollen dich in Stücke hauen, langet uns die Teufelsbraten heraus.“

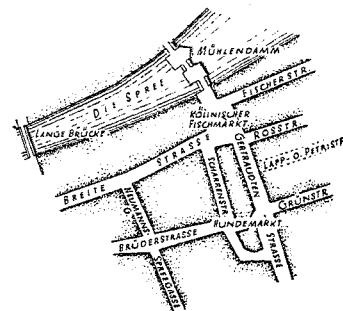
Da krachten Schüsse. Nach einem Reformierten-Bericht hat der Markgraf selbst mit einem Pistolenschuß das Zeichen gegeben. Die spätere Vernehmung hat den Vorfall nicht aufklären können. Ein junger Schreiber namens Stutzinger aus Halle sagte aus: auf den Ruf der Menge „Schießt den kalvinischen Schelm tot“ habe der Markgraf sein Pferd in die Menge gespornt und ein paar französische Worte gerufen, worauf die Schüsse gefallen seien. Der Amtskammerschreiber Joachim Schulze, der in Füßels Hause wohnte, ein kurfürstlicher Beamter, gab an: auf die Drohung gegen Füßel habe der Markgraf gerufen „Gebt Feuer“, und auf die Schüsse der Trabanten seien auch aus der Menge einige Musketen losgegangen. Der Bürgermeister Jahn dagegen hat bekundet, daß auf ihrem Wege nach Füßels Hause vom Volk hinter ihnen her geschossen worden sei. Der kurfürstliche Sekretär Luther, im Südteil der Brüderstraße wohnend, hat einen Schuß und danach 15 starke Musketenschüsse gehört und dann viele aus der Menge nach der Kirche zurückflüchten sehen mit dem Rufe: „Heraus ihr Bürger, Trommel rühren.“ Jedenfalls gab es Verwundete auf beiden Seiten. Einem Koch aus der Grünstraße wurden zwei Zehen abgeschossen. Der junge Stutzinger bekam von einem Trabanten zu Pferde ein paar Schläge mit der Hellebarde, und als er sich wehren wollte, kriegte er eine Ladung „gekewetes“ (gekautes?) Fensterblei in den linken Fuß und beim Weglaufen einen Stein an den andern Fuß — ein Opfer beider Parteien. Dem kurfürstlichen Rüstmeister brach das Pferd, von einem Schuß getroffen, in die Knie.

„Herr Bürgermeister“, rief nun der Markgraf, „Ihr müßt heran, ihnen einreden, daß sie Frieden halten.“ „Ich weiß nicht, ob ich ihnen trauen darf“, antwortete der. Dem Markgrafen schien es auch bedenklich, aber als der Haufe noch näher rückte, mahnte er ihn wiederum, und Jahn ging allein der Menge entgegen, die drohend die Straße sperrte, einige Musketen auf die Gabel gelegt. „Lieben Bürger, was bedeutet doch das, seid um Gottes willen gebeten, seid zufrieden, haltet Friede und gehe ein jeglicher zu Haus, denn Ihre Fürstliche Gnaden sich gnädigst erklären, das derselben nie in Sinn kommen, weder unserm Kaplan noch sonst einigen Menschen Leid zufügen zu lassen.“ Da kam er schön an: die Knechte hätten zurückbleiben und nicht schießen sollen. Abermals versuchte es der Bürgermeister, abermals vergebens. Die Leute waren zum Teil betrunken und in rechter Krakeelstimmung, besonders arg trieben es die Weiber. Vor



Ältester Plan von Berlin von J. Gr. Memhardt um 1650

Schauplatz  
des Tumults  
in Colln a. d. Spree



gez. Pomplun

andern „hat der Brantweinbrenner Krüger, ein Bürger (!), dem Bürgermeister widerbellet“. Sogar ein Geistlicher, Andreas Knobloch, der zuweilen bei der Kurfürstin in der Schloßkapelle predigte, hetzte wacker mit. Wer es wagte, zum Guten zu reden, wurde verprügelt. Dazwischen klang dauernd die Sturmglocke. Da bat Jahn den Markgrafen, lieber ins Schloß zurückzukehren. Dazu konnte sich dieser denn doch nicht verstehen. Er gab ihm den Amtshauptmann Ernst von der Gröben mit, der bei ihm war, es noch einmal zu versuchen. Wiederum vergeblich. Die Leute meinten, man wolle sie hinhalten, bis Verstärkung komme. Einer schrie: „Lauf flugs hin, laß besser stürmen, es ist nichts, daß wir so lange warten, bis die Calvinisten auf die Beine kommen. Was wir tun wollen, das laßt uns bald tun.“ Da sah der Bürgermeister zwei Ratsherren daherkommen, den Apotheker Feuker und Herrn Coelestinus, die vorher am Ratshause nachgefragt hatten. Es war verschlossen, und der Marktmeister gab die Auskunft: „Schweigt nur still, der Rat will damit nichts zu tun haben, es ist ein Aufruhr.“ Da waren sie zu Jahns Hause gegangen, wo sie die Nachtwache fanden, die auch nichts unternahm. Der Ratsherr Steffan Bernt, Gasthofbesitzer und Ratskellerwirt, der sich ihnen angeschlossen hatte, bog gleich durch die Neumannsgasse nach seinem Hause ab. Die beiden andern trafen die Reiterschar vor dem Haus des Kammergerichtsadvokaten Froberg: „Herr Bürgermeister, was bedeutet das Stürmen?“ „Ihr solltets nicht wissen — oder seht Ihr nicht, was für ein Lärm hier ist?“ Wieder forderte der Statthalter ihn auf: „Nehmt Eure Herren, geht hin und versucht, ob Ihr den Haufen stillen könnt.“ Aber je mehr der Bürgermeister bat, um so ärger wurden die Leute.

Endlich tauchte einer von den Ratsdienern auf. Jahn schickte ihn sofort nach der Kirche, damit wenigstens das Läuten aufhörte. Das war aber nicht so einfach. Drei Lehrjungen hatten damit angefangen. Der Glockentreter Hans Zimmermann erwachte davon, zog sich flugs an und half wacker mit. Der Rektor des Gymnasiums, Magister Romanus, der eben mit Pfarrer Koch den Brief an Stüler aufgesetzt hatte, der diesen aus Schöneberg zurückholen sollte, rief auf dem Heimweg hinauf: „Hans, Hans, stürme nicht, du wirst die große Krankheit kriegen.“ Da schrie schon einer aus der Turmtür: „Das ist auch ein kalvinischer Schelm, gebt Feuer.“ Der Rektor nannte seinen Namen; ach, er solle seines Weges gehen,

die Bürgerschaft habe es befohlen. Nun wollte der Küster den Turm besteigen und das Läuten verbieten, aber die Treppe stand so voller Burschen mit blanker Wehr, daß er froh war, als er sich zurückgerettet. Als jetzt der Ratsdiener mit dem Befehl des Bürgermeisters kam, fand er nur noch des Küsters Jungen am Turm — alles war in die Brüderstraße gelaufen — und schickte den nach oben. Endlich schwieg die Glocke.

Inzwischen hatte der Markgraf nach einem neuen Helfer gesucht: Propst Brunnemann, der neben Füßel wohnte. Ihm wenigstens mußten doch die Bürger Glauben schenken. Gröben und der Schloßhauptmann Balzer von Schlieben baten ihn heraus. Das Gedränge war so arg, daß sie ihm nur mit Mühe Raum schaffen konnten. Ernstlich vernahnte der Geistliche seine Gemeinde: welch Beginnen jetzt in der Marterwoche, da man Christi Leiden betrachten solle! Drauf einer: „Wir ziehen nicht ab, wann wir weg wären, würde man Euch beim Kopfe nehmen und wegführen.“ Und ein anderer: „Wir wissen's wohl, wie es zu Augsburg mit Doktor Müller zugegangen.“ Die rechte Antwort aber kam von den Gestalten, die da mit ihren Speien und Zuberbäumen um ihn standen: er solle sich packen, oder sie wollten ihm Füße machen. Da wich Gröben: „Wir haben hier doch kein Gehör, ich will euch wieder nach Hause bringen.“ Und der Propst dankte Gott in seinem Schrecken, als sich die Tür hinter ihm schloß.

Jetzt versuchte der Markgraf persönlich auf die ungebärdigen Leute einzuwirken. Scherzend wandte er sich an die Vordersten: „Ihr Herren, ich weiß wohl, heute ist guter Montag.“ „Wir wissen's gar wohl“, scholl die Antwort, „und morgen ist auch ein guter Dienstag.“ Da sah er den Apothekersohn Michael Aschenbrenner, aus angesehener Familie: er solle doch helfen Frieden machen. „Gnädiger Herr, ich kann es nicht, denn Eure Fürstliche Gnaden sehen, was für ein Lärm ist.“ Ärgerlich rief der Statthalter: „Ist denn kein ehrlicher Bürger unter dem Haufen, der abmahnen hilft?“ Da trat ein Krämer hervor, Matthias Beckmann. Verwundert fragte ihn der Kammerdiener Blesse: „Seid ihr auch unter dem Haufen?“ Trotzig fuhr ihn der an: „Wie meint ihr das?“, worauf der Diener mit einem „nur so pro forma“ zur Seite wich. Denn mit Beckmann war schlecht Kirschen essen. Früher einmal wohlhabend — wegen seiner Hofart „der Graf von Ruppin“ genannt — hatte er Ban-

kerott gemacht. Indessen, er war ein gewandter Mann, und so wagte es der Ratsherr Peuker mit ihm zusammen, die Tobenden zur Vernunft zu bringen. Hinterher hieß es freilich, Beckmann habe den Markgrafen übel geschmähet, doch dann aus teuflischer Bosheit als der Jude ihm gute Worte gegeben.

Den Leuten des Statthalters wurde es allmählich zu viel mit dem immer neuen Bitten und Bitten. Ihnen zuckte es in den Fäusten. Der Bereiter Gaber, der sich von der andern Seite der Spree her, von Berlin, zu seinem Herrn durchgeschlagen hatte — an der Langen Brücke hatte man ihn festhalten wollen —, erbot sich, dreißig, oder vierzig Musketen aus der Rüstkammer zu holen, hinten herum in Füßsels Haus zu bringen — und dann einen Schuß ins Volk, das würde Wunder wirken. Aber der Fürst wollte kein Blut vergießen. „Ich bitte euch um Gottes willen“, rief er laut in die Menge, „gebt euch doch zufrieden. Lasset uns doch unsere arme Kirche, tut euch doch auch niemand nichts.“ „Wie sollen wir zufrieden sein!“, mußte er hören, „der Dom ist gestürmet, bald kommt unsere Petrikirche dran.“ „So wahr ich ein ehrlicher Markgraf geboren und als ich zu Gott zu kommen gedenke, ich weiß nichts drum.“ „Du lügst“, schrie einer, „du hast wohl ehe gelogen.“ Und nun prasselten die Schimpfworte von allen Seiten: „Du schwarzer Schelm, du bist abgefallen, Finke, der Schelm, hat dich verführt. Hätten wir ihn, er sollte kleiner piepen als ein Ziesig (!). Es sind der Pfaffen so viel, wie will man sie all ernähren. Du schwarzer Rabe, du solt hüten noch Fürer schieten. Wir wollen ihnen den Hals entzwei schlagen, dem Wiesel und dem Fink, daß der Teufel einen fetten Braten bekommt.“ Und von hinten ein Spaßmacher: „Du verhinderst itzund manch Bülichen, das diese Nacht nicht gemacht wird.“ Andere sangen: „Sein Degen kann nicht mehr fegen, sein Rappierchen will nicht mehr stan.“ Wieder gab es Steine auf Füßsels Haus. „Ach Jesu, was will werden!“ hörte man den Statthalter rufen.

Den Besonnenen mochte doch Angst werden bei diesen Unflätigkeiten, hier und da redeten welche zu, und schließlich gelang es Gröben und den Herren vom Rat: wenn der Markgraf abzöge, würden sie es auch tun. Darauf konnte sich der Fürst doch nicht einlassen, und der Bürgermeister verhandelte von neuem. Jetzt hieß es: „Wann Ihre Fürstliche Gnaden zuerst abziehen wollten, so wollten sie dieselbe bis ans Schloß belaiten (begleiten)“. Der Markgraf bezwang sich mühsam, anders schien dies unwürdige Schauspiel kaum zu enden. Aber wie das Volk nun seine Absicht merkt, da bricht ein wüstes Geschrei los, dem Markgrafen fliegt ein Stein dicht am Kopf vorbei, im Rücken spürt er einen Hieb mit der flachen Klinge. Der Lakai Rumpolt schlägt den Kerl zurück und will ihn fassen, aber der ist schon im Gewühl verschwunden. Johann Georg wendet sein Pferd zurück und wagt sich mitten unter den Haufen: „Ist euch denn mit meinem Blut gedient — da habt ihr mich.“ Ein junger Schreiber, der diesen Jammer sah und hörte, hat später gesagt: er wüßte nicht, wie ein Untertan, der sein Leben verwirkt, seine Obrigkeit sehnlicher bitten könnte, ihm das Leben zu schenken, als Ihre Fürstliche Gnaden hier den gemeinen Pöfel gebeten.

Dem „Pöfel“ machte das aber gar keinen Eindruck. Jetzt ging es erst recht los. Ein Bürger trat drohend an Jahn heran: „Nun sehen wir, wie Ihr bei uns stehet (uns beistehet).“ Ein Degen wurde auf ihn gezückt, daß er erschrocken wich und vom Amtskammersekretär Fehr, der von seinem Fenster die Gefahr bemerkte, rasch ins Haus gezogen wurde. Das war ein böses Wiedersehen nach der fröhlichen Abendgesellschaft bei Herrn Földerich. Die beiden Ratsherren hatten sich schon vorher entfernt.

So blieb Johann Georg mit seinen Leuten allein auf der Straße. Der Statthalter des regierenden Kurfürsten sollte vor dieser Rotte das Feld räumen? Wo blieb der Gehorsam der Untertanen? Vergaßen sie so den Eid, den sie dem Kurfürsten geleistet? Wer friedlich nach Hause ginge, ließ er verkünden, dem sollte die Strafe

geschenkt sein. Sogleich begann das Toben von neuem. „Du bist nicht unser Herr, dir haben wir nicht geschworen . . . Du bist ein warmer Statthalter . . . Du Kalveskopf, du Hurensohn, das ist nicht die erste Falschheit, die du geschworen hast . . . Du solltest zu Jägerndorf in deinem hungrigen Lande geblieben sein, man hat dir keine Boten geschickt . . . Er soll nach Schlesien ziehn und allda die Esel fressen!“ Ein neuer Steinhagel sauste gegen die kleine Schar, der Markgraf wurde schwer am Schenkel getroffen, Musketen krachten, zwei Reiter wurden verwundet, an sechs Stellen hatte ein Trabant Blei in der Haut stecken. Jetzt räumte der Fürst das Feld und wich mit den Bewaffneten in sein Haus an der Domecke.

Den Siegern mochte es doch etwas unheimlich sein, langsam zogen sie nach der Petrikirche ab, die Musketenträger als Nachhut zu beiden Seiten der Straße. Aber die Verwegensten blieben noch zurück. An der Domecke stand ein Haufe Berliner, die herübergekommen, und besprachen das Geschehene. Der Hausmann (Turmwächter) von Berlin Meister Heinrich war darunter, dazu der schon genannte Michael Aschenbrenner und ein Seidensticker David Faust, also Bürger, die etwas zu verlieren hatten. Wie sie nun lauter wurden, schalt Meister Heinrich: „Gottsakrament, redet nicht so laut, der Markgraf ist droben im Fenster.“ Wirklich, der rief ihnen jetzt zu: „Um Gottes willen gehet heim, beruhiget die Leute, daß sie den armen Predigern das Leben lassen.“ Nein, wenn man diese Kerle vor Füßsels Haus sah — wo es der Markgraf mit seinen Trabanten nicht geschafft — es ginge wirklich nicht, sie möchten selbst dabei zu schaden kommen. So entschuldigten sie sich. Aber stehen blieben sie doch, und ihre Geduld sollte bald belohnt werden.

Wie die Kerle, lauter ganz junge, merkten, daß der Markgraf sich nicht mehr sehen ließ, gab's einen Steinhagel auf Füßsels Fenster. Der nebenan wohnende Propst schrie sie aus seiner Studierstube oben an, daß er „fast heiser geworden“. Niemand störte das. Jetzt wurde gar das Pflaster aufgerissen, immer mehr „Lumpengesindel“ lief herzu, und dann hinein und zugefaßt. Da war Geld zu verdienen! Eine Alte, die Spangriete, nahm Federbetten, die ihr die Wache beim Bürgermeisterhause freilich wieder abnahm. Kleider, Röcke, eine feine Samthose . . . und die Bücher! Runter damit! Die Jungen unten fischten sie aus dem Straßenmodder und fort damit. Ein Vogelbauer . . . Geschirr, Teller, Schüsseln — jeder griff, was er gerade zu fassen bekam. Da wurde „weidlich gemauset und mitgenommen. Was nicht mitgehen wollen“. Einige hielten sich an die Speisekammer, allerlei Eingemachtes, da wußte man, was man hatte. Haupttreffer waren zwei Speckseiten, mit denen der Gewinner sich schleunigst drückte. Die Hühner mußten auch dran glauben.

Da kracht die Treppe vom Oberstock. Füßsels Mieter, der Kammerschreiber Schulze, hat sich ein Herz gefaßt und will doch nicht alles verderben lassen. Was sie hier wollten? Einer meinte: einen Schlüssel suchen. Raus! Der Frau Hofprediger Kleider kann er gerade noch retten, mit denen ein „nackender“ Soldat abziehen will. Ein Tagelöhner mit Prediger Sachsens Betten unterm Arm kriegt zwei Ohrfeigen, daß er sie fallen läßt . . . Die Kerle wissen nicht, ob sie sich zur Wehr setzen sollen . . . da lärmt es draußen. Einer, der gerade wieder zum Fenster einsteigen will, fühlt einen Pflasterstein im Gesäß . . . an die Haustür wird mit Spießen geschlagen, und eine mächtige Stimme dröhnt: „Ihr Schelme, ihr Diebe, ihr werdet alle gehenkt, jetzt kommt der Herr Statthalter.“ Rette sich, wer kann! Von draußen sah es zum Totlachen aus, durch Tür und Fenster sprangen und purzelten sie heraus und liefen mit ihrem Raube davon und schrien „Gewonnen, gewonnen“. Der beherzte Mann war der Ratsherr Peuker mit seinem Gesellen Rezlow. Ein Junge hatte ihm den Einbruch gemeldet, da waren sie mit ihren Spießen hergeeilt.

Das Haus bot einen wüsten Anblick. Nichts war heil geblieben. Scheiben und Fensterrahmen in Scherben und

Splitter, Bänke und Tische, die Kachelöfen zerstoßen. Sie hatten gründliche Arbeit gemacht. Papier, zerrissene Bücher, aufgeschlitzte Federbetten. Im Haus war fast nichts mehr. In der Gosse lag eine kleine Lade zerbrochen, der Inhalt geraubt, nur ein Papier hatten sie darin gelassen. Der Kammerschreiber hob es auf: die Amtsbestallung des Hofpredigers Füßel. — Den aber hatte mit der ganzen Familie der Nachbar Amtskammerschreiber Heinrich Pardemann in der höchsten Gefahr „nächst Gott mit Zutun anderer ehrlicher Leute in sein Haus salviert (per posticum — durch eine Hintertür — wie Füßel erzählt hat) und von dem unchristlichen mörderischen Anschläge errettet“.

Jetzt war alles still. Der Bürgermeister konnte aus Fehrs Hause wieder in das seine zurückgehen, wo der Bierspünder und der Kuhhirte Wache gehalten. Hier und da in den Straßen huschten Gestalten an den Häusern entlang, die Beute bergend. Nur im Spreegäßlein war noch Betrieb. Beim Mundkoch Abraham, wo sich überhaupt schlechtes Volk traf, eine verrufene Garküche, saßen ein paar Hauptschreier, die den Sieg mit Getränken feierten und dabei aus dem reformierten „Lobwasser“ fromme Lieder sangen, aber mit Spottversen auf die Calvinisten.

Wie verhielt sich Berlin in diesen Stunden? Als die Sturmglocke herüberscholl, klopfte der Wächter den Bürgermeister Baurat heraus. Der eilte zu seinem Amtsgenossen Pasche, vor dessen Haus sich schon eine große Menge angesammelt hatte. Bald fanden sich auch der dritte Bürgermeister Straßburg und fast alle Ratsherren ein. Zu allererst wurden die Küster beauftragt, die Türme zu verwahren, damit kein Unberufener an die Glocken gelangen konnte. Baurat wurde dann abgerufen: seine Frau habe sich so erschrocken, daß sie vom Schläge gerührt worden. Die Menge wollte nun wissen, was zu tun sei — ihre große Sorge wie in Cölln: ob man ihnen die Prediger nehmen würde? Einige Verordnete und der Stadtfähnrich, der Krämer Steineiche, hatten allerhand mutige Vorschläge, aber Straßburg warnte sie. Da aber die Bürger doch inzwischen wach geworden, ließ der Rat, wie bei Gefahr üblich, ein Stadtviertel aufrufen, und zwar das an der Heilig-Geist-Straße. Bald läutete die Glocke im Spital am Spandauer Tor, die Bürger fanden sich mit ihren Waffen auf dem Sammelplatz ein, und Steineiche verteilte sie nach des Rats Befehl aufs Rathaus und die beiden Brücken nach Cölln, um Berlin abzusperren.

Aber viele Berliner waren längst drüben, manche waren mit Kähnen über die Spree gesetzt, und man hörte mit Genugtuung, daß den Calvinisten eins ausgewischt worden. Beim Zug nach Cölln hatte man das Haus des Hofpredigers Finck an der Langen Brücke mit Steinen „beschossen“. Der war aus dem Bett und ans Fenster gesprungen: „Ist euch die Gasse nicht breit genug? Seht zu, daß ich einem eine Kugel schenke, daß er morgen gekannt wird, so werdet ihr sehn, wie es ihm bekommen wird.“ Dann erst zog auf Befehl des Rats eine Bürgerwache vor dem Hause auf. Seine Frau war mit den Töchtern zum Abend rechtzeitig in die Apotheke gegenüber gegangen. Am nächsten Morgen zählte sie 50 Steine in ihrer Stube. Finck hat sich hernach bei seinem Herrn beklagt, daß „nicht ein einziger Mensch von der ganzen reformierten Gemeinde sich meiner oder der Meinigen auch nur mit einem tröstlichen Worte angenommen . . . das betrübt mich mehr als die Wut des Volkes.“ Später geschah etwas Sonderbares. Aus dem Schloß rief eine Frauenstimme, daß man es über den ganzen Platz hören konnte — und Finck glaubte sicher die Kurfürstin erkannt zu haben: „Stehet beieinander und lasset euch eure Priester nicht nehmen.“ Das ließ sich der Hauße nicht zweimal sagen und eilte zum Dom. Von der Breiten Straße sah man den Markgrafen, viele machten jetzt kehrt — der Gastwirt Valtin Neumeister, Fincks Hauswirt Georg Bredow, angesehene Männer —, sie wollten nicht unschuldig in Gefahr geraten. Zudem hetzte hier ein Weib die Leute auf, zur allgemeinen Verwunderung war es die Frau des kurfürstlichen Mundkochs Peter Gieseler. Als einer sie warnte: „Wenn Ihr wüßtet, was

Ihr tut, Ihr würdet es nicht tun“, da fuhr sie ihn an: „Du bist ein gewaltiger Hundesutt.“ Merkwürdig auch, daß der Hausmann von Berlin, Meister Heinrich Appel, hier blieb, statt auf seinen Turm zu steigen, wo er in solchem Augenblick hingehörte. Das überließ er seinen Gesellen.

Bei der Rückkehr war auf der Langen Brücke allerlei zu sehen. Die Plünderer — also auch Berliner hatten mitgemeistert — mit ihren Beutestücken wurden angerufen und bestaunt. „Jetzt soll der kalvinische Pfaff nicht mehr predigen“, rief einer stolz, „hier habe ich seine Bibel.“ Es hätte noch bessere Beute geben müssen, meinten welche, die offenbar nicht zu ihrem „Recht“ gekommen waren. Als aber Georg Bredow ihnen zurief: „Ihr leichtfertigen Scheime, ist das recht gehandelt?“, da schrie ihn ein gekränkter Ehrenmann an: „Du Pflaumenschlucker, bist du auch ein kalvinischer Schelm? Ich will dir bald den Rest geben; wer mir die Schüssel nimmt, der soll mir das Leben nehmen.“ Jetzt fiel ihnen ein: das war ja Fincks Haus: „Finke, stecke den Kopf zum Fenster heraus, wir wollen dich kriegen, wie man Finken ausnimmt, und dich aufs Wasser werfen, da soltu schwimmen wie eine Ente. Wann's Purlament nicht so lange gedauert, hätte man's noch tun können.“ „Wir wollen eine Tonne Pulver kriegen“, übertrumpfte ein anderer, „und Fiesel und Finke drauf setzen.“

### Fahndung nach den Tätern

Befragung des Landtags am 14. April 1615

Am nächsten Morgen war die ganze Stadt in Bewegung. Das gab „ein groß Frohlocken von Herrn omnes“. Wo sich zwei trafen, wurde von nichts anderm gesprochen. „Was schwatzen sie guts vom gestrigen Kriege?“, fragte Johannes Götzte die Frau Gladehals in der Roßstraße. „Der Ausgang wirds geben“, meinte sie vorsichtig, nach der Schloßgegend deutend, „denn es wird jetzt alles in die Feder gesetzt.“ „Saget doch die Gemeinde, er habe erst angefangen und Herrn Peter wollen gefänglich einziehen“ — so dachten fast alle. Doch Frau Gladehals war bedenklieh: es würde manchem den Kopf kosten. „die Bürger meinen wohl, sie haben gewonnen, aber ihr seid des Teufels, wo sie gewonnen haben!“ Götzte lachte übermütig: „Wir haben in unserm Haus noch zwei Rohre, wo es ans Kloppen geht, werden die auch dran müssen.“ Als die 18jährige Susanne, die Magd des Dr. Pruckmann, nach Berlin hinüber Semmeln holen ging, erkundigte sich der Hutstaffierer auf dem Mühlendamm höhnisch nach dem Schläfe des Herrn Vizekanzlers. „Besser als ihr“, erwiderte sie munter, „ist er doch nicht daheim gewesen.“ „Nun, nun, wann er nur diese Nacht auch wohl schläft“, war die drohende Antwort, die sie natürlich sofort ihrem Herrn berichtete. Der Kaufmann Unsing traf den Gesellen des Hofbarbiers, der eben zum Verbinden ging; der Geselle zeigte ihm seine Hand und sagte scharf: „Ich habe gestern auch etwas bekommen, aber so muß mans euch machen, ihr Calvinisten, wir wollens euch wohl noch besser machen.“ Dem jungen Christian Meyenbug, bei dem der Amtskammerschreiber Pardemann, Füßels Retter, zur Miete wohnte, gab ein Höker den guten Rat, seinen Mieter aus dem Hause zu schaffen, sonst gebe es einen Angriff, das nächstmal würden sie das Schloß stürmen, den Markgrafen hätten sie ja in ihrer Gewalt. Jeder gönnte dem Statthalter die Demütigung von Herzen. Selbst im Schloß gab es schadenfrohe Gesichter. Beim Mittagessen unten im großen Weinkeller sagte der Kalteküchenmeister: „Das ist noch gar nichts, es wird noch so ein Purlament werden, daß die Hunde das Blut lecken werden.“ Alle waren bestürzt, und der Mundschenk Thomas stieß ihn an: „Ulrich, Du bist ein Narr, Du weißt viel, was Du redest!“ Der lachte nur: „Wir sind ja unter uns.“ Aber eine Weile schwieg doch alles am Tisch. Am schlimmsten trieb es der Buchbinder Sebastian Heyde am Neuen Markt. Dieser Mann, Altmeister seiner Innung, bedauerte ganz offen, beim Tumult nicht dabeigewesen zu sein. Schade, daß dem Markgrafen nicht der Hals entzwei geschlagen wäre, „er hat die Teuerung ins Land gebracht, man kann nichts zu kaufen bekommen“. Aber zu Ostern könnte man es

machen, wenn er nach der Gewohnheit in die Stadt zu Gaste führe. Einer warnte ihn wegen seines Bürgereides. Nein, er habe nur dem Kurfürsten geschworen, den Statthalter hielte er nicht besser als einen Schuhputzer. „So so, aber wenn der Kurfürst eine wackere Schatzung auf euch legte, wie der von Sachsen damals nach dem Aufbruch in Leipzig (1593), da würdet ihr doch zahm werden.“ Aber der Buchbinder wußte Bescheid in des Reiches Verfassung: es wäre noch einer über dem Kurfürsten, sie würden's dann beim Kaiser „suchen“.

Im Schlosse hatte man sich gegen alle Möglichkeiten gesichert. Noch in der Nacht hatte der Schloßhauptmann einen Wächter zum Rüstschreiber geschickt: um 7 Uhr früh sollten die Pferde gesattelt auf dem Schloßhof stehen. Am Morgen wurde der Rat von Cölln zum Markgrafen beschieden. Die Herren waren bedrückt und verlegen, als sie ihren Statthalter hereinhinken sahen, auf einen Diener gestützt — der Steinwurf war doch böse gewesen —, und sagten für die Untersuchung jede Hilfe zu. Dann erhielten sie ihre Befehle: sofort sollten Nacht für Nacht in Cölln 50, in Berlin 100 Bürger auf Wache ziehen.

Der erste Abend war schwierig. In Berlin hatte Bürgermeister Pasche, der die Aufsicht führte, genug damit zu tun, die Leute zu beruhigen. Meldete doch einer nach dem Rathaus, bei Hofe werde ein Überfall auf die Bürger vorbereitet, um den Markgrafen zu rächen; aus der Festung Spandau seien schon „Stücke“ (Geschütze) und ein ganzer Wagen voll Musketen herangebracht worden. Von den gesattelten Pferden hatte man bereits in der Frühe gehört und sich eingerichtet. Beim Eisenkrämer Korn in der Stralauer Straße waren Kugeln gegossen worden, die wie frische Semmeln abgingen, so viele wurden bestellt. „Wenn wir einen Scheffel voll hätten“, rühmte sich Korn's Bruder, der an 15 Pfund Blei herangeschafft hatte, „wir wollten sie alle verkaufen. Gestern Nacht haben sie das Pfaffenhaus gestürmt, diese Nacht wollen sie des Kanzlers Haus anfangen.“ Dann war er nach Pulver fortgeritten und erst drei Stunden später zurückgekehrt; das Pferd hatte die Eisen abgerannt und konnte kaum noch laufen.

Es war also gut vorgesorgt, und man machte sich gegenseitig Mut auf der Nachtwache. Waren doch eine Menge junger Burschen darunter; denn wer von den Bürgern es bezahlen konnte, schickte lieber einen Stellvertreter, was erlaubt war. „Ach was will doch der Herr anfangen“, prahlte einer, „die Städte halten alle zusammen, Berlin und Cölln haben ihre Geschütze. Das nächstmal muß auch der Finke heran.“ In Striepes Haus — des Kanzlers Schwiegersohn — war auch noch gute Beute. „Hu hu“, brummte ein alter Bürger, ein Bäcker, mit seinem Knebelspieß bekräftigend, „wi Bürger holden bismammen wie di Hase bi die Jungen, daß iu Gotts Wunder rühre.“ Ein andrer empörte sich: „Er soll uns den Eid auch halten, den er uns geschworen. Wenn wir unser Schott (Schoß) und Pflicht geben, was will er dann mehr habben?“. Vor allem erzählten sie von ihren Heldentaten. Des reichen Kaufherrn Barthelt Lindholtz' Knecht wollte den Markgrafen dreimal getroffen haben, daß er „ganz gekicht“ (gekeucht). Und die feine Beute! Ein Bote, Bürger Röhrenbergs Stellvertreter, also ein „weitgelauener“ Mann, kannte sich aus in solchen Dingen: „Wann ich was hätte, wollte ichs gern verbergen, wann Haus-suchung getan würde, oder über Land laufen und es verkaufen oder verpartieren (mit einem andern teilen). Man kann zu Prag unter den Juden bald verkaufen, wenn man Silbergeschirr hat“, aber man müsse sich gleich Geld geben lassen — und erzählte eine Geschichte von einem Mann aus seiner Heimat, der in Prag beinahe geprellt worden wäre.

Die Haupttäter hatten sich rechtzeitig aus dem Staube gemacht. Zwölf Handwerksburschen waren — wie nach dem Schlosse berichtet worden — am Dienstag in aller Frühe aus der Stadt entwichen, mit mächtigen Packen unterm Mantel. Was den Kanzler besonders empörte: der Rat, der sonst, wenn auch nur eine einzige Privatperson bestohlen wurde, sofort sämtliche Tore sperren

ließ, hatte diesmal nichts dergleichen veranlaßt. Daß man nun bei den neuerlich Abwandernden, die Wert darauf legten, noch vor der gerichtlichen Untersuchung zu verschwinden, nichts fand, war nicht zu verwundern. Sofort erging am folgenden Tag, am Mittwoch, ein genauer Fahndungsbefehl an die Stadtbehörde: bei den Innungen Namen und Heimat der Gesellen aufzeichnen, besonders der inzwischen weggelaufenen; alle, die auf Wanderschaft ziehen, genau untersuchen, wozu auch das sonst unbesetzte Stralauer Tor eine Wache erhalten sollte; wegen der gestohlenen Silbersachen bei den Goldschmieden nachfragen — und bei den Barbieren nach Verwundeten. Gleichzeitig wurde an die Nachbarstädte geschrieben, auf verdächtige Handwerksburschen zu achten: Spandau, Bernau, Wriezen, Fürstenwalde, Frankfurt, Mittenwalde, Treuenbrietzen, Brandenburg, Tangermünde, Rathenow, Neu-Angermünde, Prenzlau. Eine weitere Anordnung, der der Rat nur lässig nachkam, nämlich ein Verzeichnis der „Herrenlosen“ bei ihren Hauswirten aufzunehmen, führte zu einem komischen Mißverständnis und brachte neue Unruhe in die Stadt. Sie hatte sich schnell herumgesprochen und war von den zahlreichen unbeschäftigten Soldaten im Lande so verstanden worden, als wolle der Kurfürst Truppen für das „Defensionswerk“ anwerben, das jetzt nach Ostern auf dem Landtag zur Verhandlung stand. So kamen diese „gartenden Knechte“, eine bekannte Landplage der Zeit, am Oster-sonnabend in hellen Haufen zum Rathaus und mußten enttäuscht wieder abziehen.

Ein besonderer Befehl traf den Diakon Stüler: der Rat mußte ihm den Bierschank verbieten, der für einen Geistlichen ganz ungehörig sei. Vielleicht habe gerade das Freibier das ganze Unheil verschuldet, meinte Dr. Pruckmann. Auch hier fiel das „zweierlei Maß“ des Rates auf. Sonst konnte er sich nicht genug beschweren, wenn außerhalb seines Ratskellers Bernauer Bier verkauft wurde, was der Kurfürst gelegentlich einem Hofdiener zur Aufbesserung seines geringen Gehalts erlaubte. Künftig werde man auf die Rechte der Stadt keine Rücksicht nehmen. Stüler rächte sich dadurch, daß er dem Kanzler auf der Straße den Gruß verweigerte. Überhaupt blieb er ungebärdig und aufsässig. Die erste Sorge des Kurfürsten, der schon am Dienstag nach Berlin zurückgekehrt war, galt der Befriedung der Bürgerschaft. Als christliche Obrigkeit verwahrte er sich gegen die Unterstellung, als habe er einen Angriff auf die Stadt im Sinne; hätte er wohl sonst die Wachen durch die Bürger selbst verstärken lassen? „Zumal wir die löblichen Exempel unserer hochgeehrten Vorfahren vor uns haben, die sich noch nie mit Tyrannei besudelt oder befleckt haben. Auch würden wir uns das Exempel des Kaisers Theodosii mit denen zu Thessalonica in alle Wege hiervon abhalten lassen.“ Der gelehrte Pruckmann liebte solche Beispiele aus dem Altertum in seinen Regierungsschreiben, und die Thessalonicher kannte man ja aus der Bibel. Dort hatte im Jahre 390 der christliche Kaiser mehrere tausend Auführer in den Zirkus locken und niedermachen lassen. Auf Stüler wirkte diese feierliche Verwahrung anscheinend wie ein Freibrief. Für den Gründonnerstag hatte der Propst vorsorglich den Pfarrer Koch angesetzt. Auf der Kanzel aber erschien unbeirrt Kaplan Stüler, weil er eigentlich an der Reihe war, und geriet wieder ins „Schelten und Lästern“: die Beweisgründe der Gegner seien keine taube Nuß wert! Ausdrücklich hatte man ihm von der Kurfürstin bestellt, keinesfalls die streitigen Religionsartikel, noch weniger den Aufbruch zu erwähnen. Jetzt lud ihr Hofprediger, Sebastian Müller, wohl in ihrem Auftrag, die Geistlichen beider Städte in die Bibliothek von St. Nicolai, und alle bemühten sich, den Unbelehrbaren abzumahnern; mit einigem Erfolg, meinte der Propst, während Bürgermeister Jahn ihn nach wie vor sehr trotzig fand. Immerhin verlief seine nächste Predigt am Ostermontag ohne Störung.

Das Fest war vorüber und alles gespannt, was nun geschehen würde. Johann Sigismund und seine Räte sahen die Stimmung des Landes völlig klar, zu scharfes Vorgehen mußte die ganze Mark erregen. „Greift man



sie mit Gewalt an, so ist ein neuer Tumult, ja der ärger als der erste, denn die Schelmen sich zusammen verbunden haben: was einem widerfährt, soll allen widerfahren.“ Es traf sich günstig, daß die Stände wieder zusammen traten. Auf ihren Rat legte die Regierung entscheiden den Wert, um nicht allein die Verantwortung zu tragen.

Die große Versammlung fand am Freitag, dem 14. April, in der Saalstube auf dem Schlosse statt, in Anwesenheit des Kurfürsten, seines Bruders und der Geheimen Räte. Dr. Pruckmann, der inzwischen täglich Erkundigungen über den Hergang eingegeben hatte, gab den Ständen eine offene Darstellung der bösen Ereignisse bis in Einzelheiten. Der Schimpf, den man dem Landesherrn angetan, war weltkundig. In keiner Historie war zu lesen, daß geschworene Untertanen, zumal wenn ihnen die Religion freigegeben, so gegen des Landesfürsten Religion zu toben vom Teufel jemals angetrieben worden. Die Spanier in Woch und Wesel hatten ja nicht so gehaust wie hier das Gesindel in Füssels Haus. Ausführlich setzte er sich mit den Behauptungen auseinander, mit denen die Cöllner ihr Verhalten beschönigten. Wenn wirklich die Sorge um ihren Prediger sie getrieben hatte — wie sie das angestellt, solches war nicht die rechte Art, die Religion zu verteidigen. Zudem war Stüler an jenem Montag schon aus der Stadt gegangen! Ferner: was hatten die Berliner dabei zu tun? Und warum dann die Drohungen gegen andere Calvinisten? Wie könne jener Mühlendammkrämer es wagen, auch ihn, den Vizekanzler, zu kränken? „Ich bin ja weit genug von ihnen gewesen, hab' auch von Abschaffung der Bilder, wie ich mit Gott bezeuge, kein Wort gewüßt, kenne auch dazu den Kerlen nicht, der mir dergleichen entbieten lassen. Das weiß ich aber wohl, daß ich niemand unter ihnen vorsätzlich beleidigt, vielen aber hab' ich geraten und gedient, so best ich gekonnt habe.“ — Man hätte die Bilder im Dom lassen sollen — welch dreiste Forderung! In seiner eigenen Kirche werde der Kurfürst doch wohl nach seinem Willen verfahren dürfen. Ob die Kurfürstin wirklich geraten habe, Stüler zu beschützen, wie die Bürger behaupteten, oder nicht, sei gleich; nicht ihr, sondern dem Landesherrn und als Statthalter seinem Bruder gelte der Huldigungseid, den sie alle geschworen: und „auf den Befehl Gottes sehend“ habe der Kurfürst die Bilder „abschaffen lassen“.

Und nun der Hauptpunkt: sie wollten also dem Markgrafen die Schuld zuschieben, er habe zuerst geschossen. Wie durfte er im Schlosse bleiben, da es seinem Hofprediger an Leib und Leben ging! „Und um unsre Häuser wär's auch geschehen, wenn der Kurfürst nicht gerade zurückgekehrt und diesen wüsten unsauberen Haufen so lang aufgehalten, bis daß sich zum Teil die Choléra (Aufregung) gesetzt.“ Obwohl der Statthalter abgezogen sei, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, habe man trotzdem beim Rat in Berlin nach der Trommel verlangt, die Bürgerschaft zu alarmieren. Noch heute unterständen sich manche offen auszusprechen: sie fragten nicht nach ihrem Landesherrn, denn sie hätten den Kaiser und den Kurfürsten von Sachsen zu Freunden. Übrigens habe der Markgraf gar nicht zuerst schießen können, da er kein Rohr bei sich gehabt. Und wenn er's getan hätte: für ihr Schmähen und Lästern hätten sie verdient, daß man „auch mit 1000 Musketen auf sie losbrennen mögen“. — Was solle jetzt geschehen — und wie sei es mit Stüler zu halten?

Die Stände berieten sich eine Stunde lang. Dann betraten sie wieder den Saal, und ihr Sprecher, der Komtur Adam von Schlieben, erklärte ihr Einverständnis mit den Maßnahmen des Landesherrn; die Teilnahme von ständischen Vertretern bei der Untersuchung hielten sie nicht für notwendig. Sie baten nur, mit den Schuldigen nicht die Unschuldigen zu strafen. Jetzt ging Johann Sigismund mit dem Gefolge zu kurzer Beratung in seine Kammer. Dann gab Pruckmann bekannt, der Kurfürst sei es zufrieden, sie möchten aber noch der Besprechung mit den Residenzstädten beiwohnen. Er wollte sich für alle Fälle decken. Als bald erschienen Bürgermeister und Rats herren sowie Verordnete und Viergewerke. Der Kanzler verkündete ihnen den Befehl, noch heute nachmittag die

Bürgerschaft auf die Rathäuser zu bestellen und zu befragen, auf wessen Seite sie sich stellen und ob sie ehrlich zum Frieden helfen wollten. Er sparte nicht mit Vorwürfen über die mangelhafte Aufsicht an den Toren und über die geringe Beteiligung an der Wache. Nach kurzer Beratung erklärten die Bürgermeister Straßburg und Jahn sich zu jeder Unterstützung bereit und baten gleichfalls, nicht Unschuldige zu treffen; „hätten sie Mittel gewüßt, sie hätten nichts ermangeln lassen“ an jenem Montag. Die Zeit sei zwar sehr knapp, aber sie würden die Bürgerschaft wie befohlen zusammenberufen. Die Wache sei ordnungsgemäß versehen. Wenn in der letzten Nacht weniger auf der Straße zu sehen waren, so lag das wahrscheinlich am Regenwetter, wo die Leute untergetreten seien. Ob denn die Wache in dieser Stärke noch erforderlich sei? 8 und 10 Groschen Wachgeld für den Mann könne die Stadtkasse nicht lange tragen, und in Cölln kämen die Bürger zu oft an die Reihe, weil die Hofbedienten, die meist in Cölln wohnten, nicht mitmachten. Der Kanzler erwiderte sehr kurz: diese Woche müsse die Wache noch in voller Stärke bleiben. Die angeordnete Befragung der Bürger sei eine einfache Sache und in einer Viertelstunde zu erledigen. Wer beim Kurfürsten stehen wolle, habe auf die eine Seite zu treten — die übrigen auf die andere. Da habe man sofort Klarheit.

Pruckmann hatte eine Formel aufgesetzt, die den Bürgern zur Unterzeichnung vorgelegt werden sollte:

„Ich, der ich mich hier unten mit Tauf- und Zunamen mit eigenen Händen unterschrieben habe, bekenne hiermit und tue kund, auf die Eid und Pflicht, die ich den (!) Kurfürsten zu Brandenburg, meinen gnädigsten Herrn, und gemeiner Stadt geschworen, daß ich an der Aufruhr, welche sich am 3. dieses zu Nacht alhier in Cölln begeben und zugetragen, keinen Gefallen und noch weniger einige Gemeinschaft habe. Ich will mich auch an meinen gnädigsten Kurfürsten und Herrn halten und mit denen, so an der Aufruhr in einige Wege theiltragen, in was Stande sie sein mögen, nichts zu schaffen haben, sondern vielmehr, soviel an mir, ob (wenn) es not sein würde, äußerstes Vermögens befördern helfen, damit diejenigen, so durch Urteil und Recht hieran schuldig zu sein erkannt, zu verdienter Straf gezogen werden.“ In diesen Entwurf wurde nachher doch noch Berlin neben Cölln als Ort des Aufruhrs gesetzt, damit die gemeinsame Verantwortung sichtbar war.

In Berlin unterzeichneten 562, in Cölln 282 Personen; darunter waren 301 und 106 Personen, die nicht schreiben konnten und für die der Stadtschreiber den Namen setzte.

Am nächsten Morgen ließ sich der Kurfürst die Namenliste vorlegen. Er war erstaunt: kaum die Hälfte der Berliner Bürger hatte sich eingezeichnet. Der Zahl nach mochte es stimmen, denn Berlin war etwa doppelt so groß als Cölln, und dies Verhältnis galt auch für alle Leistungen der beiden Städte. Aber bei den Unterzeichnern waren in Berlin eine Menge „Herrenloser“, also Nichtbürger, die dem brandenburgischen Kurfürsten keinen Bürgereid geschworen und zur Unterschrift gar nicht befugt waren.

Gegen solche offenbare Nichtachtung bekam der Rat ein geharnischtes Schreiben: Berlin solle sich die Nachbarstadt zum Beispiel nehmen! Der Sinn des Befehls sei deutlich genug gewesen. Daß damit keine Verpflichtung in Religionsdingen gemeint sei, wußten sie am besten, „denn wir euch wohl zu zehn Malen verständiget, was der Religion halber unser Gemüt wäre, nämlich einem jeden auf seine Verantwortung gegen Gott die Freiheit seines Gewissens zu gönnen“. Und wer von den Berlinern durfte sich an dem Satz in der Verpflichtung stoßen, der Tumult sei auch in Berlin entstanden! War doch auch das Haus des Hofpredigers Finck getroffen worden. Mit vollem Recht aber war in den Revers gesetzt worden, jeder sei gehalten, bei der Untersuchung zu helfen; „wir können nicht glauben, daß solche ausgearteten Bürger in Berlin vorhanden, die die Täter ihrer



Strafe entziehen wollen". Die Ausgebliebenen sollten also ein letztes Mal geladen werden; zwei kurfürstliche Räte würden zugegen sein — zur Aufsicht. Und bezeichnend dafür, wie wenig sicher die Regierung sich ihrer eigenen Leute fühlte: auch die „Eximierten“, diejenigen Einwohner, die im Wachdienst und andern bürgerlichen Lasten von der Zuständigkeit des Rathauses ausgenommen waren — also die Hofdiener, d. h. Beamten, die Kammergerichtsadvokaten und die Leibmedici —, mußten sich zur Unterzeichnung stellen. Nur vom Adel und von den kurfürstlichen Räten wurde sie nicht gefordert. Besonders Eindruck versprach sich der Kurfürst wohl von dem Schluß seines Schreibens. Einst hätten beide Residenzen durch Treue und Gehorsam sich um seine Vorfahren so verdient gemacht, daß sie vor andern Städten ihnen ihr Leib und Leben anvertraut. Man möge daran denken, wie sich 1593 die Bürger von Leipzig gegen ihren Landesherrn gehalten hätten, obwohl damals einzelne Bürger bestraft worden. Er mahne alle, ja zu helfen, damit er nicht Ursache habe, Hoflager und Kammergericht zu verlegen, „denn wir wissen die Orte bereits, die solches mit Freuden annehmen würden". Wie schnell sich dann Berlin entvölkerte, wußten sie aus den „Sterbensläufen“, den Pestzeiten. Vor allem dieser Hinweis wird die Widerstrebenden zur Einsicht gebracht haben.

Wichtiger als die Unterzeichnung wurde nun die große Zeugenvernehmung, die am 25. April beginnen sollte. Eine Woche vorher, am 18. April, verschwand die Hauptperson: Peter Stüler. Schon nach seiner Predigt am Gründonnerstag hatte er Berlin verlassen wollen, doch auf Zureden davon abgestanden. Man mußte sich wundern, daß er blieb. Jetzt waren die Vorbereitungen im Gange, durch Freunde wurde er unterrichtet; kein Zweifel, daß er zur Verantwortung gezogen würde. Und so floh er nach Wittenberg, in das sichere Sachsen, wie vor Jahresfrist der Propst Gedicke. Der Rat forderte seine Rückkehr, aber Stüler wünschte erst die Rechtslage zu klären. Er weigerte sich, seine Warner zu nennen, und warf dem Rat wiederum vor, daß er ihm nach Palmsonntag nicht sogleich den erbetenen Schutz gewährt habe. Die Herren könnten es ihm nicht verdenken, wenn er sich jetzt anderswo bewerbe, „denn ich viel lieber ein Säuhirte als solcher Gestalt ein Seelenhirte sein will". Zugleich ersuchte er doch um ein Zeugnis, wie er sich „in Lehr und Leben“ verhalten habe.

#### **Zeugenvernehmung und Urteil 25. April 1615 — 27. Januar 1616**

Inzwischen war die Untersuchungskommission bestellt worden: Kammergerichtsrat Andreas Kohl, Hofadvokat Daniel Klindt, Hoffiskal M. Ernst Vierz, Hausvogt Andreas Ritter sowie die Kanzleischreiber (Kanzellisten) Georg Seger und Daniel Willigke. Dazu traten die beiden Stadtrichter, von Berlin M. Elias Francke, von Cölln Johann Reinicke, ferner der Berliner Gerichtsschreiber Caspar Miser und der Cöllner Stadt- und Gerichtsschreiber Johann Wedigen (beide übrigens während des Dreißigjährigen Krieges Bürgermeister ihrer Stadt). Die beiden Kanzlisten waren ebenfalls rechtskundige Leute. Für Georg Seger, der bald erkrankte, trat ein Advokat Johannes Meißner ein. Er und Willigke haben nachher das Protokoll ins Reine geschrieben — fast eine Faust stark wurde der Band — und zusammen mit den beiden städtischen Gerichtsschreibern die Richtigkeit bestätigt, jeder mit seinem großen Stempel als „Notarius publicus Caesareus“: „offenbarer“ (öffentlicher) kaiserlicher Notar. Am Dienstag, dem 25. April, begannen im Schloß die Verhöre und zogen sich über Pfingsten bis in den Juni hinein. Es wurden nicht weniger als 150 Personen vernommen. Ein langwieriges Unternehmen. An Hand der ausführlichen Darstellung des Kanzlers, der erste vertrauliche Angaben zugrunde lagen, hatte die Kommission eine Fülle von Fragen aufgestellt, sogenannte Inquisitional-Artikel, daraus dem Einzelnen jeweils diejenigen vorgelegt wurden, auf die er vermutlich etwas zu berichten wußte. Den Anfang machten Bürgermeister, Propst, Ratsherren und Verordnete, es folgten die Anwohner der Brüderstraße, Meister, deren Gesellen gesehen worden; und so fort. Von ihren Aussagen gewann

man einen Anhalt für neue Zeugen und neue Fragen, Additional-(Zusatz)Artikel, um die Teilnehmer am Tumult herauszufinden, nicht bloß die Gesellen, sondern auch angesehene Bürger — die „Anstifter und Kapitän des Parlaments“. Gleichwohl kamen natürlich Irrtümer vor, so daß mehrfach Zeugen ausschieden. Da war die Witwe des Hofrentmeisters Grums, die sich um 8 Uhr mit Kindern und Gesinde zur Ruhe begeben — „weiß sonst nichts zu berichten, denn sie als eine Wittib in ihrem Hause bliebe und nicht viel auskäme“. Ein Tagelöhner vorm Tor, „ein guter armer Mann“, hatte an Fieber gelegen. Nagelschmied Hans Osse mußte bei seinen zwei Kindern wachen, die an Masern litten. Reinhart Niclaus, ein Kaufmann von Stettin, „hat nach dem Wasser wärts geschlafen“ und daher nichts gehört. Ein Bürger hatte die Nacht zuvor gebräut und mit dem ganzen Hausstand den Schlaf nachgeholt. Ein Lehrer von der berlinischen Seite war in den letzten vier Wochen überhaupt nicht nach Cölln hinübergekommen; am nächsten Tag habe er fleißig bei seinen Schülern herumgefragt, aber nichts in Erfahrung bringen können. Manche waren kürzlich erst zugezogen und mit Menschen und Straßen noch nicht bekannt. Der Kaufherr Tilman Essenbrücher war auf Reisen in Küstrin gewesen, und das viele, was ihm auf der Rückfahrt der Krüger in Tasdorf zu erzählen gewußt, war nicht selbst erlebt. Einer hatte den Lärm lange gar nicht beachtet, weil in der Brüderstraße auch sonst die Handwerksburschen ihr Wesen trieben, und hatte, da Montag war, geglaubt, daß, wie üblich, „die Bursche gasatim gingen“.

Von dem geraubten Gut der Hofprediger hatte sich nur einiges an Zäunen, auf den Kirchhöfen und hinter der Stadtmauer angefangen. Im ganzen wurde der Schaden auf weit über 1000 Taler angegeben, eine Menge guter Kleidung und die wertvolle Bibliothek waren verloren. Wenigstens von einem ehrlichen Manne berichten die Akten. Eines Tages lagen vor dem Predigerhaus zwei Schlüssel mit einem Zettel, auf den eine ungelenke Hand geschrieben: „Ein guten Tag gebe eich Gotte, bringe eich zwei Schisseln wert sie wohl kennen, ich hab sie seider dem Porlement bei mir gehabt, hat sie ein gut Geselle nicht beser Meinung, sondern da er gesehn, daß sie auf der Gassen lagen, aufgenommen eh sie ein Mensch bekäm. da habe ich sie immer wellen hertragen habe mich aber vor viel verantworten geforchten lege sie nun soher. Wolt Gott sie hetten alle das Herz so würde keiner was behalten von eigeren Sachen Ich Bitt um Verzeigung.“

In der Hauptsache bestätigte sich weithin das, was der Kanzler den Ständen als ersten Bericht vorgetragen hatte. Natürlich verhielten sich viele sehr vorsichtig, keiner wollte etwas gesagt oder getan haben, man hatte nur zugehört, wußte aber zu erzählen, was andere angerichtet hatten. Einwandfrei wurde geklärt, daß nicht nur Gesellen, sondern auch Bürger gehetzt und gestürmt hatten, auch sogar kurfürstliche Bediente. Aber die große vorbereitete Handlung, von der die Reformierten überzeugt waren, suchte man vergebens. Von der abendlichen Verschwörung der hundert gleich am Palmsonntag war schon in des Kanzlers erstem Bericht keine Rede. Selbst was ihm als Tatsache gesichert schien, nämlich daß die Verordneten, die gesetzliche Vertretung der Bürgerschaft, beschlossen hätten, sich Stülers anzunehmen, wurde von diesen entschieden verneint und war auch auf keine Weise zu belegen.

Aber über den Ursprung des Ganzen waren die Reformierten nicht im Zweifel: er war an einer höheren Stelle zu finden, bei ihrem schärfsten Feind, bei der Kurfürstin. Der Zwist in der Herrscherfamilie war landkundig. Offene Schriften kamen jetzt heraus, die der Fürstin die Urheberchaft des Tumults zuschoben. Der Rat des Statthalters, Werner Castilion, hatte eine Schrift, die an den jungen König von Frankreich Ludwig XIII. gerichtet war, ins Deutsche übersetzt und in Berlin drucken lassen, darin der Verfasser die Königinmutter, die Witwe des 1610 ermordeten Heinrichs IV. Maria von Medici, die das Land gegen sich hatte, „beschuldigt und auf sie gleichsam

mit Finger weist". Und diese Übersetzung versah der markgräfliche Rat mit einer öffentlichen Widmung an den Kurprinzen Georg Wilhelm in Kleve — eine Form der Verleumdung, die die Kurfürstin als Mutter aufs höchste empören mußte. Man behauptete sogar, sie habe befohlen, den Statthalter, ihren Schwager, umzubringen. Als die Verhöre begannen, schickte sie ihren jüngeren Sohn, den zwölfjährigen begabten Markgrafen Joachim Sigismund, mit zwei Herren ihres Gefolges mit einer schriftlichen Aufzeichnung zum Statthalter, aber dieser Widersacher verweigerte ihr jede Auskunft, und sie kannte weder die Anklage gegen sich, noch was die Zeugen ausgesagt. Eine Aussprache mit dem Ehegemahl gelang nicht; weil „Seine Liebden selten im Hoflager, sondern meistens auf der Jagd herumberziehen“ — so beklagte sie sich in einer viele Seiten langen Rechtfertigung an den Kurprinzen. Bei der Beratung mit den Ständen hatte der Kanzler die Fürstin noch geschont. Aber in der Vernehmung wurden sämtliche Zeugen nach ihr befragt, und mehr als einer hatte den Ruf vom Schlosse — „eine heisere Weiberstimme“ — gehört: sie sollten sich den Kaplan nicht nehmen lassen. Ein Bedienter des Markgrafen, dem man es gleich erzählte, meinte: „Das wäre viel, wenn das die Kurfürstin gesagt hätte.“ Sie bestritt den Vorgang nicht, aber das Wort war zu einer Zeit gefallen, als der Markgraf schon in sein Haus geflüchtet, der Aufruhr also beendet war. Aus einem Fenster des Grünen Hutes hatte sie sich bei den Leuten, die an der Rennbahn standen, nach dem Lärm erkundigt. Sie hatte mit ihren Kindern längst geschlafen. Der Kammerjunker war in seiner Stadtwohnung, ihr Hofprediger seit Sonntag nicht auf dem Schlosse gewesen. Der Schloßwächter Hans Königstorff sagte aus, erst zwischen 2 und 3 Uhr sei er von der Herrin zu diesem geschickt worden: er solle sich nicht entsetzen, sondern beten — habe aber Sebastian Müller nicht aufwecken können. Und wie das Zeugnis der Frau Müller ergab, hatte die Fürstin Stüler scharf abgemahnt. Aber der Zumutung widersetzte sie sich jetzt, ihre engste Dienerschaft, Kammerfrau und Kammermädchen, vernehmen zu lassen. Der Kurfürst schrieb ihr in sehr bestimmten Worten, es sei „sein Wille und Begehren“, sie „wolle sich hierin des schuldigen Gehorsams gegen ihn als ihren Herrn und Ehegemahl erinnern“; gerade weil man sie öffentlich als Urheberin nenne — „doch wie wir uns gänzlich versehen wollten, ohne Schuld“ — könne man auf das Verhör nicht verzichten: „Durch ganz Teutschland erschallen diese Händel. — Geben in Eil auf unserm Hause zu Köpenick“, 14. Mai 1615. Es liegt kein Protokoll bei den Akten, die Kurfürstin scheint sich durchgesetzt zu haben. Peinlich blieb der Punkt. Des Kammermädchens Vater war „ihr“ Vikar Knobloch, einer von den wenigen, die man wirklich festgesetzt hatte, vielleicht aus Feindschaft gegen seine Herrin. Das Stürmen auf Füßel sei noch gar nichts, es würde noch besser kommen, so hätte er gesagt und ein geladenes und gespanntes Rohr bei sich gehabt. Mitte Juni wurde er vorläufig aus der Haft entlassen.

Ob alles bis aufs Letzte genau so wie hier geschildert sich zugetragen hat, bleibe dahingestellt. Mancher Vorgang wurde scharf bestritten. Der schwer belastete Eisenkrämer Korn, der „Kugelgießer“, schalt seinen Mieter Herrn von Natzmeyer und den Bürger Schwan, die über ihn ausgesagt, „verräterische Schelme“. Hatte doch Schwan noch erzählt, nach dem Tumult habe Korn die Schlösser an Haus, Garten und Wasserporte abgeschlagen und neue angemacht und hinten einen Kahn bereitgelegt. Korn klagte, seine Beleidiger hätten ihn auf offener Straße als „Schelm, Dieb und Mörder ausgeschrien“. Beide Parteien mit ihren Anwälten gingen vor das Kammergericht, und der Kanzler selbst entschied: nach Pfingsten sollten sie Zeugen stellen und bis dahin Frieden halten. Weiteres wissen wir nicht. Es mögen manche solche Klagen damals gelaufen sein.

Ein Fall konnte doch aufgeklärt werden. Von den Handwerksburschen hatte man zwei gefaßt, die bei dem Hofriemer Hans Schröder arbeiteten. Den Hans Kutzenreuter von Straubing in Baiern hatte ein Hofjunker auf der Straße getroffen, Bücher unter dem Arm und mit dem

Degen bewaffnet. Er wollte das Buch genommen haben, weil es ihm „an den Kopf geflogen“, in Füßels Hause sei er nicht gewesen. Die Juristenfakultät Frankfurt a. O., der diese Aussage zugeschickt wurde, entschied auf „Terror“ durch den Scharfrichter, wenn nötig, auch mäßige peinliche Frage — der unterste Grad der Folter. Am 5. Juni wurde der Geselle in Spandau durch den Scharfrichter „angegriffen“. Das brachte merkwürdige Tatsachen zutage, die durch die Aussagen des Hofriemers, seiner Söhne und der beiden andern Gesellen, die man alle nach Spandau holte, bestätigt wurden. Der Schröder hatte ihnen befohlen, die beiden Rohre zu laden und Kraut und Lot dazu gegeben. Allerdings sollte es nur zu seiner eigenen Verteidigung geschehen sein, weil er erfahren hatte, daß seinem Schwager Georg Bredow, bei dem Finck wohnte, die Fenster eingeworfen waren. Die Söhne freilich waren schon vor Füßels Haus in Cölln gewesen, als die Magd die Gesellen erst geweckt hatte. Der jüngere, 13 Jahre alt, gab zu, unten in der Stube Bücher, ein Paar Weibersocken und eine Kinderschürze mitgenommen zu haben. Wie er aber daheim hörte, daß der Vater den Kutzenreuter wegen eines Buches „ausgerichtet“ und gescholten, war er fortgelaufen und hatte alles auf den Domkirchhof geworfen. Aber darin waren Vater und Söhne einig gewesen: den kalvinischen Schelmen sei recht geschehen, wäre der Markgraf nicht dazu gekommen, so wäre der ganze Lärm unterblieben. Nun war aber, als nachts der Meister mit Kutzenreuter nach Hause ging, etwas Unangenehmes vorgefallen. Es hatte einer — wahrscheinlich der Hofjunker — hinterdrein gerufen: der Meister sollte ihn ja nicht wandern lassen, damit er der Herrschaft Rede und Antwort stünde. Und dann saß er wirklich im „Grünen Hut“, im Schloß an der Spree, und sagte nichts aus, weil ihm Schröder „hart zugeredet“, von den Söhnen und Gesellen nichts zu verraten. Der Hofriemer gab jetzt zu, dem Verhafteten ein „Hauptküssen“ (Kopfkissen) durchs Fenster in seine Zelle gereicht zu haben mit den Worten: „Hans, hast du dann mehr nicht getan, als daß du das Buch, so dir auf den Leib geworfen, genommen und damit davongezogen, so verbleibe dabei beständig und melde meiner nicht wegen der Rohre.“

Die Sache zog sich hin, es war Oktober, Kutzenreuter saß noch immer im Gefängnis. Da verwandte sich die Riemer-Innung für ihn: er sei von ehrlichen Eltern, schon acht Jahre gewandert und habe sich immer gut geführt. Ob er nicht einen Schein bekommen könne, daß ihm das Gefängnis nicht ehrenrührig sei, damit er wenigstens in seinem Handwerk bleiben dürfe. Und er selbst fügte der Eingabe hinzu: „Weil ich dann der Ehren allezeit nachgestrebt und lieb gehabt, und nicht fast weiß, wie ich zu solchem doch wunderbaren Unglück unversehens geraten bin, gebe ichs meinen Sünden schuld, daß ichs gegen meinen Gott und Herrn gröblichen verschuldet und verdient habe“.

Der Kurfürst war empört, daß die Innung sich eines Mannes annahm, der gegen den Landesherrn selbst etwas verbrochen; wie anders wären sie mit dem Gesellen verfahren, wenn er auch nur mit dem Geringsten aus der Innung Streit gehabt hätte. Der Schöppenstuhl in Leipzig, der nach alter Gewohnheit um Urteilspruch angegangen wurde, entschied für Kutzenreuter auf zehn Jahre Landesverweisung, doch sollte er in der Zeit nicht von seinem Handwerk ausgestoßen bleiben. Überraschend milde kam der Hofriemer, ein Hoflieferant, davon, der sich eigentlich doppelt „loyal“ hätte halten müssen: mit einem leiblichen Eid war die Angelegenheit für ihn erledigt. Der 13jährige Sohn aber bekam im Gefängnis eine Züchtigung mit der Rute und eine scharfe Verwarnung.

Das Haupturteil ließ sehr lange auf sich warten. Anfang Juli 1615 wurden die Akten an die Juristenfakultät Altorf im Nürnbergischen geschickt, aber sie mußte ablehnen, weil ihr vom Rat der freien Reichsstadt ein für allemal untersagt war, in Sachen zu urteilen, die „nicht bloßlich auf den Rechten bestehen, sondern in der Religion mit einlaufen“. So wandte sich Brandenburg — es war ein Monat darüber verstrichen — an den Leipziger

Schöffenhstuhl. Dieser ließ lange nichts von sich hören. Ende Oktober, nach über zwei Monaten, entschuldigten sich die Herren, sie hätten sich bisher über das Urteil nicht einigen können, da es doch eine weitläufige Sache sei, aber in spätestens vier Wochen hofften sie fertig zu sein. Vergeblich warteten die Geheimen Räte in Berlin. Allerlei Reden liefen umher, „daß also gar kaltsinnig mit diesem Werke umgangen würde“. Niemand durfte sich wundern, daß die lutherischen Sachsen die heikle Aufgabe ungern bearbeiteten. Im November bat Brandenburg noch einmal um Beschleunigung, das Gerede werde nachgerade peinlich; an einem dankbaren Rekompens (Honorar) werde es nicht fehlen. Schließlich zum Jahresende traf der Spruch des Schöffenhstuhls ein. Bei der Verkündung sollten die Stände zugegen sein, wie ja der Prozeß mit ihrem Einverständnis begonnen worden war. Da kam ein Schneefall dazwischen, wie er seit Jahren nicht geschehen, mit starker Kälte, „daß man weder vorwärts noch zurückkommen... die eben ein wenig gemachte Bahn wieder verloren und die Boten auf den Krügen in den Dörfern liegen geblieben“. Bis die Unterschrift des Kurfürsten von Küstrin geholt wurde, wo er auf dem Komturhof in Quartschen zur Jagd weilte, und die Ladungen ihr Ziel erreichten, war der angesetzte Tag heran. So mußten die Stände fehlen. Der Kurfürst schaffte den Weg. Ohne ihn, befürchtete die Regierung, käme es vielleicht zu einem neuen Aufstand, „denn es will verlauten, samt ließen sich die Handwerksleute in ihren Zusammenkünften öfters hören, fest beisammen zu stehen“.

Am 27. Januar 1616 stellten sich auf dem Schloß in der großen Saalstube Bürgermeister und Ratsherren, Verordnete und Vierzehner beider Residenzstädte — wohl an 70 Personen —, und nach Erscheinen des Landesherrn und des gesamten Geheimen Rats verlas der Kanzler das Urteil. Die Stadtherren atmeten auf, als sie hörten, daß „nach gemeinem Wahn der Rechtsgelehrten“ die Entschädigung der beraubten Prediger ihnen nicht auferlegt werden konnte, da sie vorher um den Tumult nicht gewußt hatten. Ihre Mühe, ihn nach Ausbruch zu mäßigen, wurde anerkannt. Sie mußten aber auch den Tadel hinnehmen, ihren eigenen Geistlichen nicht früh genug das Schmähens untersagt und dadurch den Anschein erweckt zu haben, „sie trügen Gefallen“ an solchen Kanzelreden. Der eigentliche Urheber sei Stüler. Da er aber nicht wie ein Verschwörer gehandelt hatte, sollte er mit Landesverweisung bestraft werden; nicht „Staupschlägen“ (am Schandpfahl), wie Pruckmann 1629 einmal zur Warnung für einen Pastor schrieb, „es wäre auch dasselbe an ihm nicht unvollstreckt geblieben, ob er nicht alsofort des folgenden Tages, nachdem er dergleichen Allärm geblasen, schnöde und schändlich ausgerissen“; das war Gedächtnistäuschung des Kanzlers, die nach 14 Jahren, gefüllt mit Krieg und Pest, verständlich ist. Härter lautete das Urteil für die ebenfalls „ausgerissenen“ Handwerksburschen: sie sollten durch Maueranschläge in dreier Herren Länder zur Rückkehr aufgefordert werden, andernfalls als „Aufrührer und Aufwiegler“ verurteilt sein. Wer ihnen half, verfiel schwerer Strafe. Dies hatte der Nachrichten „auf Gassen und Ecken“ der Residenz zu verkünden und der Scharfrichter sie für „ehelos und anrücklich auszurufen“. Der letzte Spruch galt vier Leuten, die jetzt bereits dreiviertel Jahr zu Spandau in harter Haft saßen, weil sie sich dadurch verdächtigt gemacht, daß sie „einer auf den andern losgebeichtet, selbst aber nichts bekannt“ hatten. Peter Langhals aus Berlin, „ein loser Schlingel, der nichts vorhat, sondern zuweilen schlachten hilft, Appelgriets Mannsbruder“, hatte viel Metallgerät bei Füßel geraubt; Leonhard Holewein (Holtwin), ein Koch, und Christoph Röhmer sollten gestürzt haben, ebenso wie Tobias Bülow oder Buele, ein Soldat und Bürgerssohn, der nach der Bittschrift seines Vaters an jenem Montag nicht in Berlin gewesen. Sie seien „dem Scharfrichter zu geben, daß er sie mag ausziehen, entblößen, zur Leiter führen, seine instrumenta, so er zur Peinlichkeit zu gebrauchen pflegt, vorzeigen, auch, falls nötig, Daumschrauben anlegen und so (sich) zu gebaren, als wenn er die scharfe Frage vornehmen wolle“ — und sie dann wegen des Sturms und der Reden gegen die Fürsten befragen. So

ausführlich bis dahin die Akten berichten, über das Ergebnis der Spandauer „Befragung“ erfahren wir nichts. Und nirgendwo auch liest man ein Wort davon, daß etwa der Buchbinder Sebastian Heyde für seine hochverräterischen Reden zur Verantwortung gezogen wäre. Von dem hochpolitischen Unternehmen blieb ein bloßer Diebstahl übrig und die Wahrheit des alten Spruches, daß immer die Kleinen gehängt werden.

### Kurfürstin Anna und Markgraf Johann Georg

Die Hauptschuld mochten die Reformierten nach wie vor der Kurfürstin zumessen, und in ihrem Kreise wurde vielleicht an das Schicksal einer Vorgängerin erinnert: der Gemahlin Joachims I., Elisabeth, Schwester des Dänenkönigs, die, dem Beispiel ihrer Heimat folgend, 1527 als eine der ersten in Brandenburg zur lutherischen Lehre übertrat und vor der Härte ihres Gebieters nach Sachsen flüchten mußte. Er hatte ihr Tod oder Scheidung zugeordnet, die von ihm befragten Geistlichen zu lebenslänglicher Haft auf einem Schloß geraten. Jetzt war das Land bald 80 Jahre lutherisch, selbst ein stärkerer Wille als der Johann Sigismunds hätte sich nicht durchsetzen können. So wenig war übrigens die Zeit vor der Reformation noch bekannt, daß im Jahre 1629 angesichts der Gefahr, der Kaiser könne den Dom den Katholiken restituieren, der Kanzler die Meinung vertrat, dieser sei erst im Jahre 1537 neu gebaut worden und von Anfang dem evangelischen Gottesdienst geweiht gewesen. Die Bürgerschaft ihrerseits war sich einig: ohne das Eingreifen des Markgrafen wäre alles gelinder abgelaufen oder gar unterblieben. Hatte nicht schon der Kanzler sich verschworen, „von der Abschaffung der Bilder, wie ich mit Gott bezeuge“, nichts gewußt zu haben! Mußte es sie nicht in ihrer Meinung bestärken, daß inzwischen Johann Georg Amt und Land verlassen hatte! Nach dem Tumult hatte sich — oder er, der Statthalter? — die Lage verschärft. An Trinitatis 1615, Sonntag nach Pfingsten, als noch die Verhöre liefen, wurde am Georgentor ein Tischlergeselle aus dem reformierten Zürich vor dem Hause seines Meisters von Ackerknechten blutig geschlagen. Die vermeintliche Verschwörung stellte sich zwar als eine harmlose Sonntagsrauferei heraus, aber die Täter wurden nach harter Folterung auf ewig aus der Residenz verwiesen. In Sachsen erzählte man sich, der Finck würde bald nicht mehr zwitschern. Ständig fühlten sich die Reformierten in Gefahr. Schon das Jahr zuvor, im Juli 1614, als Johann Sigismund eine Reise nach Jülich plante, hatten ihn Statthalter und Geheime Räte dringend gebeten, im Lande zu bleiben, „damit die übrigen Wenigen, so sich zu unserer wahren Religion bekennen, nicht in die Gedanken gerieten, samt wären sie von E. Ch. G. gar vergessen, ja auch dem andern Teil (den Lutherischen) in die Rabbuesen (Rappuse = Beute) geben“. Jetzt drang der Markgraf darauf, von den Truppen in Jülich 60 Mann als „Leib- und Hofgarde“ nach Berlin zu holen, damit sie „gesichert und die Stadt vor allem Aufstand befreit sein möge“, was „den (uns) Widerwärtigen sehr in die Augen sticht“. Nach der Cöllner Chronik sicherte diese Garde derart, daß „den Einwohnern in Gärten und Weinbergen ein großer Schaden geschehen“; die Kurfürstin klagte ihrem Sohn, der alte Weinmeister, der sie hindern wollte, „Wein in meines Herrn Berg zu stehlen“, habe dabei ein Ohr verloren, und zwar hätten sie dabei „das eine Ohr samt dem Hals so zuhauen, daß mans ihm mitsamt den Sehnadern am Hals hat muß(en) folgendts abschneiden“. Überhaupt kostete das „neue reformierte Hofwesen“ zu viel Geld. Zwar spricht die Mutter als Partei, wenn sie tadelt, es sei „ein Stück nach dem andern versetzt, alle Ämter (Domänen) sein so, als wenn sie ein Feind verheert hätte, mein Herr, D. L. Herr Vatter, beginnt jetzt selbst seinen Schaden zu merken“ —, abgesehen davon, daß auch ihr Hofhalt nicht ohne Schuldenmachen auskam. Der Statthalter hatte sich beim Antritt hohe Einkünfte ausbedungen; möglich, daß eben diese Finanzlage zur Trennung der Brüder führte. Die Cöllner Chronik verzeichnet, auf des Kurfürsten Befehl sei vom Grafen Casimir zu Lynar eine „neue Hofordnung gemacht, womit der Hof sehr eingeengt und viele Diener abgedankt worden“. Johann Georg war entlassen.

Wenige Wochen nach des Markgrafen Abreise hörten die Berliner, daß seine eigene Residenz Jägerndorf jetzt im Januar 1616 das Gleiche wie sie erleiden mußte; dort war es die eine Pfarrkirche der Stadt, die gesäubert wurde, so daß zum Gottesdienst die Einwohner in Scharen auf die Nachbardörfer wanderten. Dem Bruder hatte er ein langes „Memorial“ hinterlassen zur Wahrung der landesherrlichen „Reputation und Erhaltung der reformierten Kirche“ (12. Dez. 1615): die Universität Frankfurt, die Fürstenschule zu Joachimsthal und den Geheimen Rat fernerhin nur mit „Orthodoxis“ zu besetzen und unter allen Umständen die Leibgarde in Berlin zu belassen, war sein Rat. Als besonders gefährdet empfahl er dem Schutze des Kurfürsten den Hofadvokaten und den Hausvogt, die bei der „Inquisition“ mitgewirkt, und den Retter Füßsels, Heinrich Pardemann. Hierin war Dr. Pruckmann der zuverlässige Wächter; fortan wurde das reformierte Bekenntnis die Bedingung für den höheren Staatsdienst. Aber dem glühenden Eifer Dr. Füßsels war selbst er nicht entschieden genug und die Zahl der 192 Abendmahlssteilnehmer im Herbst 1616 immer noch zu gering. Der Augsburger Patrizier Philipp Hainhofer, der 1617 zu Gast bei Hofe weilte und die pfälzische Verwandtschaft antraf, macht in seinem Reisebericht eine spöttische Bemerkung über „Streit und heimlichen Neid der Eiferer“ und über Leute, die „den Mantel nach dem Winde hängen und ihrem Herrn zulieb, um mehrerer Beförderung und größerer Besoldung wegen, von der erkannten und bekannten Wahrheit wie wurmstichig Obst abfallen“. Aber er erkennt gern an, daß „an dem Herrn Kurfürsten Pfalzgrafen sowohl als an Kurbrandenburg zu loben ist, daß sie treue Diener und Landsassen um der evangelischen Religion willen nicht schwen (scheuchen) oder zu ihrer Religion nötigen“. Indessen: der Gegensatz blieb unverändert scharf. Beide Parteien verteidigten ihr Bekenntnis als die „wahre Religion“, ja die Reformierten, in fast aussichtsloser Minderheit, nannten ihre Anhänger schlechtweg „die von der Religion“; für sie war nun einmal Luther auf halben Wege stehen geblieben, wirklich reformiert waren nur sie.

Johann Sigismund starb 1619, Georg Wilhelm trat die Regierung an. Der Streit brach aufs neue aus, als gleich darauf die Ereignisse in Böhmen seinen Schwager, den Pfalzgrafen Friedrich V., auf den Königsthron führten. Markgraf Johann Georg, als Generalfeldoberst der schlesischen Stände Böhmen zur Hilfe verpflichtet, leistete dem König den Treueid. Die Königin war eine Tochter des Königs von England, und ein dort erworbenes Regiment zog mit Erlaubnis des Kurfürsten durch die Mark, an Berlin vorbei (30. 6. 1620). Das ungeheuerliche Gerücht erscholl, der verhaßte Markgraf sei in der Stadt und wolle die Engländer hereinholen, um sich für die Schmach von 1615 zu rächen. Aber er war in Böhmen und wurde — ein Opfer seines Eides — nach dem Sturz des „Winterkönigs“ als einziger der schlesischen Fürsten, obwohl nur ihr Beauftragter, von der kaiserlichen Amnestie ausgenommen und in die Reichsacht erklärt. Von Georg Wilhelm preisgegeben, ist er als Flüchtling bei Bethlen Gabor in Siebenbürgen 1624 gestorben. Die Voraussage Pruckmanns in den Verhandlungen 1614 traf ein, offen, unverdient lag die Mark 1627 zwischen den kriegführenden Kaiserlichen und Dänen. Die Residenz weigerte sich noch jetzt, eine erste zum Schutz gesandte Besatzung von 60 Soldaten des eigenen Landesherrn aufzunehmen: mit ihnen wolle der Kurfürst „die lutherische Religion dämpfen und die reformierte einführen“ war ihr Trumpf. Da verabschiedete der Kanzler ihre Verordnungen mit der Warnung: „Die würden wohl bald kommen, die ihnen weisen würden, was sie glauben sollten“. Die Wallensteiner kamen.

#### Jus reformandi und status monarchicus

Noch kurz vor seinem Tode († 25. 1. 1630) hatte Pruckmann sich mit einem Geistlichen zu befassen, der dem Gottesdienst für den in Küstrin untergebrachten jungen Kurprinzen Friedrich Wilhelm offenen Widerstand leistete. Der 68jährige, der nun unter vier Kurfürsten mehr als vier Jahrzehnte seinem Lande gedient hatte, mochte

an seine Erstlingsschrift zurückdenken, die er als junger Dozent in Frankfurt herausgegeben: Tractatus de regalibus, Abhandlung über die Rechte des Fürsten, 1587 in Berlin erschienen, „wohl das Äußerste, was zugunsten des Absolutismus veröffentlicht ist“, worin er den damals regierenden Johann Georg als Bekenner des strengsten Luthertums gefeiert. Ihn selbst hatte allmählich die reformierte Lehre angezogen, die großen politischen Entwürfe ihrer Vertreter für die Sache des Evangeliums, die er auf manchen Reichstagen kennen lernte. Beim Übertritt Johann Sigismunds war er einer der Tätigsten. Das jus reformandi, das er gemäß dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 (cuius regio, eius religio; wes Land, des Lehre) für seinen Herrn in Anspruch nahm, hat er wohl mehr, um das Gesicht zu wahren, behauptet. Denn im Recht waren die märkischen Stände; die Reformierten schloß der Friede von 1555 nicht ein. Johann Sigismund sprach von Gewissensfreiheit, forderte aber das Recht zur Ausbreitung seines Bekenntnisses. Fürst und Stände beschieden sich schließlich mit dem Nebeneinander, das sie beide nicht gewollt; es war eine Duldung „wider Willen“, keine wirkliche Toleranz. Selbst das Recht des Landesherrn, den Dom, die Oberpfarrkirche, den Reformierten zu geben, war anfechtbar. Zu weit geht wohl die Neigung, dem Wort Parlament, wie die Bürger den Tumult allgemein nannten, die heutige Bedeutung zu geben und aus ihr die Meinung herauszulesen: der Landevater habe durch den Übertritt den Kurhut verwirkt, und sie fühlten sich als Vollstrecker der Absetzung. Jener kurfürstliche Untertan; der Berliner Buchbinder Sebastian Heyde, berief sich auf den Kaiser als Schützer der Lutherischen, und noch einleuchtender ist die Erklärung der Kurfürstin Anna angesichts ihres höheren reichsfürstlichen Rechtsstandes, in dem schon genannten Brief an ihren Sohn: wenn er sich ihrer nicht annehme, müsse sie andere Verwandte bemühen, „und der Kaiser möchte auch leicht ins Spiel kommen“. Im Kaiser sah man das Haupt der evangelischen wie der katholischen Stände, und als 1629 im Restitutionsedikt über die Rückerstattung alten Kirchengutes Kaiser Ferdinand II. ausdrücklich nur die ungewandelte Augsburgerische Konfession anerkannte, war das eine neue Bestätigung für die Lutherischen, und hohnvoll fragte man in Berlin das Gesinde der reformierten Prediger, wann sie denn auszögen.

Nirgends, so ging des Kanzlers bittere Klage, sei ein Wort des Mitgefühls zu vernehmen, geschweige denn der Erkenntlichkeit dafür, daß er und seine Amtgenossen im Geheimen Rat, die doch dieser reformierten Gemeinde angehörten, gerade in den letzten Jahren sich für des Landes Wohl aufgeopfert hätten. Die Autorität des Kurfürsten schien erschüttert. Sein Zurückweichen im Kirchlichen läßt sich immerhin daraus erklären, daß dem jus reformandi die Reichssatzung von 1555 entgegenstand. Nicht zu begreifen ist die Duldung, die „Toleranz“ im Politischen. Gewiß, der Tumult war kein planvolles politisches Unternehmen wie der Aufstand von 1448, keine „Revolution“; wofür sich das Volk einsetzte, ist eher „reaktionär“ zu nennen: die Junker- und Pastorenkirche des alten Ständestaats. Zugleich war der Tumult doch mehr als ein bloßes Weitertragen des Kanzelgezanks auf die Straße. Verständlich war die Empörung über den rücksichtslosen Bildersturm und über die Verunglimpfung, die Füßsel ihrer Petrikirche angetan hatte. Selbst ein Mann wie Scultetus meinte, mit etwas mehr Klugheit hätte sich der Ausbruch vielleicht vermeiden lassen. Aber daß die Regierung den tatsächlichen Angriff auf Haus und Habe der Prediger nicht zu hindern vermochte, daß sie die Äußerungen der Majestätsbeleidigung und des Hochverrats hinnahm wie auch die vielfache Lässigkeit des Rats und sein zweierlei Maß in der Wahrung städtischer und kurfürstlicher Rechte! Nichts kennzeichnet die Haltung der Regierung schärfer als das Wort in dem Schreiben an den Leipziger Schöffenstuhl, das der Kanzler hier zu setzen offenbar für nötig hielt: alle Versuche, Ordnung in der Stadt zu schaffen, seien fruchtlos, „alles wird vom Rat in den Wind geschlagen und nichts geachtet“. Wen durfte das verwundern! Ging doch in solcher Nichtachtung der Adel den Städten vor-

an. Auf dem Ausschußtag der Stände im Januar 1615, vor dem Tumult, fehlten die Vertreter der Uckermärkischen Ritterschaft, hatten nicht einmal eine Mitteilung gesandt, obwohl mehrere am Tage vor Beginn an der glanzvollen Hochzeit des Zacharias von Röbel in der Residenz teilgenommen hatten. Und gerade sie, die „Hauptursacher der Verwirrung“ in der Uckermark, die „Landtagsopposition“, trieben in Berlin während der Tagung „zu besonderem Frevle und Verachtung I. Ch. Gn. ein wildes, wüstes, unchristliches Leben“ und „jagten I. Ch. Gn. zum Trotz zu etlichen Malen bei lichtem Tage um das Rathaus, gleichsam (als) triumphierten sie über ihren Herrn und Landesfürsten“. Was einst der junge Dozent über die absolute Gewalt des Herrschers geschrieben, was er drei Jahrzehnte später als Kanzler im Anfang des Krieges den Verordnungen der Bürgerschaft mit hartem Verweis vorhielt: „Wir wollen monarchicum statum erhalten wissen und können daher democraticum gar nicht dulden“: das steht in schneidendem Gegensatz zur Wirklichkeit dieses Staatsgebildes, zu den Handlungen oder vielmehr Unterlassungen seiner Regierung. Man ist versucht, von einer durch Adelstrotz und „blauen Montag“ gemilderten Kurgewalt zu sprechen. Kein Zweifel, es war politische Vorsicht, die dazu riet, aber sie hatte ihre Ursache nicht nur in der damaligen Lage, sondern vor allem in den Männern, die an der Spitze standen. Dr. Pruckmann war Jurist und Diplomat und gleichsam seinem Namen verhaftet, der Kunst des Überbrückens, des Ausgleichens mehr ergeben als des harten Durchgreifens. Dazu fehlte ihm der Rückhalt. Sein Herr Johann Sigismund lebte in aufrichtiger Gottesfurcht als ein rechter „Betefürst“, aber den Geschäften war er feind und ohne festen Charakter. Ob sein Bruder Johann Georg als Inhaber der Kurwürde mehr erreicht hätte? Seinem Wahlspruch „Ich wags, Gott walts“ ist die Erfüllung versagt geblieben. Dem mutigen und jederzeit rasch zupackenden Prinzen fehlte das kühle Überlegen, die Zähigkeit. 1615 als Statthalter hat er keine glückliche Hand bewiesen. Fast vergessen ist, daß Ernst von Wildenbruch, ergriffen von seinem tragischen Ausgang, ihn in dem Schauspiel „Der Generalfeldoberst“ zu einem Wegbereiter des Großen Kurfürsten verklart hat. Johann Sigismund und die brandenburgischen Räte, von Herzen der reformierten Sache zugetan, stecken doch in den Überlieferungen der dynastisch-territorialen Kleinfürstentumswelt des patriarchalischen, friedfertigen, unpolitischen Luthertums; jener „andere Geist“, mit Luther zu sprechen, der den westeuropäischen Calvinismus beseelte, hat damals Brandenburg kaum berührt.

Dennoch hat der Übertritt des Hohenzollernhauses Epoche gemacht als einer jener Fälle in der Geschichte,

#### Quellen und Anmerkungen.

Der „Rathäusliche Bericht“ von 1615 ist benutzt und gedruckt von Louis Schneider: Berlinische Nachrichten aus dem 17. Jh. (1614–1680) (zahlreiche Irrtümer darin), Schr. V. f. G. Bins Heft 11, 1874, zuerst in der Spenserschen Zeitung vom 7. 5. 1848 (!), ein Versuch des königstreuen Verfassers, mit der Vergangenheit auf die Gegenwart zu wirken, — und von Oskar Schwebel: Gesch. d. St. Berlin (1888) S. 510 f. und: Aus Alt-Berlin, stille Ecken und Winkel der Reichshauptstadt in kulturhistorischen Bildern (1890) S. 474 f.; S. 309 gibt er auch Tote an — der Bericht und die Akten wissen nichts von Todesfällen. Der Bericht wurde s. Zt. in die Cöllner Stadtschreiberchronik aufgenommen. Das älteste Bürgerbuch von Cölln (1508–1611) hg. von v. Gebhardt (Hist. Komm. I, 3, 1930) enthält Nachrichten von 1542 bis 1610. Sie werden ergänzt durch eine gebundene Handschrift, früher im Besitz des V. f. d. G. Bins. (A I 89, geschenkt am 16. Nov. 1867 von Dr. Leopold Frhr. v. Ledebur); Chronicon Marchiae Brandenburgicae ex Mscto Curiae Coloniensis cis Suevum, erutum ab anno 1564 ad annum 1619\* (Chronik der M. Br. aus der Handschrift des Rathauses zu Cölln diesseits der Spree), „cis suevum“: nach Joh. Chr. Bekmann, Hist. Beschreibung d. Chur u. Mark Br., Bln 1751 I Sp. 993–998 nennen viele Historiker die Spree Suevus flumen, so z. B. Jodocus Willichius, Prof. i. Frankf. O. (von dem Häffitz den „höflichen Possen vom bombus“ erzählt, s. Holtze: Schriften V. f. G. B. 31 S. 31), i. s. Kommentar zu Tacitus, ohne daß feststeht, ob die antiken Schriftsteller mit Suevus wirklich unsere Spree meinen. Den Hinweis verdanke ich Herrn Dr. Kügler. Die Jahre 1564–1586 stimmen mit dem Bürgerbuch überein. Dann folgen unmittelbare Nachrichten aus den Jahren 1611–19, 1637, 1648–51, 1655–56, die Dr. Hans Jahn (gest. 20. 1. 1945 in Lübben), der Entdecker der nun wohl verlorenen Handschrift, mir 1944 diktiert hat. Einen Bericht von offenbar reformierter Seite gibt Chroust (s. u.), den der Kurfürstin Anna Toni Saringer (s. u.). Meine Darstellung geht auf Abweichungen und Irrtümer früherer Veröffentlichungen nicht ein; sie folgt meinen 1925 gefertigten Auszügen aus dem Aktenband des Pr. Geh. Staatsarchivs (R 49 M Tumulte),

deren Wirkung erst nach Jahrzehnten zum Durchbruch kommt. In der Staatsgestaltung des Enkels Friedrich Wilhelm ist er wirksam geworden, zumal da der Frieden von 1648 den Reformierten Gleichberechtigung gab. Es war nicht nur die moderne Staatsräson Westeuropas, es war das reformierte Gewissen, das Friedrich Wilhelm leitete, als er mit dem Potsdamer Edikt vom 8. November 1685 seinen Ländern und besonders der Hauptstadt jene französischen Glaubensflüchtlinge zuführte, deren Kraft und Geist aus der Entwicklung Berlins nicht wegzudenken sind: von ihnen stammen zwei so wesentliche Präger preußisch-deutscher Art wie Wilhelm von Humboldt und Theodor Fontane. Die Verschiedenheit der Bekenntnisse wies die preußischen Könige stärker als andere Fürsten auf den Ausgleich. Die Toleranz, allmählich eine staatliche Notwendigkeit werdend, und der Gedanke der Vereinigung der Evangelischen sind aber erst auf dem Boden der Aufklärung gewachsen.

Die andere Frucht des Zeitalters der Vernunft war in Berlin ein starkes und selbständiges wissenschaftliches Leben, die Residenz des Preußenkönigs wurde die Stadt der Aufklärung. In dieser Luft gedieh unter den Gebildeten überkonfessionelle Menschheitsreligion ebenso wie Freigeisterei und flacher „Aufklärlicht“, während der einfache Mann bei den pietistischen Predigern die Gnade Gottes suchte. Der Gegensatz lutherisch/reformiert trat zurück; nach Religion überhaupt war die Frage gestellt, und ein Geistlicher an der Charité gab Antwort in den „Reden über die Religion, an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ (1799). An ihren Verfasser Schleiermacher dachte Schiller, als er Anfang Juli 1804, kurz nach seinem Besuch in Berlin, ein merkwürdiges Wort über die Stadt schrieb — an Zelter, der ihm Gedanken vortrug, wie seine Kunst, die Musik, die Menschen zur Religiosität stimmen könnte: „Daß es hohe Zeit ist, etwas für die Kunst zu tun, fühlen wenige, aber daß es mit der Religion nicht so bleiben kann, wie es ist, läßt sich allen begreiflich machen... Berlin hat in den dunkelsten Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet, dies war damals ein Bedürfnis. Jetzt, in den Zeiten des Unglaubens, ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen: es gebe nun auch die Wärme zu dem Licht und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu sein bestimmt ist.“

Wessen Metropole ist es geworden? Viele neue Kapitel berichtet seitdem die Geschichte Berlins, von der Evangelischen Union 1817 bis zur „Arbeitsgemeinschaft der Kirchen und Religionsgesellschaften“. Über alle Wandlungen des 19. und 20. Jahrhunderts hinweg gilt gleichwohl Schillers Wunsch für unsere Stadt:

Licht und Wärme!

den auch schon Holtze (s. u.) eingesehen hat; die kulturgeschichtlichen Einzelheiten sind bereits in dem Buche „Bln i. 30jr. Kr.“ verwertet. Wegen des volkskundlichen und sprachgeschichtlichen Wertes sind viele Zeugenaussagen wörtlich angeführt, auch wo der Fluß der Darstellung darunter leidet.

Literatur. G. v. Below: Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum (Monogr. z. Weltg. VI) 1898 S. 20. — E. Kaebler: Die Beziehungen zwischen Berlin und Cölln im Mittelalter und der Konflikt der beiden Städte mit Kurfürst Friedrich II. (Hans. Geschbl. 1929 Bd. 34. S. 19 ff.). — P. Haake: Kursachsen oder Brand.—Preußen? Geschichte eines Wettstreits. 1939. S. 111 ff., 138–141. — Dan. Heinr. Hering: Hist. Nachricht v. d. ersten Anf. d. ev.-ref. Kirche i. Br. u. Pr. unter d. gottsel. Kf. Joh. Sig. Halle 1778. — O. Hintze: Die Hohenzollern u. i. Werk. 1915. S. 162. — Ders.: Calvinismus u. Staatsräson in Brand. z. Beg. d. 17. Jh. (Hist. Zschr. 144–1931 — S. 229–286.). — U. Stutz: Kf. Joh. Sig. v. Br. u. d. Reformationsrecht S.-B. d. Pr. Ak. d. Wiss. 1922. II. 19. Jan. — Ders. Ergänzung in S.-B. V. f. G. d. Mark Br. S. 9 (FBPG. 35. 1923); dazu Bespr. P. Haake ebda. S. 316 f. und E. Heymann: Nachruf auf U. Stutz (FBPG. 51, 161 ff.). — W. Wendland: 700 J. Kirchengesch. Blns. (1930) 33, 75 ff., 83 ff. — Zur Reformation 1539 in Berlin E. Kaebler: Ein Berliner Schuhmacherbrief von 1538 (FBPG. 45, 354–363); H. Jahn: Dilge Hases Testament. Eine Berl.-Märk. Nachlaßsache aus d. 2. H. d. 16. Jh. (Zs. V. f. G. Blns. 1940, 114 ff.). — Max Arendt-Faden-Gandert (A.-F.-G.): Gesch. d. St. Berlin (1937). Über 1448 S. 97–103, Reformation 127–135, Übertritt 1613 S. 159–162, Luth. u. Ref. nach 1640 S. 184–187. — M. Arendt-Böhl-Faden A.-B.-F.): Die Reichshauptstadt (Bildbuch, 1943) S. 33, 39. — Faden (F.): B. i. 30jr. Kr. (1928) S. 135 ff. — Nik. Müller: Zur G. d. Gottesdienstes der Domkirche zu B. 1540–98. (Jb. f. br. Kg. 2. 3. Jg. S. 337–549), bes. 344 ff., auch 207. S. 526–39 Vorschläge der Prediger an Kf. Joach. Fr. über „etzeliche Reformation“ 30. 3. 1598. — K. Pahnke: Martin Füssel (Jb. f. br. Kg. 6, S. 104–21). — Ders.: Abraham Scultetus in Berlin (FBPG. 23 — 1910 — S. 357–375). —



Ders.: Simon Ulrich Pistoris, der Vertrauensmann von vier Hohenzollern (FBPG. 24, 147—181). — Hans Schulz: Mg. Joh. Georg v. Br. Jägerndorf, Generalfeldoberst. (Hallesche Abh. z. n. G. Heft 37), bes. S. 65—73; Memorial v. 12. 12. 1615 S. 135—42. — Anton Chroust: Aktenstücke z. br. Gesch. unter Joh. Sig. (FBPG 9 — 1897 — S. 1—21) Darin Füßels Bericht über B. 30. 7. 1613, Kf. an A. v. Dohna wegen Füßel 5. 12. 1613, Kf. an Adlige zum Übertritt 12. 12. 1613, Bericht e. Ref. über d. Tumult 13. 4. 1615. — Toni Saring: Kurfürstin Anna (von Preußen) (FBPG. 53, 248—295). — Dies.: Der Berliner Bildersturm von 1615 (Originalbericht d. Kf. Anna 20. 10. 1615) Zs. V. f. G. Blns. 1943 S. 20—23. — Helmut Croon: Die kurmärkischen Landstände 1571—1616 (Hist. Kom. IX, 1 (1938) S. 188—198 „Die Auseinandersetzungen um den Bekenntniswechsel Joh. Sig.“; weist S. 193 Anm. 515 darauf, daß Pruckmann den Zusatz über das jus reformandi Febr. 1615 nicht erst im letzten Augenblick eingefügt (gegen Stutz). — Paul Schwartz: Aus der Zeit der Kämpfe zw. Luth. u. Ref. i. 17. Jh. Schr. V. f. G. d. Neum. Heft 24, S. 35—38. — Ludwig Götz: Urk. Gesch. d. St. Stendal. 1873. S. 371—376. — J. H. Gebauer: Kurbrandenburg und das Restitutionsedikt von 1629. Halle 1899. (S. 52 Dom in Bln., S. 63 Charakteristik Pruckmanns, S. 34 Spott der Gasse 1629). Von Einzelheiten werden nur wenige belegt; allgemein sei auf die zahlreichen Anmerkungen in den Aufsätzen von Pahnke verwiesen; Literatur dort und bei Stutz. — Hauffitz: Holtze, Schr. V. f. G. B. 31, 6. — Runge: Hering 4. — Rückkehr von Preußen: Chronik Jahn. — Mg. Ernst: Pistoris 170. — Geddicke: Pistoris 175. — Eva Christine: Schulz 37 ff., 116. — 18. 12. 1613: Pistoris 17. — Meißner: Jb. f. br. Kirchg. 33, 15 f. — Glückwunsch Georg W.: Scultetus 148. — „in der Milch“: Füßel 113. — Buchhändler: P. Richter, G. d. Berl. Buchbinderinnung; — A.-B.-F. 39, F. 136. — Reformanten: Pistoris 165 Anm. — Defor mierte: Schwartz 54. — „Kalvinisten“ als Schimpfwort verboten 1664 durch Kf. Fr. W. Pistoris 169. — Knorr und Haberecht: Schwebel I, 500—513. — Ag. Lasch: Berlinisch 334 Anm. 43 setzt vor dem Titel von Knorr und Haberecht „(Abraham Scultetus)“ als vermutlichen Verfasser, anscheinend nach dem von ihr eingesehenen Sammelband d. Pr. Staatsb., Pahnke sagt davon nichts. — Wer vom Hofstaat beim Gottesdienst fehlte, erhielt kein Abendessen. Schulz 70 Anm. — Ambrosius L o b w a s s e r, Prof. d. Rechte in Kbg., hat 1573 den Psalter in deutscher Sprache im Ton der Volkslieder bearbeitet. So beginnt er den 46. Psalm: „O Gott wir unser Zuflucht haben, Wann uns schon Unglück tut antraben.“ — S c h ö n b r u n n : F. 256, 258: dieser Spötter 1654 auf d. ref. Kirchhof in Cölln begraben, „weilen ihm die Lutherischen keine Grabstelle vergönnten wollen.“ — 1629: Schwartz 56. — Landtag 1614: Croon 154, 166 ff., über Preußen 104 ff. — 1584 Nikola it a i t u m : Schwebel I 499. — Stände Febr. 1615: Croon 180, 193, Anm. 515. — Füßel 1613: Chroust 12—15. — Drillen 1610: F. 38 f. — Sachsens Eifer ins Märkische übertragen: die Gerechtigkeit erfordert den Hinweis, daß die am stärksten auf den T o d C r e i l l s wirkende, streng lutherische Kurfürstinwitwe Sophie, Gemahlin Christians I., — eine Brandenburgerin war, Tochter des Kf. Joh. Georg (Haake 115 f. „ein un leugbarer Racheakt und Justizmord“ — bes. Anm. 331). — A n d r e a s K o r n, der „Kugeligießer“: T. Lüdike, Gesch. d. Berl. Stadtgrund stücke (Berliner Häuserbuch 2. T., Hist. Komm. VII 1933) 140: Stralauer Str. 50 (1933: 47—51), Südseite, erstes Haus westl. der Padden gasse, bis zur Spree durchgehend, Freihaus, einst dem Kloster Zinna gehörig, hat „Andreas Korn von den Gläubigern gekauft“. (Kurfstl. Bestätigung 21. 8. 1615. Während der Untersuchung!) — R e v e r s der Bürger: F. 45; 291, Anm. zu 138. — Drohung, die Residenz zu v e r l e g e n : „nach Königsberg“ sagt Holtze, Gesch. d. M. Brand. 65 f. Der Name K. findet sich weder in den Akten noch sonst; nur einmal ist mir K. begegnet, für 1701, ohne Beleg, in Rob. Springer: Berlin, ein Führer. (o. J. 1860 Leipzig.) S. 17: „Ohne Zweifel wäre K., als die bedeutendste Stadt der Provinz Preußen, Hauptstadt (des König reichs) geworden, wenn nicht Friedrich I. eine vorherrschende Liebe für Berlin gehegt hätte“ — geradezu unverständlich wegen der Grenz lage im Osten, zumal Brandb. auch am Rhein in Jülich stand. Claus witz (in Borrmann, Bau- u. Kunstdenkmäler Blns. S. 64) meint bei der Erwerbung Magdeburgs 1680: „Der Kf. hätte vielleicht den Sitz seiner Regierung dorthin verlegt, wenn die Umgestaltung Berlins (Schloß erweiterung u. Festung) nicht schon große Fortschritte gemacht hätte.“ Nur im verkleinerten Preußen von 1807 ist K. bis 1809 Notresidenz gewesen. — Staupschlagen: Schwartz 52. — Kf. Elisabeth 1527: A.-F.-G. 130. — D o m erst 1537 gebaut: Gebauer 52. — Tischler aus Z ü r i c h : F. 138. — R a p p u s e : Stutz Ak. 32. — „Die 60 Sol daten, darüber der L o h a u s e n kommandiert, richten lauter Unfug an“ (Saring 1615, S. 22 u.): wichtig für das historische Urteil der

Lebensgang des L. in Zs. f. Pr. Gesch. u. Lk. 1865 (2. Jg.) S. 305 ff.: v. Schaumburg, D. schwed. u. mecklb. Genmaj. Wilhelm von Calcum gen. Lohausen. Als Kapitän verlor er 1610 vor Jülich den rechten Fuß, studierte dann Math. und Fortifikation, errichtete 1615 i. Bln. d. Churf. Leibgarde-Komp. und 1618 die Preuß. Garde (aus beiden das älteste Inf.-Rgt. Preußens, 1806 als Rgt. Gr. Kunheim aufgelöst), ging 1619 zu Mg. J. Georg als schles. Gen.-Feldzeugmeister, 1622 in oldenb., dann dän. Dienste, wurde 1626 bei Lutter gefangen, veröffentlichte dann eine Mathematik und eine Übersetzung von Sallusts Jug. Krieg; 1630 in mecklb., 1632 in schwed., 1636 wieder mecklb. Dienste, starb 1640 als Generalmajor, Geh. Kriegsrat und Kommandant der St. u. Fest. Rostock, feierlich betrauert von der Bürgerschaft und den vier Landsmannschaften der Univ.: mecklb., braunschw.-lüneb., wesf., holstein. u. pomm. — Säuberung in Jägerndorf: Schulz 75. — Staats dienst d. Reformierten: Holtze, 500 J. Kammer. S. 50 (Schr. V. f. G. B.). — Eine ref. Schule in B. 1617: F. 289 u. — Hain hofer: F. 238 ff., 242. — G. Feldoberst: Schulz 76 ff. Reidsch 104. Bethlen Gabor heiratete 1626 e. Nichte von Joh. Georg, Katharina: F. 157 (Hohz. Jb. 1901 S. 125—142, G. Schuster.). — Eng l i s c h e s R g t . : F. 143; 1627: 164. — T r a c t a t u s : Holtze Kammer. 48, 50 Anm. — P a r l a m e n t : Auslegung bei Holtze ebda. Schulz-Basler: Dt. Fremdwörterbuch 2 (1942) 351 ff.: „Schon im späteren Mhd., mehr noch seit frühnd. Zeit, ‚Versammlung des Rates einer Stadt, Vertretung eines Landes‘; zuerst ist angegeben ‚Unterredung, Besprechung, Rede‘ und u. a. auf Winkelmann 1649, Bedenken 72, verwiesen: ... die heranwachsende Jugend auf hohe Schulen ... da man ... Parlaments, Nachschreyes, Hauens, Stechens antreibt: laute Rede, Geschwätz, Lärm. [Dem entspricht der Sprachgebrauch in Berlin 1615: Parlament (auch Purlament, Poremment) und Tumult neben einander ohne Unterscheidung. Sonst ist mir P. in den Akten der Zeit nicht begegnet. Die Aktenbezeichnung der brandenburgischen Registratur R 49 M lautet ‚Tumulte‘.] Die Nebenform Parlament ist um 1500 zuerst auf ndd., dann auf hochd. Boden bezeugt. — Adelung: Grammatik. Wörterbuch 3 (1777) 967: ‚P. von parliere, frz. parlier sprechen, wie man auch im Deutschen dergleichen Versammlungen ehemals Sprachen zu nennen pflegte und im gemeinen Leben einiger Gegenden noch jetzt nennet.“ [Vgl. Clauswitz bei Borrmann: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin (1893) 20 f.: „Berlin galt dabei als Hauptstadt der alten Landschaften Barnim und Teltow, und deren Städte gehörten denn auch zu seiner ‚Sprache‘ oder waren ‚dazu inkorporiert‘ (für Aufbringung von Steuern usw.) ... Berlin war ihre ‚Sprachstadt‘.“] — Die Wörterbuchnachweise verdanke ich Herrn Dr. Heinz Gebhardt. I u s r e f o r m a n d i : Stutz FBPG 35, S.-B. 9 f., Haake ebda. 316 f.; E. Heymann im Nachruf auf Stutz ebda. 51, 161: „es sei doch zweifelhaft, ob nicht doch der Toleranzgedanke objektiv 1613 durch den Übertritt angebahnt worden.“ Dazu Haake: Wettstreit 138 ff. — D e r K a i s e r : H. v. Srbik, Deutsche Einheit I 64 f., 94. Gebauer 34. — S c u l t e t u s : Pahnke 374 f. — U c k e r m ä r k . R i t t e r s c h . : Croon 176 f. — B e t e f u r s t : FBPG 50, 304 ff., 53, 163 ff. — S t a t u s m o n a r c h . : F. 47. — W i l d e n b r u c h : Berthold Litzmann, E. v. W. I 61—83. S. 368 f.: Die Anregung empfing W. vermutlich aus Gindely, Gesch. d. 30j. Kr., die er in diesen Jahren eifrig las und aus der er auch die Hauptzüge der Handlung entnahm. „Der Generalfeldoberst“ folgte 1889 unmittelbar auf „Die Quitzows“; J. Georg versucht s. Neffen G. Wilhelm für die böhm. Krone zu gewinnen und wendet sich dann dem Pfälzer zu. Die Aufführung wurde für Preußen verboten wegen „Unfreundlichkeiten gegen das Haus Habsburg“; den Ausschlag gab die herrschsüchtige Kfin. Elisabeth v. d. Pfalz, eine englische Königtöchter, in der sich die Kaiserin Friedrich, Tochter der K. Viktoria von England, „tendenziös geschmäh“ fühlte (nach M. v. Bunsen und Gust. Freytag). — S c h i l l e r : Fritz Jonas, Schillers Briefe VII, 165 ff. (231 f.) 16. 7. 1804. Berlin 1615: m ä r k i s c h o d e r b e r l i n i s c h ? „Der Tumult von 1615 ... Das Ganze mutet märkisch an ... Wenn in einer Zeit allgemeiner politischer Unruhe zu Beginn des großen Krieges 1621 der Kanzler Pruckmann schreibt: ‚Die in den Städten treiben sonst gottlose Reden, und sonderlich können es unsere Berliner und Cöllner wollen‘, so ist diese Betonung schon deswegen verständlich, weil er sie täglich vor Augen hatte.“ (A.-F.-G. 261; F. 48). Wenn der Demokrat Adolf Streckfuß in seinem bekannten Werk „500 Jahre Berliner Geschichte“ 1 (1886) 140 zum Jahre 1615 schreibt: „Das Organ des Respekts war leider (!) schon bei den alten Berlinern wenig entwickelt“, so gilt das ebenso von den 1614 nicht weniger aufässigen Bürgern in Stendal. Ein eigentliches „Berlinerium“ bildet sich erst im 18. Jh., ist keine durch die Jahrhunderte hindurchgehende feste Größe gewesen“ (Wendland S. 232).

Rudolf Lehmann:

## Lübbenau im Revolutionsjahr 1848

(mit 2 Abb. im Text)

Die schicksalsschweren Ereignisse des Jahres 1848 sind auch an der Niederlausitz nicht spurlos vorbeigegangen, sie haben auch in dieser Landschaft, die, abgesehen von einigen wenigen bedeutenderen Industriestädten wie Guben, Cottbus, Forst, Spremberg und Finsterwalde noch ganz ländliches Gepräge trug, Bürger, Bauern und Arbeiter sehr lebhaft beschäftigt, z. T. leidenschaftlich erregt. Man erkennt dies, wenn man die Zeitungen jener Tage

und die mancherlei persönlichen Erinnerungen und Aufzeichnungen aufmerksam liest und sich in das Studium der einschlägigen Akten vertieft. Eine Fülle von Material liegt vor, das noch der Bearbeitung harret. Die vergangene Zeit hat teils absichtlich, teils unabsichtlich, weil uninteressiert, an diesen Vorgängen wenig Anteil genommen. Für den Heimat- und Landesgeschichtsforscher blieb ja weitgehend das 19. Jahrhundert überhaupt





ein wenig betretenes Feld. Eine Gesamtdarstellung fehlt daher ganz, und die Ortsgeschichten und einige speziellere Aufsätze streifen in der Regel diese Bewegung nur, behandeln sie jedenfalls meist wenig gründlich. Das Jubiläumsjahr 1948 und darüber hinaus das ungeheuer gesteigerte Interesse der Gegenwart an der Entwicklung der Demokratie wie der Arbeiterbewegung haben dann zweifellos diese in ziemliches Dunkel gehüllte und fast verschüttete Epoche auch in unserer Niederlausitz wieder entdeckt, doch fehlt es immer noch sehr an einer aus den Quellen schöpfenden Forschung. Einen Beitrag dazu will diese Arbeit bringen.

Kleinere Unruhen gab es 1848 auch in der Niederlausitz fast in allen Städten, namentlich im März/April und im Herbst, dem Verlauf der größeren politischen Bewegung entsprechend. Bedeutendere revolutionäre Vorgänge erlebten von den Industriestädten die größten: Cottbus und Guben, jenes am 18. April<sup>1)</sup>, dieses am 7. Oktober<sup>2)</sup>. Ebenfalls in den Herbst fällt nun auch ein Vorgang, der schon insofern von den übrigen abweicht, als es sich dabei um ein kleines, lange grundherrliches Städtchen handelt, der aber auch durch die Gewichtigkeit, die ihm beigemessen wurde, und durch die schweren Folgen, die er für die Beteiligten hatte, aus dem Rahmen der übrigen Begebenheiten herauswächst: der Aufruhr in Lübbenau am 19. September<sup>3)</sup>.

Ehe wir diese Vorgänge selbst verfolgen, erscheint es notwendig, noch einen Blick auf die Verhältnisse zu werfen, in denen sich das Städtchen um 1848 befand. Leider fehlt es an statistischen Angaben, nach denen wir uns ein genaueres Bild von seiner wirtschaftlichen und sozialen Struktur machen könnten. Lübbenau zählte damals insgesamt 3308 Einwohner und stand damit unter den fünf Städten des Kreises Calau, zu dem es gehörte, an erster Stelle, in der gesamten Niederlausitz an achter. Diese für damalige Verhältnisse beachtliche Bevölkerungsziffer hatte es nicht allein dem Umstand zu verdanken, daß hier mehrere in naher Verbindung mit dem Städtchen stehende Gemeinden zusammenwuchsen, sondern vor allem der Rührigkeit seiner Bewohner und der Lage am Spreewald. Zwar war die innungsmäßig betriebene Garnweberei im Ort infolge der Konkurrenz des Gewerbes auf dem Lande schon seit den zwanziger Jahren stark gesunken, auch Bierbrauerei und Branntweinbrennerei hatten ihre frühere Geltung schon verloren, und das übrige Handwerk wurde vielfach neben ländlicher Wirtschaft betrieben, aber gerade diese erfreute sich einer gewissen Blüte. Das trifft vor allem auf den von altersher, aber im Laufe der Zeit immer ausgedehnter und intensiver gepflegten Gemüsebau und -handel zu. Gemüsearten und Sämereien gingen nicht nur in die Umgegend, sondern wurden bis nach Berlin und Dresden versandt. Fand in diesem Nahrungszweig eine große Zahl von Einwohnern lohnende Beschäftigung, so bestanden daneben auch einige Handelshäuser, die ihren Umsatz selbst in größerer Ferne hatten. Mit zu diesem Aufschwung trug die 1844 fertiggestellte Chaussee von Berlin nach Cottbus bei, die dicht am Ort vorüberführte. So lebte jedenfalls, wie auch unmittelbare Aussagen bezeugen, ein ziemlicher Teil der Bewohner in Gemächlichkeit, selbst Wohlhabenheit. Andererseits gab es in der Stadt auch nicht unbeträchtliche Schichten, die von der Hand in den Mund zu leben gezwungen waren. Hierzu gehörten die Handwerksgesellen, die Tagelöhner, schließlich mehr oder weniger bis auf geringe Ausnahmen alle die, die keine eigenen Grundstücke besaßen, sondern als Mieter oder Einlieger wohnten. Gerade unter diesen regte sich, durch das Hungerjahr 1847 gesteigert, viel Unzufriedenheit; unter ihnen gewannen daher auch die revolutionären Anschauungen der Zeit den besten Boden. Demokratischen Gedanken huldigten aber auch manche Vertreter des besser gestellten Bürgertums, so die Kaufleute. Die Mehrzahl der Einwohner hielt aber an ihrer altväterlichen, konservativen Grundstimmung fest, wenn man sich auch gelegentlich etwas ereiferte und auch mancherlei Gründe zu besonderen Klagen vorlagen. Zweifellos hatte sich durch die Einführung der Städteordnung vom

17. März 1831, die auch für die Mediatstädte galt, das Selbstbewußtsein in dem Gemeinwesen gehoben. Immerhin blieb damals noch eine gewisse Abhängigkeit vom Herrschaftsbesitzer bestehen. Er hatte das Recht, die gewählten Bürgermeister und die übrigen Magistratsmitglieder zu bestätigen und mußte in verschiedenen Angelegenheiten, die sich auf Bürgerrechtsgelder, Einführung neuer und Aufhebung oder Abänderung bestehender Einrichtungen, Verkauf und Veräußerung von Grundstücken sowie Anleihen und ferner auf die Verwindung des Grundvermögens in Kämmerervermögen bezogen, mit seinem Gutachten gehört werden. Die Polizeiverwaltung in der Stadt hatte er jedoch schon Anfang 1832, und zwar ohne Entschädigung, dem Magistrat übertragen, behielt sich aber dabei gewisse Ehrenrechte und nutzbare Privatrechte oder Polizeiverhältnisse, die sich über die städtische Feldmark und deren Bewohner hinaus erstreckten, vor. Diese blieben auch weiter durch verschiedenartige, in alter Zeit herausgebildete, noch nicht abgelöste Abgaben und Lasten in Abhängigkeit von der Herrschaft bzw. eingeschränkt in ihrem Besitztum. Das traf insbesondere zu bei dem sogenannten Bürgerwalde, einem ausgedehnten Forstgrundstück im Spreewald, in dem die Nutzung der Eschen und Eichen, sowie die Jagdgerechtigkeit der Herrschaft zustand. Bürgermeister war seit Juli 1846, nachdem Liehr<sup>4)</sup> sein Amt hatte aufgeben müssen, der frühere Kämmerer Paul. Das persönliche Verhältnis zwischen der Bürgerschaft und dem Grafen Hermann zu Lynar, der bereits im Jahre 1819 vom Erbe seiner Väter Besitz ergriffen hatte und 1848 im 52. Lebensjahre stand, war Jahrzehnte hindurch ohne erhebliche Trübungen geblieben, hatte aber in den vierziger Jahren einige Erschütterungen erfahren. Doch hatten die Stadt wie einzelne ihrer Insassen sich mancherlei Wohltaten von Seiten des Grafen zu erfreuen gehabt, und man hatte ihm, dem Protektor der Schützengilde, gebührende Achtung erwiesen. Man kannte ihn als einen rechtlich denkenden und korrekt handelnden Mann, hatte freilich auch wiederholt erlebt, daß er an seinen Herrschafts- und Standesrechten unverwundlich und zäh festhielt. Sein Besitztum war beträchtlich und wurde von ihm sorgsam verwaltet. Von der 41 642 Morgen umfassenden eigentlichen Herrschaft Lübbenau waren unmittelbarer standesherrlicher Besitz 14 842 Morgen. Dazu kamen noch einige Rittergüter mit 13 090 Morgen, während die bäuerlichen Feldmarken insgesamt 26 105 Morgen ausmachten. Die gesamte Wirtschaftsverwaltung wurde 1848 unter persönlicher Leitung des Grafen besorgt vom Amtsinspektor Ludwig, Amtsschreiber Schneider, Rentverwalter Hoffmann und den Verwaltern Eitner in Dubrau, Mattner in Seese und Schwahn in Großbeuchow. Ein großer Teil der Grundstücke und vor allem die weiten Spreewaldwiesen waren in zahlreichen Anteilen an die bäuerliche Bevölkerung, auch in der weiteren Umgegend, verpachtet. Bei der Justizkanzlei, dem mit Ausnahme des Forst-Pförtener größten Patrimonialgerichts in der Niederlausitz, zu dessen Sprengel außer Stadt und Schloßbezirk 27 Dörfer mit insgesamt rund 10 000 Bewohnern gehörten, waren bis 1826 als richterliche Beamte ein Hofrichter und zwei Aktuare angestellt gewesen, von da an nur zwei, Justizrat Frege als Direktor und Gerichtsassessor Lehnert. Für die Forstverwaltung standen Oberförster Gastel und vier Förster nebst einem Revierjäger zur Verfügung. Eine besondere Aufgabe war es für sie, den mehr und mehr überhandnehmenden Wald- und Jagdfreveln zu steuern.

### I. Die Vorgänge am 19. September<sup>5)</sup>

Am 18. September war der ehemalige Jäger Luban als des Wilddiebstahls verdächtig festgenommen, am anderen Morgen aber wieder entlassen worden. Das Gewehr jedoch wurde ihm vom Assessor Lehnert nicht zurückgegeben, auch nicht dem Tischlermeister Wutk, der behauptete, daß die Waffe ihm gehörte. Gegen 9 Uhr erschien der Obsthändler Jarigk aus Lübbenau bei dem Gerichtsdirigenten Frege und äußerte sich dahin, daß man über die Festnahme Lubans erregt sei; solche Handlungen vorzunehmen, sei es jetzt nicht mehr an der Zeit; er komme her, um sich nach dem Stand der Sache zu erkundigen. Als ihm die Entlassung Lubans mitgeteilt

wurde, entfernte er sich, kam aber gegen 12 Uhr ins Gerichtslokal, forderte die Rückgabe des Lubanschen Gewehrs und fragte zugleich, ob er nicht auch das seines Vaters, das diesem vor einigen Jahren eines Wildddiebstahls wegen, abgenommen worden war, zurückerhalten könnte. Jarigk wurde vom Assessor Lehnert abgewiesen und entfernte sich mit dem Schuhmacher Graßmuck, der, wie auch der Buchbinder Zappe und der Tischler Wulck, im Gerichtsflur gewartet hatte, unter Drohungen wie: „Sie werden schon sehen, es wird schlimm werden, und noch heute.“ Graßmuck erschien nach kurzer Zeit noch einmal im Gerichtslokal, ersuchte in freundlicher Weise um Rückgabe des Gewehrs, es entstände sonst ein Spektakel darum, entfernte sich aber ruhig, nachdem ihm Lehnert gleichfalls freundlich den Rat gegeben, sich um die ganze Angelegenheit nicht zu kümmern.

Zappe und Luban, aber auch Jarigk und andere Personen saßen dann um die Mittagszeit in der Frühstücksstube des Postexpediteurs Schimmkönig, wo es etwas erregt zuging. Hier hielt sich mindestens zeitweise auch der frühere Bürgermeister Liehr auf, der gegen 10 Uhr mit der Post aus Berlin eingetroffen war, angeblich, um mit dem Kaufmann Aschenborn ein Geschäft abzuwickeln. Allem Anschein nach kam man bei dem Postexpediteur zu dem Entschluß, etwas zu unternehmen. Darauf läßt auch die Drohung schließen, die Zappe dem bei der Post vorbeigehenden Rentanten Resagk zurief: „Nachmittag kommen wir rauf!“, d. h. nach dem Schloßbezirk, wo ja das Gerichtsgebäude lag und zumeist die standesherrlichen Beamten wohnten. Die Erregung verbreitete sich nun auch in der Stadt. Im Laufe des Nachmittags wurde es immer lebhafter auf den Straßen; einzelne Personen hatten sich mit Schußwaffen versehen; Mitglieder des Schützenkorps gingen im Gasthof zum Hirsch aus und ein, der Schuhmacher Graßmuck marschierte trommelnd durch Stadt und Vorstadt; auch Gewehre wurden abgefeuert.

Abends gegen 8 Uhr hatten sich einige hundert Menschen, unter ihnen viele angeheitert und betrunken, auf dem Kirchplatz versammelt. Einzelne Rufe wurden laut, man wolle rauf, um die Gewehre zu holen; auch von Holzgerechtigkeiten soll gesprochen worden sein. Ein Böllerschuß ertönte, eine Stimme rief: „Antreten!“, und unter Trommelwirbel zog die Menge über die Brücke in den Schloßbezirk. Vor der Wohnung des Assessors Lehnert verlangte man dessen Erscheinen und feuerte in den Hausflur hinein, als dieser ihn gerade betrat. Der Maurergeselle Wolf forderte ein ihm vor geraumer Zeit abgepfändetes Gewehr, ebenso der Torfmeister Schmidt aus Altzauche das seinige. Es wurde diesem ausgehändigt, auch holte Lehnert das Lubansche Gewehr aus der Justizkanzlei und übergab es dem Tagearbeiter Reimer, damit er es dem Eigentümer zustellte. Auf einen weiteren Zuruf hin, der von Flintenschüssen begleitet war, wurde auch das Jarigksche Gewehr zurückgegeben, während Wolf damit beschwichtigt wurde, das seinige sei längst verkauft und könne daher nicht zurückerstattet werden. Nachdem die Forderungen bezüglich Rückgabe der Waffen erfüllt worden waren, schien die Menge einen Augenblick unschlüssig, was sie nun beginnen sollte, als plötzlich aus dem Hintergrunde der Zuruf: „Rauf!“ ertönte. Alsbald stürzte sich ein großer Teil der Volksmasse nach dem Schloß.

Graf Hermann zu Lynar war erst um 1/7 Uhr von einer Inspektion zurückgekehrt. Im Schlosse befanden sich mit ihm seine Gattin, vier Kinder und das Hauspersonal sowie die Gattin Edwins von Manteuffel mit drei kleinen Kindern und zwei weiblichen Bediensteten. Der Graf erfuhr durch seine Familie von einer gewissen Erregung in der Stadt infolge der Festnahme eines angeblichen Wildddiebs, ließ sich dann vom Amtsinспекtor Ludwig, weil der Justizrat Frege von einem auswärtigen Termin noch nicht zurück war, genauer über den Fall unterrichten, hörte, daß Luban bereits wieder entlassen sei, und beauftragte den Beamten, zu veranlassen, daß die beschlagnahmten Gewehre auf das erste Verlangen hin sofort ausgehändigt würden. Da dem Grafen weiter auch mitgeteilt wurde, daß bereits gegen Mittag Magistrat

und Bürgerwehrkommando vom Gerichts- und Polizeiausschuss auf die bedrohlichen Umstände aufmerksam gemacht und um entsprechende Maßnahmen ersucht worden seien, hielt er sich, sein Haus und die Seinigen für ungefährdet und nahm an, daß sich die lärmende Menge, nachdem man ihr die Gewehre zurückgegeben, wieder entfernen würde. Er sollte bald eines anderen belehrt werden.

Die wenigen Beamten und Wächter des Schloßbezirks wurden unter Drohungen und Schlägen zurückgedrängt, als die Menge gegen das Schloß vordrang, doch konnte der Graf noch den Gärtnerssohn zu den Behörden in die Stadt schicken mit dem Ersuchen, den Volkshaufen dorthin zurückzubringen. Es kam aber weder vom Magistrat noch von der Bürgerwehr Hilfe. Ein Steinhagel, begleitet von einigen scharfen Schüssen, prasselte gegen das Gebäude, so daß bis zur dritten Etage hinauf zahlreiche Fenster, namentlich an der Vorderfront, zertrümmert oder beschädigt wurden. Beschädigt wurde besonders auch die Haupttür, das Weingeländer erheblich demoliert. Sicherheits halber ließ der Graf den weiblichen Teil der Schloßbewohner und die Kinder in das obere Stockwerk und, als auch hierher geworfen und geschossen wurde, in das zweite Stockwerk gehen, verteilte die Dienerschaft an die Haustüren und blieb selbst im Untergeschoß.

Da wurde heftig an die Tür gepocht; es meldete sich der Horndrechslermeister Müller und erklärte, die Menge wolle den Grafen sprechen, er möge herauskommen. Dieser lehnte es ab, im Finstern unter den lärmenden und schießenden Haufen zu treten, sprach aber den Wunsch aus, einige wenige Abgesandte möchten hereinkommen und ihm die Ursache ihres Vorgehens erklären. Bald erschien ein mit dem eben genannten Müller, der gleichsam eine vermittelnde Rolle spielte und sich auch an der Auseinandersetzung nicht beteiligte, als Deputierte der Maurergeselle Wolf und der Tagearbeiter Hanisch aus Lübbenau sowie der Tagearbeiter Kleemann aus Stothof. Sie waren zwar nicht ganz nüchtern, benahmen sich aber den Umständen entsprechend zurückhaltend gegen den Grafen. Auf seine Frage: „Warum machen Sie mir denn den Schaden, was wollen, Sie denn eigentlich von mir?“ verlangte Kleemann (?) zunächst Pulver und Blei, um die Anstürmenden mit Gewalt zu vertreiben! Als der Graf diese etwas eigenartige Forderung abgelehnt und aufs neue nach den Gründen der Aufregung gefragt hatte, brachten sie folgende drei Punkte vor: 1. man habe ihnen gesagt, daß das Schutzgeld von den Einmietern wieder gefordert werden würde, 2. sie hätten Mangel an Raff- und Leseholz, der Magistrat ließe sie pfänden, wenn sie solches im Bürgerwalde holten, sie bäten daher, ihnen diese Berechtigung daselbst zu gewähren oder ihnen entsprechende Nutzungen im Lehdeschen Spreewald anzuweisen, und 3. sie hätten seit Jahren einzelne Beschwerden gegen Personen und Maßnahmen des Gerichts. Der Graf erklärte ihnen darauf, daß das Schutzgeld bereits im März für immer aufgehoben sei, und sagte ihnen eine wohlwollende Erörterung der beiden übrigen Punkte zu, wenn sie an einem anderen Tage in ruhiger Haltung mit genaueren Angaben zu ihm kämen. Die Deputation entfernte sich hierauf.

Mochte nun der Bescheid, den sie brachte, den aufgeregten Leuten draußen nicht genügen, jedenfalls nahmen das Lärmen und Toben, das Steinewerfen, Schießen und Demolieren seinen Fortgang. Kurze Zeit später begehrte und erhielt eine zweite Abordnung Einlaß. Sie bestand aus fünf Personen, unter ihnen wieder Kleemann, ferner der Sattlergeselle Langhansel, der Arbeitsmann Hussock und der Dienstknecht Pietzk, alle in mehr oder weniger trunkenem Zustande, aber sich ganz manierlich benehmend. Die Leute wiederholten die Beschwerden und Wünsche der ersten Deputation und verlangten eine schriftliche Versicherung wegen des Raff- und Leseholzes. Pietzk speziell begehrte Ersatz für ein Gewehr, das ihm als Wildddieb vor Zeiten abgenommen sein sollte. Dabei äußerten sie gemächlich, der Graf sei ein guter Mann, dem sie wohlwollten, aber seine Beamten taugten nicht viel.

Der Graf antwortete im allgemeinen wie der ersten Deputation, fügte jedoch hinzu, daß der Schaden, den sie an seinem Hause anrichteten, und der Schreck, den sie Frauen und Kindern einflößten, weder mit ihren Worten in Einklang gebracht, noch auch ihren Zwecken dienlich sein könne. Er mahnte sie, endlich von ihren Gewalttätigkeiten abzustehen und an einem anderen Tage ruhig und nüchtern wieder zu ihm zu kommen. Sie sagten dies auch zu und gaben dem Grafen beim Hinausgehen sogar die Hand. Bald darauf trat die Volksmasse tatsächlich den Rückzug an; der Angriff auf das Schloß hatte ungefähr von  $\frac{3}{4}$  9 bis  $\frac{1}{4}$  10 Uhr gedauert.

Das Unternehmen war aber noch nicht zu Ende. Man zog vielmehr zu den Wohnungen der Beamten im Schloßgelände, um ein ähnliches Zerstörungswerk anzurichten. Zunächst kam das Haus des noch abwesenden Justizrats Frege an die Reihe. Hier wurden die Haustür, die Fensterläden und z. T. die Fenster eingeschlagen und die abgerissenen Gardinen als Trophäen auf Stöcke gebunden. Ähnlich erging es dann den Wohnungen des Rentverwalters Hoffmann, des Amtsinspektors Ludwig und des Gerichtsassessors Lehnert. Einige drangen auch in den Hof der Wohnungen des Försters Richter und des Gefangenwärters Geisler ein, erbrachen die Pfandkammer und nahmen aus ihr eine große Anzahl Sensen, Sicheln, Beile und Äxte, ferner auch Schlitten, Tücher, Messer und Stricke fort. Dann kehrte die Menge in die Stadt zurück, wo sie sich allmählich zerstreute; doch wurden am Markt dem Registrator Dietrich, der den Spottnamen Metternich führte, auch einige Fensterscheiben eingeschlagen. Weitere Zerstörungen verhinderte die Bürgerwehr, die endlich einschritt.

Gelärmt und vereinzelt auch geschossen wurde in der Stadt noch die ganze Nacht hindurch, im Schloßbereich aber, der nun ständig von Bürgerwehrpatrouillen durchzogen wurde, herrschte Ruhe. Am Morgen und Vormittag des 20. September zogen viele Neugierige im Schloßbezirk umher. Zum Grafen kam, aufgeregt und betrunken, der Zimmergeselle Reimer mit seinem Bruder und verlangte, angeblich im Namen der Einmieter, unter heftigen Drohungen ein schriftliches Versprechen für die Gewährung von Raff- und Leseholz im Lehdeschen Walde. Der Graf, der wohl eine Fortsetzung der Tätlichkeiten befürchtete, ließ darauf den Rentbeamten Hoffmann protokolларisch niederschreiben, was Reimer verlangte, mit dem Hinzufügen, daß er die Einmieter darauf hingewiesen, sie müßten zunächst mit den im Lehdeschen Walde bereits Berechtigten eine Vereinbarung treffen und ihm diese zur Entscheidung vorlegen. Pietzk, der Ersatz für sein Gewehr forderte, wurde mit einem Taler abgefunden und entfernte sich vergnügt. Der frühere Bürgermeister Liehr reiste schon am Morgen des 20. September mit besonderer Fuhr, nicht erst am Abend mit der Post, wie er beabsichtigt hatte, wieder ab. Beim Abfahren rief er dem Maurergesellen Wolf und dem Schneider Gallasch zu: „Ihr habt Eure Sache gut gemacht!“

Soweit die tatsächlichen Vorgänge. Wir müssen uns nun, ehe wir den weiteren Verlauf der Dinge schildern, zunächst mit der Vorgeschichte des Aufruhrs, seinen Gründen und Anlässen, sowie den Beteiligten und den Begleitumständen beschäftigen.

## II. Vorgeschichte, Gründe und Anlässe

Die Ereignisse des 18. März hatten die Bevölkerung Lübbenaus selbstverständlich lebhaft erregt, aber doch keine außerordentlichen Begebenheiten in dem Städtchen hervorgerufen. Mit dazu trug jedenfalls bei, daß der Magistrat bereits am 20. März alle nächtlichen Zusammenrottungen und Aufläufe bei ernstlicher Ahndung untersagte und eine Sicherheitswache zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, zum Schutze der Person und des Eigentums errichtete. Der allgemeinen Weisung zufolge beschloß dann die Stadtoberkeit mit dem dazu verordneten Ausschuß am 10. Mai, eine Bürgerwehr zu bilden. Der freiwillige, aber zugleich gemäßigte Geist, von dem man beseelt war, kommt in der Bekanntmachung zum Ausdruck, mit der man das Unternehmen einleitete. Es hieß

darin u. a.: „Wir stehen am Morgen einer neuen, einer schönen Zeit. Diese laßt uns pflegen und schützen, so viel an uns ist. Durch diese Ereignisse sind aber auch alle gesellschaftlichen Bande so gelockert, alle gesellschaftlichen Verhältnisse so erschüttert, die Gemüther so aufgeregt, daß es für uns alle, für alle Einwohner unserer Stadt eine wohlzubeherzigende Pflicht geworden ist, diese schöne Zukunft ruhig zu erwarten und das abzuwenden, was ihr Nachtheil bringen könnte.“ Zum Kommandeur der Bürgerwehr, die Mitte Juni aus etwa 400 Mann bestand, wählte man einstimmig den Dr. Malin. Wie auch anderwärts meist ließ im Laufe der Zeit auch in Lübbenau der Eifer der Leute, denen die Dienstleistung lästig und unbequem war, zu wünschen übrig. Mit dem Standesherrn als Herrschaftsbesitzer und Teilhaber der Einwohnerschaft bestanden in diesem Jahre einige Differenzen, einmal hinsichtlich gewisser Dienste und Abgaben, zum andern in der Frage des Schutzgeldes.

1. Am 4. April hatten etwa 76 namentlich unterschriebene Lübbenauer eine Eingabe an den Grafen gerichtet, in der sie sich gegen die sog. Dingetagsabgabe als eine mit Nebenabgaben, die lediglich auf der bereits 1819 aufgehobenen Erbuntertänigkeit fußten, vereinigte Grundabgabe wandten, die Weiterentrichtung dieser Abgaben — es handelte sich um sog. Teilungsgelder bei Bürgergütern, Dienstgelder, Hutungsackerzinsen, Schloßwache-, Küchenholz-, Pfeffer- und Pflastergeld, Branntweinbrenn- und Topfgeld — verweigerten und ihn aufforderten, ihnen nachzuweisen, inwieweit er zur Erhebung des wahren Erb- und Grundzinses, den sie weiter zu zahlen bereit seien, berechtigt wäre. Ferner betrachteten sie die Hilfsleistung der Erntehandtage als aufgehoben und wollten sie daher weder in Geld noch Natur leisten. Schließlich baten sie darum, ihnen die Urkunde vorzulegen, auf Grund deren dem Grafen das Hartholz in ihrem Bürgerwalde allein gehöre. Sie fügten hinzu, ihre Beweggründe seien nur, „die letzten Spuren der Erbuntertänigkeit als freie Bürger des Staates zu verwischen.“ Am 20. April antwortete der Graf dem Kämmerer Weißwang, die Antragsteller möchten sich selbst in der Justizkanzlei informieren, im übrigen aber für seine Beamten ein besonderes Personenverzeichnis mit entsprechenden Angaben einreichen. Er müsse dann ein rechtliches Gutachten über die Fragen und Ansprüche der Antragsteller einholen, da er ja als fideikommissarischer Besitzer der Herrschaft Lübbenau nach eigenem Ermessen kein Recht aufgeben dürfe, sei nach diesen Vorbereitungen aber bereit, mit ihnen zu verhandeln und u. U. einen Vertrag abzuschließen, warnte sie jedoch, von Mißbräuchen zu reden und Verweigerungen auszusprechen, und deutete an, daß er sich gegebenenfalls der Rechtsmittel gegen einzelne bedienen müßte. Ziemlich erregt schrieb darauf der Kämmerer am 28. April an den Grafen, indem er ihm vorwarf, daß er der Angelegenheit, die auf sehr kurze Weise abzumachen wäre, eine Menge Weitläufigkeiten und Schwierigkeiten in den Weg legte. Er bezweifelte, ob die Sache zum Fideikommissarischen der „Grafschaft“ gerechnet werden könne, und meint, daß einem Grafen zu Lynar, selbst wenn es der Fall sei, das Recht zustehen müsse, das wieder aufzulösen, was einzuführen ein früherer Graf zu Lynar glaubte das Recht zu haben. Dabei verweist er darauf, daß der preußische König jetzt die Krone ganz anders hinterlasse als vor einem Jahre. „Wo bleiben also die angeborenen Rechte? Diese gehen in dem Zeitgeist in der fühlenden Mündigkeit des Volkes verloren.“ Nachdem er dann auseinandergesetzt hat, wie berechtigt der durch ein unregelmäßiges Steuersystem bedrückte Mittelstand sei, mit den bisherigen Verhältnissen unzufrieden zu sein, wendet er sich wieder dem Bürger in Lübbenau zu, der durch die nachbarlichen Empörungen und die hierdurch hervorgerufenen Umwälzungen des Gewesenen aufgeregt sei, und sagt: „Wird ihm aber nun diese Abhilfe (seiner Beschwerden) geradezu verweigert oder werden seinen Anträgen Bedenkllichkeiten, Schwierigkeiten oder gar das Fideikommissarische entgegengesetzt oder auch in der Form mit dem Gericht gedroht, so kann wohl niemand mit Gewißheit vorhersagen, welche traurigen Folgen daraus entstehen könnten!“ Das gewünschte Verzeichnis werde er einreichen, und es werde dann an dem Grafen liegen, die

Sache friedlich und schnell zu erledigen. Am 27. Mai schickte Weißwang die Erklärungen der Einwohner mit dem Hinzufügen, daß die Aufzeichnung der Ansprüche infolge Fehlens der alten Quittungsbücher nur teilweise habe erfolgen können. Etwas merkwürdig berührt es, daß er nun, nachdem er im früheren Schreiben auf eine mögliche bedrohliche Haltung der Bürger hingewiesen, jetzt sich zu der Erklärung gemüßigt sieht, „daß das Gerücht, als herrsche unter den Bürgern Lübbenau eine bössartige Stimmung gegen Euer Hochwohlgeboren, gänzlich unwahr ist.“ Bezeichnend für die Anschauungsweise und damit für den Charakter des Grafen ist seine ruhige und ganz sachliche Antwort vom 30. Mai. Er erkennt die Bemühungen des Kämmerers um Vermittlung an, bittet aber, von verletzenden Ausdrücken abzusehen, da das wahre Sach- und Rechtsverhältnis dadurch nicht geklärt werde, äußert sich dahin, daß er von einem Gerücht, daß unter den Lübbenauer Bürgern eine bössartige Stimmung gegen ihn bestünde, nichts wisse und auch nicht daran glauben könne, „weil ich mir bewußt bin, seit 30 Jahren in allen geschäftlichen Verhältnissen gewissenhaft und treu gegen meine Verpflichtungen gehandelt zu haben, einzelnen Bürgern . . . gefällig gewesen zu sein und ihnen Verdienst in ihren Erwerbsquellen verschafft zu haben“, und betont, daß er sich stets bemüht habe, eine eigene Anschauung von den Dingen zu gewinnen, und sich durch Einflüsse und Gerüchte nicht bestimmen lasse. Die politisch-staatlichen und die hiesigen privatrechtlichen Verhältnisse in Parallele miteinander zu setzen, ginge nicht an, weil jene sich häufig, wie auch jetzt in Preußen, über jedes Gesetz stellten, die Verhältnisse der Bürger von Lübbenau und seine aber stets unter dem Gesetz gewesen seien und auch bleiben würden. Die Sache selbst betreffend, habe er nun, nachdem die Erläuterungen eingegangen, seine Beamten beauftragt, aus den Gerichtsgrundakten die Art und Begründung der Leistungen der Beteiligten festzustellen, mache aber darauf aufmerksam, daß die Justizkanzlei 1835 bei der Eintragung dieser Verpflichtungen in das Hypothekenbuch nach den gesetzlichen Vorschriften verfahren sei und daß an sich mit baldigen Veränderungen in der Personal- und Grundsteuerverfassung zu rechnen sei. Was die im Bürgerwalde stehenden Eichen anbelange, so seien diese nach dem am 17. Dezember 1772 landesherrlich bestätigten Rezeß ausschließlich Eigentum der Herrschaft. — Weitere Schritte wurden nun von seiten der Bürger nicht unternommen. Die Nachforschungen in der Kanzlei erforderten viel Zeit; es ließ sich jedoch aus den vorhandenen Materialien weder Ursprung noch Natur vieler Grundabgaben und Dienste erkennen! Und da außerdem aus den Verhandlungen der konstituierenden Nationalversammlung bekannt wurde, daß in kurzem mit dem Erscheinen neuer Gesetze über die Leistungen an die Gutsherren zu rechnen sei, so verfügte der Graf am 1. Juli, daß man zunächst die weitere Entwicklung abwarten wolle, daß im übrigen aber nach wie vor der Rentverwalter die Grundabgaben einzufordern und der Amtsinspektor die Leute aus Stadt und Vorstädten zu bestellen habe. Doch sollten, wie eine weitere Verfügung vom 29. August besagt, bei Grundabgabenrückständen diejenigen, die guten Willens, aber nicht zahlungsfähig seien, mit Milde und Nachsicht behandelt werden.

2. Fast gleichzeitig, aber in ihren Anlässen viel weiter zurückreichend, lief eine andere Sache, und zwar nicht eine Petition, sondern ein Prozeß. Es handelte sich um das Schutzgeld, das seit geraumer Zeit vom Inhaber der Patrimonialgerichtsbarkeit von allen mit Grundeigentum nicht angesessenen Einwohnern in der Stadt Lübbenau und in den zur Herrschaft gehörenden Dörfern, d. h. von den sog. Einmietern oder Einliegern vom Rentamt und später von der Justizkanzlei erhoben und mit dazu verwendet wurde, die Kosten und Lasten des Gerichts zu bestreiten. Die Polizeijurisdiktion stand ja dem Dominium auch nach Einführung der revidierten Städteordnung zu. Anfang 1846 hatte die Regierung dem Grafen die beantragte Bescheinigung über die Anmeldung der gesetzlichen Entscheidung erteilt für den Fall, daß die Berechtigung, das jährliche Schutzgeld zu verlangen,

auf Grund der Allgemeinen Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 für aufgehoben erachtet werden sollte. Da dieses nicht erfolgte, durfte sich der Graf für berechtigt halten, die Abgabe von den Pflichtigen im bisherigen Umfange so lange weiter einzuziehen, bis etwa diese im Wege Rechts von der Verpflichtung befreit würden. Demgemäß wurde auf eine Eingabe der Mietseinerwohner von Lübbenau vom 5. September 1846, die von Daschau, Krahle junior und dem uns bereits bekannten Zappe unterschrieben war und in der erklärt wurde, daß man das Schutzgeld nicht mehr zahlen würde, nicht eingegangen. Da stellte das Oberlandesgericht am 23. November 1847 dem Grafen in Abschrift eine Klage wegen Nichtbefugnis zur Erhebung von Schutzgeld zu, welche Daschau und Genossen, insgesamt 54 Mietsbürger, unter ihnen auch der Buchbinder und Pantoffelmacher Zappe sowie der Tagearbeiter Lorenz, die später auf der Anklageliste standen, wider den Grafen eingereicht hatten; und lud ihn zu einem Termin am 15. Januar 1848 vor. In der Klageschrift erklärten sich die Kläger für nicht verpflichtet, das Schutzgeld zu entrichten; sie wollten abwarten, wie der Verklagte sein behauptetes Recht gegen sie erweisen werde. „Wir richten“, heißt es am Schluß, „da derselbe in Güte von diesem Ansinnen nicht abstehe will, unseren Antrag dahin, den Verklagten evtl. in contumaciam für nicht befugt zu erachten, von uns, ob Bürger oder Einwohner, dieses angebliche Schutzgeld erheben zu dürfen, und ihn dahin zu verurteilen, sich der Einziehung desselben für die Zukunft bei Vermeidung fiskalischer Ahndung zu enthalten, auch die erhobenen Schutzgelder zurückzuerstatten und ihm die Kosten des Prozesses zur Last zu legen.“ Der Graf beauftragte den Justizrat Ulrici in Frankfurt, den Prozeß für ihn zu führen, indem er ihn dahin informierte, zu beantragen, die Kläger mit der Klage abzuweisen, sie zu verurteilen, das Schutzgeld weiter zu entrichten und den Klägern sämtliche Kosten aufzuerlegen. Nach einiger Zeit äußerte sich Mißstimmung unter den an der Klage Beteiligten; der Prozeß, zu dessen Führung sie anteilmäßig Vorschüsse leisten mußten, dauerte ihnen zu lange; sie murrten über diese Beiträge, die sie sich öfter von den notwendigsten Lebensbedürfnissen abdarben mußten, und ließen ihre Ungeduld und ihren Mißmut darüber immer stärker diejenigen spüren, die sie doch mit der ganzen Sache beauftragt hatten. Schließlich wußten sich diese nicht anders zu helfen, als daß sie sich am 17. März 1848, einen Tag also vor den verhängnisvollen Geschehnissen in Berlin, an den Grafen mit dem Ersuchen wandten, die Entrichtung des im Rest gebliebenen wie des ferner zu entrichtenden Schutzgeldes der Mietsbürgerschaft gütigst zu erlassen und damit dem schwebenden Prozeß ein Ende zu machen. Schon am 19. März — sicherlich blieben die revolutionären Vorgänge in der Hauptstadt auf seine Entschließungen an diesem und dem nächsten Tage nicht ohne Einfluß — antwortete der Graf, daß er als Fideikommißbesitzer der Herrschaft Lübbenau nicht die gesetzliche Befugnis habe, irgend eins der mit diesem Besitz verbundenen Rechte eigenmächtig aufzugeben, daß er daher auch die Schutzgelder nicht für alle Zeiten erlassen dürfe, und stellte den Bittstellern anheim, ihr Gesuch wegen Aufhebung dieser Gelder durch einen Abgeordneten bei dem Vereinigten Landtag einbringen zu lassen. Was er zugunsten der teilweise durch häusliche Verhältnisse bedrängten Antragsteller tun könne und gern gewähre, sei, daß er die Justizkanzlei, die bisher bereits mit größter Milde die Schutzgelder eingezogen habe, veranlasse, bis auf weiteres solche von ihnen gar nicht zu erheben. Im übrigen müßten sich die Antragsteller selbst darüber schlüssig werden, ob sie unter den vorgebrachten Umständen dem angestrengten Prozeß seinen Lauf lassen oder die Klage zurücknehmen wollten. Zum Schluß erklärte sich der Graf bereit, wenn die Antragsteller die Klage nicht zurückzögen, doch die Prozeßkosten tragen zu wollen, das Dominium möge ihn gewinnen oder verlieren. Als Daschau und Genossen am folgenden Tage den Grafen, indem sie ihm dankten, um eine bestimmtere Erklärung baten, ob sie seine Äußerung bezüglich der bedrängten Antragsteller auf die Gewährung ihrer Bitte, die Schutzgeldzahlung bis zum Jahre „des finalisirten Prozesses“

ohne Nachzahlung zu erlassen, beziehen dürften, erklärte der Graf noch am gleichen 20. März ausdrücklich: „Meine Meinung war und ist dauernd die, daß ich weder Nachzahlungen von restierenden Schutzgeldern noch überhaupt Schutzgelder von den Einmietern zu Lübbenau fernerhin erheben lassen will, der angefangene Prozeß mag fortgestellt werden oder nicht, und daß ich hierdurch die Schutzgelder nicht nur bis zum Ausgange des Prozesses, sondern für meine ganze Lebenszeit den gesamten Einmietern von Lübbenau erlasse.“ Überschwenglich dankten am nächsten Tage die Mietseinsohner der Stadt für die Gewährung „selbst unserer unerwartetsten Wünsche“. Der Prozeß aber um die Frage, ob das Dominium grundsätzlich berechtigt sei, Schutzgelder zu erheben, lief weiter. Daß er zu seinen Gunsten ausgehen würde, darüber mochte sich der juristisch gut geschulte und von seinem Recht überzeugte Graf von vornherein wohl keinen Zweifeln hingeben. Seine Fortsetzung erschien aber auch zwecklos, seitdem durch die königliche Proklamation vom 22. März ausgesprochen worden war, daß die Patrimonialgerichtsbarkeit aufgehoben werden solle und damit zu rechnen war, daß die betreffende Gesetzesvorlage in der einen oder anderen Form durchgehen werde. Nun war zudem kürzlich auch durch die Zeitungen der das Schutzgeld betreffende amtliche Erlaß veröffentlicht worden. Der Graf hielt es daher für angebracht, die Kläger in einem Schreiben vom 10. Juni unter Darlegung obiger Umstände zu veranlassen, die Sache in nähere Erwägung zu ziehen und die Klage gegen das Dominium Lübbenau zurückzunehmen. Daschau und Genossen jedoch wollten sich darauf im Hinblick auf die schwankende Gesetzgebung der Zeit nicht einlassen. Auf ihre Erklärung aber, daß sie mit seiner Übereinstimmung den Prozeß so lange sistieren wollten, bis die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit erfolgt sei, erwiderte ihnen der Graf, er müsse es denen, die am 28. Oktober vergangenen Jahres gegen ihn Klage erhoben, überlassen, ihre Anträge wegen Zurücknahme der Klage oder Sistierung des Prozesses bei dem Oberlandesgericht einzubringen, und werde dessen Verfügungen Folge leisten. Am 4. Juli erkannte das Gerichtskollegium in Frankfurt, wie nicht anders zu erwarten war, daß die Kläger mit ihrer Klage abzuweisen seien, der Graf aber berechtigt sei, die Schutzgelder ferner zu erheben. So mochte bei den Einmietern die Meinung entstehen, daß diese Gelder tatsächlich wieder gefordert werden würden, und diese Befürchtung wurde ja von der Deputation, die am 19. September im Schlosse war, als ein Grund der Aufregung angegeben. Der Graf äußerte sich später selbst einmal dahin, „daß auch die Schutzgeldsache ein Mittel gewesen ist, zu den Excessen vom 19. September anzureizen“.

3. Die beiden anderen Punkte, die die Deputation als Beschwerden vorbrachte, betrafen den Mangel an Raff- und Leseholz und die Maßnahmen des Gerichts sowie das Verhalten der Beamten. In § 23 des Entwurfs zum Stadtstatut vom 31. Januar 1833 heißt es ausdrücklich, daß im Bürgerwalde die übrigen Nutzungsarten — ohne die Jagdgerechtigkeit und das Recht an Eschen und Eichen — an Holz, Gras, Streu und Rohr u. dgl. ausschließlich den Besitzern der Bürgergüter gebühren, und zwar nicht für ihre Person, sondern als Eigentum der Güter, und daß Mietsbürger und Schutzverwandte von der Benutzung des Waldes ausgeschlossen seien. Das gleiche galt für die Benutzung des Leseholzes. Schon hiernach war es für die Nichtbürger schwierig, sich kostenlos Brennholz zu verschaffen, und diese Schwierigkeit steigerte sich, je größer die Zahl der Einmieter wurde. Leute, die in den Wald gingen, um sich etwas Raff- und Leseholz zu holen, wurden vom Magistrat gepfändet, und ähnlich erging es ihnen, wenn sie sich in herrschaftlichen Waldungen ertappen ließen. Darüber hinaus aber waren — wer wollte entscheiden, in welchen Fällen aus wirklicher Not — von jeher Holzdiebsthähe an der Tagesordnung, hatten sich wohl auch, wie die zahlreichen Gegenstände in der Pfandkammer andeuten, in letzter Zeit noch gesteigert. Da das gräfliche Forstpersonal natürlich gehalten war, gegen solche Übeltäter vorzugehen, die Gerichtskanzlei aber, in schweren Fällen

darüber zu befinden, ist in diesem pflichtmäßigen Verhalten der Beamten gewiß zu einem guten Teil der Grund zu suchen, warum die Bevölkerung gegen sie aufgebracht war. Böses Blut machte es natürlich auch, wenn gegen die ebenfalls häufigen Wilddiebereien eingeschritten wurde. Wir sahen ja, daß eine solche Maßnahme geradezu der äußere Anlaß zu dem ganzen Aufruhr war. Es kann nicht verwundern, daß die Justizkanzlei, worauf schon der Kämmerer Weißwang am 28. April anspielt, in besonderer Mißgunst stand. An alledem änderte auch nichts, daß der Graf die Beamten ausdrücklich angewiesen hatte, bei ihren Dienstobliegenheiten mit möglichster Nachsicht zu verfahren. Da er auf seine Bitte bei den Ministerien der Justiz und des Innern, ihm die Gerichtsbarkeit abzunehmen und auf den Staat zu übertragen, auf eine zu erwartende neue Gesetzgebung verwiesen wurde, mußte notwendigerweise die bisherige Justiz- und Polizeiverwaltung fortgeführt werden.

4. Wir haben bisher von den Ursachen einer stärkeren Mißstimmung eines Teils der Einwohner gegen die Herrschaft gehört und damit von den Gründen und dem äußeren Anlaß des Aufruhrs. Wir müssen aber auch noch den weniger erkennbaren Hintergründen nachspüren und auf die größeren revolutionären Vorgänge in jenen Tagen einen Blick werfen. Das erste Moment spielte in den späteren Voruntersuchungen eine gewisse Rolle. Wieweit dann im Prozeß selbst noch auf diese Umstände eingegangen wurde, läßt sich leider, weil die Akten darüber anscheinend nicht mehr vorhanden sind, nicht feststellen. Doch heißt es in der gedruckten Anklageschrift des Oberstaatsanwalts vom 28. Januar 1851, „daß der geistige Anstoß zu dem gewaltsamen Unternehmen von anderen Personen ausgegangen ist, als denen, welche es zur Ausführung gebracht haben. In der Tat bezeichnet das allgemeine Gerücht den . . . früheren Bürgermeister von Lübbenau, Liehr, als denjenigen, welcher den Tumult angezettelt haben soll, und die Kaufleute Dolz sen. und jun. sowie den Kaufmann Schuster als Teilnehmer.“

Karl August Liehr, 1810 in Soldin geboren, war 1835 bis 1837 bei der Generalkommission als Protokollführer beschäftigt gewesen, hatte in gleicher Stellung bzw. als Kommissionsaktuar von 1840 an in Lübben bei dem Kammergerichtsassessor Krüger in Regulierungs- und Separationsangelegenheiten gearbeitet und sich den Ruf eines sehr gewandten, geschäfts- und gesetzeskundigen Mannes erworben. Am 15. August 1842 war er zum Bürgermeister in Lübbenau gewählt worden. Im Dezember 1843 wurde das Inquisitoriat in Lübben von der Frankfurter Regierung ersucht, eine Untersuchung gegen ihn einzuleiten, da er im Verdacht stand, sich von dem Schankwirt Jenisch und seiner Frau in Lübbenau durch Betrug ein Darlehn verschafft und dabei sein Amt zur Verdeckung seiner Absichten mißbraucht zu haben. Das erste Erkenntnis vom 28. Februar 1844 verurteilte ihn zu einer Geldstrafe von 50 Talern, im zweiten, vom 25. Juni d. J., wurde er jedoch von dem Verdacht, einen Betrug verübt zu haben, vorläufig freigesprochen. Im nächsten Jahre kam es zu einer schweren Differenz zwischen dem Standesherrn und dem Magistrat, der die Abfassung einer neuen Waldordnung für die Bewirtschaftung des Bürgerwaldes für notwendig hielt. Liehr lehnte, nachdem mancherlei Erregungen, z. T. persönlicher Art, vorausgegangen, im Namen der Stadtverwaltung in einem Schreiben vom 8. Oktober an die Stadtverordneten die von diesen mit dem Grafen gewünschte Besprechung scharf ab, „da wir die Überzeugung haben, daß dergleichen Konferenzen zu keinem Resultat führen, und wir einen Mann meiden, der der hiesigen Kommunalverwaltung nicht nur nicht förderlich ist, sondern sich derselben jederzeit hindernd in den Weg stellt.“ Spannung und Erbitterung nahmen auf beiden Seiten zu, und der Graf untersagte in scharfer Form am 4. Dezember seinen Beamten jeden persönlichen Geschäfts- und jeden Handelsverkehr mit dem Bürgermeister Liehr und den Ratmännern Kaufmann Schuster, Sattlermeister Boblan und Eigentümer Holnagk. Die Regierung, die zufällig



von diesen Reibereien erlurt, äußerte sich dem Landrat gegenüber dahin, daß ohne die vorhandene Mißstimmung die Waldangelegenheit wohl weniger schroff behandelt worden wäre, und ließ dies durch die Kreisbehörde den Grafen wissen. Erbittert beklagte sich dieser am 27. Januar 1846 bei dem Oberregierungsrat Naumann in Frankfurt und entsprechend bei dem Landrat über diese Äußerung, die eine Art Verweis darstelle, und bemerkte u. a. auch, daß durch Weiterverbreiten derart rücksichtslos behandelte Sachen das Ansehen von Personen in den Schmutz herabgezogen werde, „denen der Staat doch einige Rücksicht schuldig ist“. Schließlich äußerte er sich über das Magistratsoberhaupt: „ein Hauptredner an öffentlichen Orten und stets und überall bereit, die Gemüter aufzuregen und der hiesigen Gutsherrschaft Nachteil zu bringen, ist Bürgermeister Liehr in Lübbenau, ein Mann von den allerschlimmsten Gesinnungen, der einen verwerflichen Lebenswandel führt, dessen Wahrheitswidrigkeit bereits zum Sprüchwort ward, der in einer Kriminaluntersuchung von dem Verdacht eines Betruges verbunden mit einem Mißbrauch seiner amtlichen Stellung nur vorläufig freigesprochen ist. Mit diesem Subjekt setzt aber die mehrbesprochene Stelle in der Verfügung der Regierung vom 27. v. M. mich auf eine Stufe.“ Liehr geriet aber auch in verschiedene Differenzen mit der Stadt selbst, so daß schließlich seine Stellung unhaltbar wurde. Veranlaßt durch Regierungsrat von Beguelin, der zur Schlichtung dieser Streitigkeiten am 15. Mai erschienen war, reichte er der Stadtverordnetenversammlung seine Entlassung ein, mit der sich auch der Magistrat einverstanden erklärte. Wir wissen nicht, was dieser Mann in den nächsten Jahren tat; wahrscheinlich wandte er sich nach Berlin. Eine Erbitterung gegen den Grafen, den er wohl als mitschuldig an seiner Entlassung bezeichnen mochte, blieb in ihm, so darf man annehmen, lebendig. Ob er am 19. September nach Lübbenau kam, um nur eine geschäftliche Sache abzumachen, und dann die Umstände für günstig hielt, um zu einem gewaltsamen Unternehmen zu reizen und sich selbst zu rächen, oder ob er tatsächlich als politischer Agitator nur unter dem Schein einer Geschäftsreise mit bewußter Absicht erschien, etwas in die Wege zu leiten, läßt sich nicht beantworten. Der Zeitpunkt jedenfalls wäre für eine derartige Absicht recht günstig und verständlich gewählt gewesen. Es waren die Tage höchster politischer Spannung in der Hauptstadt, die zu einem abermaligen gewaltsamen Ausbruch zu führen schien. Nachdem am 7. September die Nationalversammlung den bekannten Steinschen Antrag angenommen und daraufhin am 9. das Ministerium Auerswald seine Entlassung eingereicht hatte, wuchsen die Hoffnungen und Erwartungen der Demokraten. Auf der anderen Seite aber hatte der König bereits die Gegenbewegung eingeleitet; er zog die durch den Waffenstillstand von Malmö freigewordenen Truppen in der Nähe von Berlin zusammen und ernannte am 15. September Wrangel zum Oberbefehlshaber über die bewaffnete Macht in den Marken. Dessen Tagesbefehl vom 17. ließ an Deutlichkeit über die ihm gestellte Aufgabe nichts zu wünschen übrig. Und die Erregung in den demokratischen Kreisen nahm zu, als bekannt wurde, daß er am 21. in Berlin eine Parade abhalten wolle. Eine Art Machtprobe schien bevorzustehen. Dies ist die Lage und der Zeitpunkt, in die die Reise Liehrs und der Aufruhr in Lübbenau fallen.

5. Daß der ehemalige Bürgermeister an diesem in irgendeiner Form beteiligt war, ist wohl nicht zu bezweifeln. Aber das Gericht hat später die Ergebnisse der Untersuchung nicht für ausreichend gefunden, um eine bestimmte Anklage gegen ihn zu erheben. Das gleiche galt für die drei Lübbenauer Kaufleute, über die wir fast ganz im Dunkel bleiben. Konnten daher die geistigen Urheber des Aufruhrs nicht vor Gericht gestellt werden, so sind, wie es in der Anklageschrift heißt, „die körperlichen Urheber, die eigentlichen Rädelsführer des Tumults, vollständig ausgemittelt“. Sie allein hatten die ganze Schwere der Folgen des revolutionären Unternehmens zu tragen. Wer waren diese Leute? Es handelt sich zumeist um Angehörige der niederen Schichten, d. h. diejenigen, die sich besonders bedrückt fühlten. Ihnen werden auch die vielen übrigen Beteiligten, die nicht be-



**Lübbenau Schloß**

(nach kolor. Lithogr. mit Widmung: den 15. Januar 1836)

langt wurden, angehört haben. Angeklagt waren insgesamt 25, als erste drei der Obsthändler Jarigk, der Buchbinder und Pantoffelmacher Zappe und der Schuhmacher Graßmuck. Zu dieser Gruppe Selbständiger gehörten dann noch zwei Schuhmacher, insgesamt Männer im Alter von 32 bis 37 Jahren. Eine weitere Gruppe bildeten 6 Gesellen, darunter drei Zimmerer und zwei Maurer, und drei Lehrlinge, erstere bis auf einen, der schon 38 Jahre zählte, im Alter von 19 bis 28 Jahren, letztere von 19 bis 25 Jahren. Zu diesen allen kamen sechs Tagearbeiter und fünf Dienstknechte im Alter von 24 bis 34 Jahren bis auf einen ebenfalls 38jährigen. Die Angeklagten stammten alle bis auf zwei Tagearbeiter, die im damals noch nicht eingemeindeten Stothof wohnten, und zwei weitere Personen, die in Lehde zu Hause waren, aus Lübbenau. Etwa die Hälfte war irgendwie vorbestraft, einige von ihnen mehrfach und wegen schwererer Vergehen, doch hatten von den drei, die als die eigentlichen Rädelsführer bezeichnet werden, Jarigk und Zappe noch nichts verbrochen.

6. Fragen wir schließlich noch nach dem Verhalten der Bürger, der Bürgerwehr und des Magistrats an jenem Tage. Es war so, wie wir es fast überall damals sehen. Verschiedene Bürger mögen wohl mit denen, die zur Tat schritten, sympathisiert haben und auch z. T. neugierig ein Stück mitgelaufen sein; aber schließlich überwog bei den meisten doch Ordnungsliebe und alte Gewohnheit. Die Gegner eines Aufruhrs hielten sich, ängstlich besorgt um die eigenen Fensterscheiben, fern. Unschlüssig verhielt sich die Bürgerwehr, die sich zudem für den Schloßbezirk nicht zuständig fühlte und erst am folgenden Tag in volle Tätigkeit trat. Auch die Stadtbehörde, die bereits um die Mittagszeit vom herrschaftlichen Gerichts- und Polizeiamt, wie erwähnt, auf die bedrohlichen Umstände aufmerksam gemacht und um Abwehr ungesetzlicher Schritte ersucht worden war, griff nicht ein. Die verschiedensten Empfindungen werden bei diesem Verhalten mitgesprochen haben, nicht nur lähmende Furcht und Mangel an Entschlußkraft einem Außergewöhnlichen gegenüber, sondern vielleicht auch, unausgesprochen, das Gefühl einer gewissen Genugtuung.

### III. Folgen des Aufruhrs und gerichtliches Nachspiel

Die Kunde von den Vorfällen in Lübbenau wird sich wie ein Lauffeuer in der näheren und weiteren Umgebung und in der ganzen Landschaft verbreitet haben und Anlaß zu wilden Gerüchten geworden sein. In Berlin brachte die Vossische Zeitung am 24. die Nachricht mit dem Bemerken, daß der ganze untere Teil des Schlosses samt den Wirtschaftsgebäuden zerstört worden sei, und die Haude und Spenerische Zeitung vom 28. erzählte den Lesern sogar von der Zerstörung und Verwüstung des ganzen Schlosses. Der Graf, der in dem schwer beschädigten Hause nicht wohnen konnte und mit weiteren



Angriffen gegen die Rittergutsbesitzer in der Niederlausitz rechnete, fuhr am 20. September nachmittag um 2 Uhr mit seiner Familie und seinen Gästen auf Kähnen nach Lübben, wo er im Ständehaus Quartier nahm, während die Kinder weiter nach Friedersdorf, Kr. Lebus, zu den mütterlichen Verwandten geschickt wurden. Noch am gleichen Tage bat er den General Wrangel durch Stafette um schleunige Entsendung eines Militärkommandos nach Lübbenau zu seinem Schutze und zur Verhütung ähnlicher Vorfälle. Am 22. schrieb er an den Verweser des Landratsamts in Calau, mit dem er kurz vor seiner Abreise noch gesprochen und der bereits vom Oberpräsidenten entsprechende Anweisungen erhalten hatte, im Hinblick auf diese, „daß ich für die mir widerfahrene Unbill keinerlei Verhaftung und Bestrafung begehre, da ich das Amt des Richters und Vergeltens nur in der Hand des Lenkers aller menschlichen Dinge bleibend wissen will, daß ich aber auch keine Befugnis habe, in die Pflichterfüllung der berufenen Landesbehörden hemmend einzugreifen.“ Am 24. gab er der Regierung einen eingehenden Bericht über den 19. September, in dem er die sofortige Entsendung von Militär und die eines Regierungsmitgliedes zur Beschwichtigung der Unruhen und zur Herstellung der gesetzlichen Ordnung und Sicherheit im Calauer Kreise für angebracht hält. Am 25. dankte er unter Beifügung einer Abschrift des Berichts dem Oberpräsidenten für sein Eingreifen. Über das, was in den nächsten Tagen, Wochen und Monaten in Lübbenau geschah, wie über den Gang der Maßnahmen, die ergriffen wurden, blieb er durch fast tägliche Schreiben seitens des Justizrats Frege dauernd auf dem Laufenden.

Sehr zu dem Entschluß zu flüchten, hatte bei dem Grafen außer der Sorge um die Seinen die Befürchtung beigetragen, es könnte zu weiteren Unruhen kommen, zumal es auch auf dem Lande gäbe. Die Stimmung war hier freilich sehr unklar, schwankend und zwiespältig. Bürgerwehren bestanden in der Mehrzahl der Ortschaften nicht. In den auf den Aufruhr folgenden Tagen kamen wiederholt Leute vom Lande in die Stadt, z. T. mit der Absicht, zu demonstrieren, zogen jedoch, als sie die aufgestellten Wachen sahen, mit der Äußerung, daß jetzt nichts zu machen wäre, wieder ab. Hier und da kühlte man in der Gegend sein Mütchen am Eigentum mißliebiger Personen oder drohte ihnen. Dem Fürsten zu Lynar in Drehna soll eine Warnung zugestellt worden sein, daß ihm am 4. Oktober Ähnliches geschehen werde wie in Lübbenau. Auch soll in Vetschau der Versuch gemacht worden sein, das Schloß zu beschädigen. In jenen Tagen hielt ein bekannter Agitator, der jüdische Handelsmann Pulvermacher<sup>6)</sup> zwei Volksversammlungen ab, die eine am 20. September in Crimmnitz, die zweite am 4. Oktober in Zerkwitz, also in unmittelbarer Nähe von Lübbenau. Auf beiden, die wenig besucht waren, soll er aber zur Ruhe gemahnt und die Exzesse vom 19. mit dem Bemerkern gemißbilligt haben, daß dadurch für die Freiheit des Volkes nichts gewonnen werden könnte. Er sprach damit gewiß nur die Meinung der Mehrzahl aus. Freilich traf auch zu, was der Vorstand des demokratischen Bauernvereins im Spreewalde im Wochenblatt sagte: „In dieser unruhigen Zeit die wahre Stimmung herauszufinden, ist unmöglich. Ich glaube, man kann jetzt mit 100 Menschen sprechen und 100 Meinungen hören.“ Sehr überhand nahmen damals die Wildddiebereien und Forstfrevel. In der Stadt war äußerlich schon am 20. Ruhe und Ordnung wiedergekehrt. Die Bürgerwehr hatte, nachdem man nochmals alle Einwohner, ob angesessen oder nicht, zum Eintritt aufgefordert hatte, nun eifrig umfassende Vorsichtsmaßnahmen getroffen; sie sicherte auch den Schloßbezirk, der ihr bald beitrug, und ließ des Nachts Patrouillen streifen. Die Einwohnerschaft aber wurde, ehe es zu wirksamen Maßnahmen von Seiten der höheren Gewalten kam, vielfach weiter von Furcht beherrscht.

Sofort nach Bekanntwerden des Vorfalles hatte sich der Stellvertreter des Landrats, von Patow, nach Lübbenau begeben und sich mit Magistrat und Bürgerwehr ins Einvernehmen gesetzt, um Wiederholungen solcher Ausbrüche vorzubeugen. Bald lief auch das eilige Schreiben

des Oberpräsidiums ein, in dem das Landratsamt angewiesen wurde, die Rädelsführer schleunigst mit Hilfe der Bürgerwehr oder, falls diese versagte, mit militärischer Unterstützung zu verhaften. Wrangel hatte dem Grafen geantwortet, daß er nur mit Zustimmung der Regierung in Frankfurt auf seinen Antrag eingehen könnte. Diese, vom Grafen und vom Landrat unterrichtet, entsandte am 28. den Assessor Neumann über Lübben, wo er sich informierte, nach Lübbenau, um die Lage zu untersuchen und in Verbindung mit Patow entsprechende Anordnungen zu treffen. Er vernahm, daß die Bürgerwehr bei der Festnahme der Tumultanten nicht mitwirken wolle, hielt es in Übereinstimmung mit dem Kommandanten der Bürgerwehr, Landratsamt, Magistrat und Polizeibehörde des Schloßbezirks für wünschenswert und zweckmäßig, zumal die Niederlausitz überhaupt von Truppen entblößt sei, eine größere Militärmacht in Lübben aufzustellen und davon ein Kommando den Winter über in Lübbenau zu stationieren, und sprach sich im Hinblick auf die Schwierigkeit, in Calau eine größere Zahl von Verhafteten unterzubringen, dahin aus, die ganze Untersuchungsangelegenheit nach Lübben zu verweisen.

Am 22. September hatte die Gerichtskommission von Calau die angerichteten Schäden aufgenommen<sup>7)</sup>. Aber die Einsetzung einer Untersuchungskommission ließ trotz wiederholter Vorstellungen des Justizrats Frege beim Kriminalsenat in Frankfurt auf sich warten. Am 10. Oktober erst traf der mit der Leitung der Untersuchung beauftragte Oberlandesgerichtsassessor Kaehler ein; an diesem Tage war die Calauer Kommission in Lübbenau, um die Tatbestandsaufnahme zu vervollständigen, wobei zahlreiche Personen vernommen wurden. Verhaftungen nahm man noch nicht vor.

Inzwischen hatte der Oberpräsident im Einverständnis mit der Regierung bei General Wrangel die Entsendung eines starken militärischen Kommandos nach Lübben und Lübbenau beantragt, um einer Wiederholung von Unruhen vorzubeugen. Am 15. Oktober rückte das Gardeschützenbataillon unter Major von Falkenstein in Lübben ein; eine Kompanie marschierte am nächsten Vormittag nach Lübbenau, wo auf dem Markt eine Hauptwache mit Posten und Patrouillen eingerichtet wurde. Dem Magistrat, der nicht wünschte, daß das Militär als Exekutionskommando betrachtet würde, wurde ausdrücklich mitgeteilt, daß es als Garnison zu gelten habe. Außerdem beließ man, so weit es militärisch vereinbar war, die Bürgerwehr in den Funktionen, die sie während der letzten Wochen bereitwillig versehen hatte.

Am 27. Oktober schritt man in Lübbenau in Anwesenheit des Regierungsassessors Neumann zu den ersten Verhaftungen; zwei der Tumultanten wurden nach Lübben ins Inquisitoriatgefängnis gebracht. Die Erregung in beiden Städten und in der Landschaft war groß, und es liefen wieder wilde Gerüchte um. So hieß es am Abend in Lübben, man wolle von Lübbenau aus mit Hilfe der Bürgerwehren von Vetschau und Calau und der Bauern die Gardeschützen angreifen und die Gefangenen befreien. Tatsächlich spielten sich die Ereignisse in und um Lübbenau folgendermaßen ab. Am Vormittag stellten sich in der Stadt aus den nahegelegenen Ortschaften gegen 200 Landleute ein, meistens junge Leute und Knechte, mit Stöcken versehen, aber nicht in der Absicht, den Lübbenauern beizustehen, sondern vielmehr gegen sie, d. h. die radikalen, aufzutreten. Um ½1 Uhr rückte dann, etwa 120 Mann stark, herbeigerufen vom Kaufmann Dolz, der nach Dr. Malins Erkrankung das Kommando über die Bürgerwehr übernommen hatte, die Vetschauer Bürgerwehr zur Unterstützung an, während die ebenfalls benachrichtigte Calauer Bürgerwehr zu kommen abgelehnt hatte. Gegen 5 Uhr marschierten die Vetschauer, ohne daß etwas unternommen worden wäre, wieder ab. Das Militär hatte sich in den Schloßbezirk zurückgezogen und kehrte erst in der Nacht in die Stadt zurück. Nicht recht klar wird, was Dolz eigentlich bezweckte. Jedenfalls war die Lübbenauer Bürgerwehr über sein Verhalten sehr aufgebracht und ver-

langte, daß er das Kommando niederlegte. In Lübben, das der Graf am 28. früh verließ, um sich nach Friedersdorf zu begeben, blieb alles ruhig. Über die Frage, ob und wie man weiter in der Sache vorgehen sollte, herrschten in diesen und den folgenden Tagen bei den beteiligten Stellen sehr entgegengesetzte Ansichten. Die Stadtbehörde begehrte die Sistierung der weiteren Untersuchung. Sehr schwankend und ängstlich zeigte sich Assessor Neumann, der sich übrigens ausdrücklich als demokratisch-konstitutionell bekannte. Er wies auf zwei Wege hin, die möglich seien, entweder die Untersuchung niederzuschlagen und ein Versöhnungsfest zu veranstalten oder die Untersuchung energisch fortzusetzen und weitere Verhaftungen vorzunehmen. Er, so sagte er dem Landsyndikus in Lübben, sei für den zweiten Weg, wisse aber nicht, wie bei der aufgeregten Stimmung jene bewerkstelligt werden sollten. Jedenfalls sei dann die Heranziehung weiterer Truppen notwendig, die aber in Anbetracht der bedenklichen Lage in Berlin nicht zu erlangen wären. Major von Falkenstein schließlich war für strenge Durchführung der Verhaftung und erklärte, daß er sie mit seinem Bataillon auch durchführen könnte, es würde aber wohl Blut fließen. Um dies zu vermeiden, schlug er vor, Artillerie und Kavallerie nach Lübbenau zu schicken. In der Tat rückten am 8. November drei Schwadronen des 3. Husarenregiments in die Stadt und zwölf umliegende Dörfer in Quartier. Sie blieben auch bis zum März 1849 als ambulante Truppe in der Gegend, während die Gardeschützen schon Mitte Januar nach Berlin zurückbeordert wurden. Unter Schutz und Beistand dieses immerhin beträchtlichen militärischen Aufgebots sind dann offenbar die weiteren Verhaftungen vor sich gegangen; auch den Forst- und Wildfreveln konnte man nun wirksamer begegnen.

War noch in den Tagen der ersten Verhaftungen in der Stadt eine dem Grafen mißgünstige Stimmung vorherrschend, warf man ihm doch vor, daß er nicht nur die Untersuchung und das Eingreifen des Militärs veranlaßt habe, sondern die Sache geradezu leite, so änderte sich dies, wie schon das spätere Verhalten der Bürgerwehr andeutet, allmählich. Am 5. November bereits, einen Tag, nachdem der Graf nach Lübben zurückgekehrt war, meinte eine Deputation der dortigen Stadtverordneten, die ihm nahelegte, doch ihre Stadt nicht wieder zu verlassen, daß auch in Lübbenau bald bessere Gesinnungen die Oberhand gewinnen würden. Seit die Furcht vor der radikaleren Gruppe schwand, wagte sich hier lauter und lauter der Wunsch hervor, den Standesherrn, der ja so manchem Bürger Arbeit und Verdienst gegeben, wieder bei sich zu haben. Schwerer wurde es diesem in seinem verletzten Stolz und Rechtsempfinden, den Groll, der ihn beherrschte, zu überwinden. Als aber der Vorstand des Bürgervereins ihn ersuchte, eine Abordnung bei sich zu empfangen, erklärte er sich schließlich dazu bereit, und zwar in Lübbenau. Hier überreichten ihm am 24. Januar 1849 die Vorstandsmitglieder, an ihrer Spitze Emil Freter, eine in der Neujahrsstunde aufgesetzte und mit etwa 50 Unterschriften versehene Glückwunsch- und Ergebnissadresse mit dem Wunsche, daß der Graf recht bald in ihre Mitte zurückkehre. Gleichzeitig empfing er ein ähnliches von 68 Bürgern unterzeichnetes Schreiben, in dem es heißt: „Es ist wohl wahr, daß nicht alle Menschen gleiche Gesinnungen haben und sich mancher auch wider seinen Willen hatte irreleiten und sich als Ruhestörer gebrauchen lassen. So gewiß sind wir aber auch überzeugt, daß, obgleich ein kleiner Teil die gesetzlichen Rechte übertreten hat, dennoch eine große Anzahl redlich gesinnte Herzen vorhanden sind, die alle nur eine Bitte an Ihren Herrn Grafen haben: Vergeben und vergessen Sie, Herr Graf, was wir nicht verschuldet haben!“ Eine dritte Adresse langte am 26. Januar von der Schützengesellschaft an. Der Graf dankte allen schriftlich, dem Bürgerverein mit den Worten: „Meine treue Erwidernung im Beweisen der Freundschaft ist Ihnen sicher, und für Ihr Wohl wie für das unseres Vaterlandes vereinen sich meine Wünsche mit den Ihrigen dahin, daß wiederkehrende Gesetzmäßigkeit, Pflichterfüllung im Beruf und Sicherheit der Personen und des Eigentums es einem jeden möglich machen wolle, unter seinen Mitbürgern zu leben.“ Am 10. März entschlossen sich auch Magistrat

und Stadtverordnete dazu, dem Grafen ihr Bedauern für den Tumult vom 19. September v. J., „an welchem, wir wollen dies mit Genugtuung sagen, kein Bürger Lübbenaus teilgenommen hat [?], auszusprechen, indem sie in seiner Rückkehr den sichersten Weg zur gänzlichen Beseitigung alles Mißtrauens erblickten. „Die Schwere und der Ernst der Zeit fordern Einigkeit und Offenheit und ein Vergessen.“ In bezug auf diese Schlussforderung endete das Dankschreiben des Grafen mit den Worten: „Ich glaube... den Beweis geliefert zu haben, daß ich die erste und letzte dieser Forderungen der Zeit anerkenne; die dritte derselben aber nie verläugnet zu haben, bin ich mir vollständig bewußt.“ Mitte Mai teilte er dann dem Bürgerverein, dem Magistrat und den Bürgern aus Lübben mit, daß er noch immer nicht wieder seinen dauernden Wohnsitz in Lübbenau nehmen könne, weil er sich zur Herstellung seiner und einiger Familienmitglieder Gesundheit noch zur Kur begeben müsse. —

Und nun der Ausklang der Tragödie des 19. September. Wir müssen uns kurz fassen, weil, wie erwähnt, die Prozeßakten nicht zur Verfügung standen. Unterm 30. März 1849 war ein Erkenntnis des Kriminalsenats beim Oberlandesgericht zu Frankfurt ergangen, nach dem nicht weniger als 26 Personen wegen Aufruhrs bzw. Teilnahme am Aufruhr zu Freiheitsstrafen von kürzerer und längerer Dauer, in einem Falle bis zu 5 Jahren verurteilt wurden. Doch lud man die Angeklagten erst für den 15. und 16. Juni zum Publikationstermin nach Calau. Kurz zuvor war eine Kompanie des 3. Jägerbataillons aus Lübben in Lübbenau eingetroffen, doch kam es zu keiner Ruhestörung. Am 26. Juni nachts rückte abermals eine Kompanie ein, um bei der Verhaftung von 9 Teilnehmern, denen mehr als eine einjährige Strafe zuerkannt war — Jarigk hatte 5, Zappe 4 Jahre erhalten — mitzuwirken. Es konnten aber nur zwei, Hippasch und Paula, eingebracht werden, abends stellte sich noch Piesk, später auch Jarigk, Zappe und Graßmugk freiwillig; Wolf wurde arretiert, so daß im ganzen 7 in Haft gebracht werden konnten, teils nach Lübben, teils in Lübbenau. Die hier Inhaftierten wurden am 14. Oktober der Cholera wegen vorläufig entlassen. Völlig zu Ende geführt wurde aber der Prozeß, in dem gegen 250 Zeugen verhört worden waren, erst Anfang November. Da aber mit Wirkung vom 1. April 1849 das neue Untersuchungsverfahren nach der Verordnung vom 3. Januar in Kraft getreten und das Erkenntnis den Verurteilten erst nach dem 1. April verkündet worden war, fochten die Verteidiger die Rechtsgültigkeit des Urteils an und verlangten, daß es kassiert und die Sache anderweit durch Geschworene entschieden würde. Der zweite Senat des königlichen Appellationsgerichts in Frankfurt erachtete diesen Antrag als berechtigt und erklärte unterm 17. Mai 1850 das Erkenntnis für aufgehoben. Durch Beschluß vom 21. Dezember d. J. wurden nun 25 der schon verurteilt gewesenen Personen aufs neue in den Anklagestand versetzt und die Angelegenheit zur Verhandlung und Entscheidung mit der eingangs erwähnten gedruckten Anklageschrift an das Schwurgericht in Cottbus verwiesen. Fast fünf Monate später erst trat es im großen Saal des dortigen Gasthofs zum Ring zusammen. Als Zeugen waren 79 Personen geladen worden. Am 2. Mai wurden die Angeklagten aus dem Gefängnis in Lübben von einer Kompanie Jäger nach Cottbus gebracht. Am 15. Mai befanden die Geschworenen nach zehntägiger Verhandlung von den 25 Angeklagten 22 für schuldig; am 16. Mai verkündete man das Urteil. Drei wurden freigesprochen, Jarigk und Wolf erhielten 5 Jahre Zuchthaus, Zappe und Graßmugk 4, Kleemann, Rulka und Lorenz 4½ Jahre Einstellung in eine Militärstrafabteilung, alle übrigen je 3 Jahre Zuchthaus. Eine Appellation gegen das Erkenntnis erfolgte nicht. Die Strafe hatten die Verurteilten im Luckauer Zuchthaus abzubüßen.

Anzuführen ist noch, daß am 6. Mai auch der Graf als Zeuge vernommen wurde. Unter den Erklärungen, die er vorbrachte, erscheinen drei von besonderer Bedeutung: 1. daß er überhaupt von der Untersuchung in keiner Weise Notiz genommen und keine Einwirkung auf den irdischen Rechtsweg hätte, 2. daß er nicht

glaube, daß dereinst vor dem höheren Richter die Mehrzahl derjenigen, welche er heute auf der Anklagebank sähe, als die wahrhaft Schuldigen gehalten werden würden und 3. daß im März 1850 die Ehefrau von Hanisch bei ihm gewesen wäre und als die Anstifter des Tumults die Kaufleute in Lübbenau bezeichnet hätte. Er habe ihr erwidert, sie möge ihre Aussagen vor Gericht vorbringen, er werde keinen Gebrauch davon machen. Jetzt aber müsse er dies dem Präsidenten sagen. — Hier taucht für uns wieder die Frage auf: Waren die Kaufleute (nebst Liehr) als Veranlasser der Tat die eigentlichen Schuldigen? Das Gericht hatte aus Mangel an Beweisen von ihrer Verhaftung bzw. Vorladung abgesehen, aber der junge Dolz war — ein belastendes Moment — entflohen! Schuster hatte man, wie es heißt, am Tage der ersten Verhaftungen eine Katzenmusik gebracht. War nicht doch vielleicht auch in diesem Falle Volkes Stimme Gottes Stimme? Hatten sich diese Leute geschickt aus der drohenden Schlinge zu entwinden verstanden? Warum machte die Frau Hanisch keine Anzeige? Hatte man sie zum Schweigen gebracht? Wie reagierten die Geschworenen auf die Erklärung des Grafen? Auf alle diese Fragen müssen wir die Antwort schuldig bleiben. Als Ende Mai der Graf auf ein Bittschreiben der drei Frauen, Zoch, Hanisch und Zappe, Fürsprache zur Milderung der Strafe ihrer Männer einzulegen, u. a. erwiderte, sie möchten ihm diejenigen nennen, die die Verführer gewesen, schwiegen die Frauen.

**Anmerkungen.** 1) Vgl. Revolution in Cottbus im März 1848: Erinnerungen eines alten Cottbusers: Hie gut Brandenburg allewege 1908 Nr. 9 (19. IV.). — Fr. Schmidt, Cottbus vor 75 Jahren (1848): Cottbuser Anzeiger Jub.-Ausg. 1923 Nr. 151. (I. VII.). — C. G. Renkert, Ereignisse und Zustände im Spiegel des Cottbuser Anzeiger 1. Juli 1848 bis 1. Juli 1923, Cottbus 1923, A. Heine 1. Jahrg. 1848. — G. Krüger, Die Geschichte der Stadt Cottbus, Cottbus 1930, A. Heine S. 57 ff.; (u. Fr. Specht) 1941<sup>2</sup> S. 62 ff. — E. Kittel, Die Revolution von 1848 in Cottbus: Niederlausitzer Mitteilungen 24 (1936) S. 73—80. — 2) Vgl. K. Gander, Geschichte der Stadt Guben, Guben 1925 A. Koenig S. 310—329. — 3) Nur ganz kurz behandelt von P. Fahlisch, Chronik der Stadt Lübbenau. Lübbenau 1928<sup>3</sup> S. 36 f. und dichterisch in Verkleidung und in völlig entstellter Weise von Ehm Welk, Die Lebensuhr des Gottfried Grambauer, Berlin (1938). — 4) Vgl. über ihn in der folgenden Darstellung (S. 14). — 5) Für das Folgende kam in Betracht außer den in den Akten enthaltenen Berichten und Notizen und verschiedenen Briefen die gedruckte Anklageschrift vom 28. Januar 1851. — 6) P. war u. a. am 10. September 1848 in einer demokratischen Versammlung in Byhleguhre scharf aufgetreten; er wurde später, am 21. Dezember in einer Schwurgerichtssitzung in Cottbus in zwei Fällen für schuldig befunden und zu einjähriger Gefängnisstrafe verurteilt. — 7) Der Gesamtschaden im Schloß wurde auf 176 Taler 2 Sgr. 9 Pf. geschätzt, der in den Beamtenwohnun-

gen angerichtete auf 158 Taler 5 Sgr. 3 Pf. **Quellenangabe.** Benutzt wurden insbesondere folgende Archivalien des Landesarchivs Lübben, und zwar vom Herrschaftsarchiv Lübbenau: A III nr. 1 Verwaltung der Justiz in der Ständesherrschaft L. Bd. II 1834—1848, Bd. III. 1848/49. A IV nr. 1 Die Verwaltung der Polizei Bd. I 1805—1847, Bd. II 1848/49, Bd. III 1849/51. A VIII nr. 1 Die Forsten Bd. I 1838—1869. A VIII nr. 2 Die Jagd Bd. I 1839—1870. A XIII nr. 1 Die Einsetzung der städtischen Behörden und deren Verwaltung Bd. III 1832—1843, Bd. IV 1843—1862. F I nr. 1 Abgaben und Dienste der Einsassen Bd. I 1848—1852. F I nr. 20 Abgaben und Dienste bei der Stadt L. Bd. II 1848/49. F III nr. 1 Die herrschaftlichen Forsten im Spreewald Bd. XVII 1841 bis 1857. F IX nr. 1 Das Schutzgeld Bd. IV 1837—1854, vom Stadtarchiv L.: Acta des Magistrats, betr. die Einrichtung der Bürger-Sicherheitswachen . . . 1848.

Curt Meyer:

## Das Theater Franz Wallners

(1855-1867)

(mit 8 Abb. im Text)

### Baugeschichte

Eine umfassende Darstellung der Schöpfung Franz Wallners gibt es noch nicht. Eine einschlägige Dissertation (Berlin 1940) ging in den Wirren der Zeit nach 1945 verloren. Die vorhandenen Schriften sind Gelegenheits-, bzw. Erinnerungswerke<sup>1)</sup>. Die von Hans Blum herausgegebenen Erinnerungen von Agnes Wallner wurden verfaßt, um die Verdienste der selbstbewußten Frau Franz Wallners nachdrücklich hervorzuheben. Nicht berücksichtigt wurden bisher die Kritiken, die Zensurakten<sup>2)</sup> und die Texte selbst<sup>3)</sup>.

In der folgenden Abhandlung wird daher dieses Material in erster Linie berücksichtigt.

In meinem Buch „Alt-Berliner politisches Volkstheater 1848/50“<sup>4)</sup> brachte ich den Nachweis, daß das Ergebnis der Bemühungen des ersten großen Berliner Volkstheaters am Alexanderplatz, des Königstädtischen Theaters, die Schaffung der großen Gesangsposse durch David Kalisch war. Der Geist des tosenden, quirlenden Lebens der Revolutionszeit fand in ihr seinen Niederschlag. Der Ausgang der Revolution führte zur dauernden Schließung des Theaters. Damit schien dem neuen Genre der abendfü-

lenden politischen Posse das Lebenslicht ausgeblasen zu sein. Die charakterlichen und direktorialen Fähigkeiten des letzten Leiters Rudolf Cerf, Sohn des Gründers des Theaters, reichten nicht aus, um dem Theater, dessen Konzession nicht erloschen war, an anderer Stelle wieder zu einem bescheidenen Dasein zu verhelfen (erst im Zirkus Großkopf am südlichen Ende der Charlottenstraße, dem späteren „Berliner Theater“, dann in der „Villa Colonna“, in der Nähe der Königskolonaden, 14. 10. 1852 bis 4. 9. 1854; 4. 6. 1854 bis 24. 8. 1854).

Um die Konzession zu behalten, flieht Cerf schließlich in das „Pantinviertel“, in die Nähe der Jannowitzbrücke, in die Gegend zwischen Holzmarkt- und Blumenstraße (bis 19. 6. 1816<sup>5)</sup> Lehmstraße genannt). Der Name des dort befindlichen Blumengartens von Bouché weist auf Siedlungsland hugenottischer Familien hin. Unter dem Namen „Königstädtisches Vaudeville-Theater“ verpachtet er ein winziges Theater in der Blumenstr. 9 b an Provinztruppen niedrigster Gattung. Von Posen aus tritt Franz Wallner mit Cerf als Pachtaspirant dieses Grundstückes in Verbindung<sup>6)</sup>. Im Volksmund führte das kleine Theatergebäude die Bezeichnung „Die Grüne Neune“.

Hugo Wauer weist in seinem Buche „Humoristische Rückblicke auf Berlins gute alte Zeit von 1834 bis 1870“ (5. A. Berlin 1910) bereits die Legende zurück, nach welcher der Ursprung dieser volkstümlichen Bezeichnung in zwei bunten Laternen zu suchen sei, die den Eingang des Theaters kennzeichneten (S. 104). Seine Behauptung, daß der Name auf den grünlichen Anstrich des Gebäudes zurückzuführen sei, wird unterstützt durch den Vers, der im Prolog anlässlich der Übernahme der Leitung durch Wallner gesprochen wurde:

„Und zogest, einst so groß, du jetzt so winzig Kleine,  
Zur Blumenstraße hin, zur hoffnungsgrünen Neune.“  
Durch mattgrünen Anstrich sollte das Gebäude wohl der Umgebung, die sich durch Blumen- und Gemüsegärten kennzeichnete, angeglichen werden<sup>7)</sup>.

Einige Tatsachen, die wesentlich sind für das Verständnis der folgenden Ausführungen, mögen aus der Laufbahn Franz Wallners vorausgeschickt werden: Er wurde am 25. 9. 1810 in Wien geboren (Vatername: Leidesdorf<sup>8)</sup>), d. h. in der Stadt, in der Johann La Roche<sup>9)</sup> gegen Ende des 18. Jahrhunderts aus der Figur des salzburgischen Bauern die unsterbliche Figur des Kasperle schuf. Wallner<sup>10)</sup> wurde nach dem Tode Raimunds der Erbe des Schöpfers der Zauberpuppe im Theater in der Leopoldstadt. Nach dem Urteil der Zeitgenossen erstand in Wallner ein größerer Raimund<sup>11)</sup>. Als echtes „Weaner Kind“, d. h. heiter und lebensfroh, aber auch schnell zur Trübsal hinüberwechselnd, wurde er ein lebendiger Ausdruck des Geistes der Volksdichtung: die heiteren, komischen Elemente seines Wesens waren gemischt mit ernsten und tragischen. Auf einer Pariser Studienreise (1844) gewinnt Wallner Verständnis für den Wert des Ensemblespiels<sup>12)</sup>. Als er im Winter 1845/46 am Königstädtischen Theater in Berlin engagiert war, ging ihm anscheinend zum ersten Male ein Ahnen seiner Sendung auf. Angesichts des statlichen Gebäudes des Königstädtischen Theaters soll er nach Agnes Wallner ausgerufen haben: „Schofft mir das Haus, ihr Leut! Ihr hebt den gepfefferten Witz; i gieß euch wianerisch G'müt un G'spaß hinein, un es wird a Tränkl geb'n, daß ganz Berlin vor lauter Pläsier sich auf den Kopf stelle soll.“<sup>13)</sup>

Doch noch einmal muß Wallner neun Jahre lang als Darsteller und Theaterleiter auf Reisen gehen, bis er im Sommer 1855 von Posen aus, wo er sich als Leiter des Stadttheaters glänzend bewährt hatte, den Versuch machen konnte, in Berlin Fuß zu fassen. Sein Ziel war gesetzt: die Schaffung eines wirklichen Berliner Volksstücks, das dem Wiener Volksstück vollwertig zur Seite treten sollte. Die Berliner Revolutionsposen D. Kalischs befriedigten ihn nicht. In ihnen vermied er den echten Berliner Witz<sup>14)</sup>. Was er damals darunter verstand, ist unklar. Vielleicht ahnte er als empfindungsstarker Wiener das hinter der Stärke des Verstandes verborgene Berliner Herz.

Die drastischen Formen, in denen sich die Verhandlungen mit dem Polizeipräsidenten von Hinkeldey abspielten, sind aus den Erinnerungen von Franz und Agnes Wallner bekannt<sup>15)</sup>. Der Präsident wies nachdrücklich auf die Tatsache hin, daß die „Grüne Neune“ jährlich nicht einmal 5000 Talen aufbringe, während Wallner gewohnt war, mit einem Monatsaufkommen von 5000 Talern zu arbeiten. Nicht einmal zwei in das Amtszimmer des Präsidenten heraufgerufene Droschkenkutscher kannten das Königstädtische Theater in der „Rue des fleurs“, wie die Blumenstraße vom Volksmunde ironisch genannt wurde. Doch Wallner besteht darauf, als Unterpächter Cerfs der Konzession teilhaftig zu werden.

Dem neuen Leiter bot sich ein trostloses Bild dar: „Ein unbefestigter Weg führte von der Straße zu einem ärmlichen Hinterhause, dessen Mauern den Ankommen widerlich entgegenstarrten, jeglichen Zierates bar.“<sup>16)</sup> Die Straße selbst wurde nur durch zwei Öllampen unbeschreiblich unheimlich „verilluminert“<sup>17)</sup>. Der Innenraum war außerordentlich klein, nach Wauer maß die Bühne nur 18 Fuß Breite und 26 Fuß Tiefe, d. h. sie



**Franz Wallner**

Kais. Russ. Hofchauspieler St. Petersburg 1849

Gedr. bei J. C. Bach, Lpzg.

war etwa 5,58 m breit und 8,06 m tief<sup>18)</sup>. Das Publikum setzte sich aus den untersten Schichten zusammen. Agnes Wallner bemerkte nach Franz Wallners Bericht<sup>19)</sup>: „Zu wenigen konnte man nur Sie sagen.“ Die Darbietungen hatten das Niveau einer Provinzschmierre. Als Statisten wurden Fabrikmädchen und was sich sonst anbot für ein Honorar von 0,50 Mk. angeworben.

Dieser Situation mußte von Wallner bei der Eröffnung des Theaters, das nun wieder die Bezeichnung „Königstädtisches Theater“ führt, Rechnung getragen werden (16. 9. 1855). Spielplanmäßig bietet das Eröffnungsprogramm nichts Besonderes. Mit der Aufführung eines kleinen Lustspiels (1 Akt), eines Melodramas (2 Akte), eines Liederspiels (1 Akt) schließt man sich der Gepflogenheit der kleinen Vaudevilletheater an. Bedeutsamer sind die Verheißungen des Prologs (verfaßt vom Kladderadatschdichter Ernst Dohm). Er gibt einen ausführlichen Überblick über die Entwicklung des alten Königstädtischen Theaters mit seinen mannigfachen Schicksalen.

„Du alte Königstadt, wo blieb dein guter Stern?  
Er ist verblichen, und du selber bist gefallen.“

Sie zog dahin:

„Wo sämtlicher Verkehr ein traurig' Ende findet,  
Wo in die Steppe die Charlottenstraße mündet.  
Wo unbelauscht die Friedrichstadt sich selbst vergißt  
Und stumm der Enkeplatz die Besselstraße küßt

(d. i. Zirkus Großkopf).

Und dann:

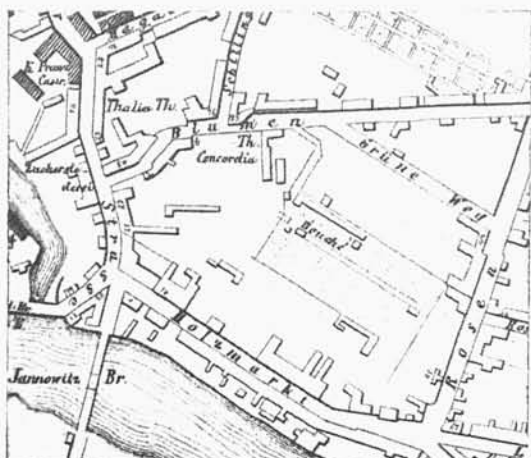
„Wo später Arm in Arm mit der Putzmacher Donna  
Der Lord vom Mühlendamm ging nach Villa Colonna.“

Und schließlich:

„Und zogest, einst so groß, du jetzt so winzig Kleine,  
Zur Blumenstraße hin, zur hoffnungsgrünen Neune.“  
Vielleicht gelingt es uns, Berlin, die Alte Königstadt  
Dir wieder einst zu bringen.“

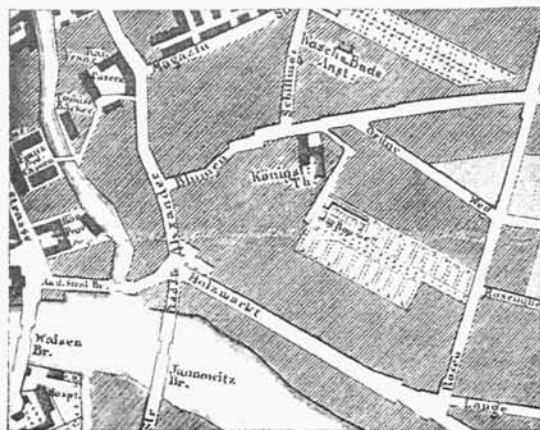
Ogleich der Kassenerfolg — wie zu erwarten — sehr gering war, erkannte die Vossische Zeitung jedoch offen den „wohltuenden Anstand“ unter der neuen festen Leitung an (18. 9. 1855): „Der verlorene Sohn unter den Berliner Theatern, ... der Taugenichts, ... hat endlich einen





Lageplan der „Grünen Neun“  
(neben Concordia-Theater) 1852

Plan von Berthold Brunkow



Lageplan der „Grünen Neun“  
(Königst. Theater) 1861

Stecher unbekannt

Arzt und Erzieher gefunden. ... Wir sahen Schauspieler, die sich ihrer Stellung und Aufgabe bewußt sind und nicht eine jener heruntergekommenen Banden, welche sich aus verkommenen Subjekten und traurigen Anfängern rekrutiert und die zur Schmach für eine Hauptstadt ihr Wesen treibt, um das gesunkene Theater noch tiefer herabzusetzen, als dies in der kleinsten Provinzialstadt geschieht."

Für den Winter 1855/56 wurde Wallners Kraft noch für die Leitung des Stadttheaters in Posen benötigt. Das Berliner Unternehmen wurde inzwischen von seiner Frau Agnes geführt. Sie fand keinen Gefallen am Posen-theater. Ihre künstlerischen Neigungen führten sie zum ersten Konversationsstück<sup>20</sup>). Wegen der ungünstigen finanziellen Erfolge des Unternehmens in der Blumenstraße gelingt es ihr, ihrem Manne die Erlaubnis zur Auf-führung von zwei Boulevarddramen von A. Dumas Sohn abzurufen: „Demimonde“ (unter dem Titel: Pariser Sit-ten) und „La Dame aux Camélias“, mit einem dem Berliner Spießbürger mehr zusagenden Titel „Eine neue Magda-lena“. Das Experiment war erfolgreich. Hunderte von theaterfreudigen Berlinern, die von dem pikanten Reiz des Stoffes angezogen wurden, mußten umkehren, da die Plätze ausverkauft waren (Voss. Ztg. 18. 10. 1855). Wenn Agnes Wallner in ihren Erinnerungen behauptet, daß sie das Glück des Theaters begründet habe, so hat sie vom finanziellen Standpunkt aus recht. Die Richtung, in die der Spielplan damit gedrängt zu werden schien, behagte Wallner nicht. Sein Ziel kündigt er am 9. 10. 1855 in der Voss. Ztg. an, nach der er eine Posse einem der vorzüg-lichsten Berliner Humoristen zur Bearbeitung übergeben habe<sup>21</sup>).

Dem allgemeinen Verlangen des Publikums nach An-gliederung eines Sommertheaters (vgl. Friedrich-Wilhelm-städt. Th., Kroll, Callenbachs Theater in der Chaussee-straße 21) kommt Wallner am 11. 5. 1856 mit der Eröffnung des Neuen Königstädtischen Sommer-Theaters im Garten von Bouché, Blumenstr. 11, nach: Ein längliches Viereck, im Schweizerstil gebaut, nach den Seiten hin zu öffnen. Die Beschreibung in der Voss. Ztg. scheint zu übertreiben: Ein Tempel, von schlanken Säulen getragen, Blumenkörbe hängen von der Decke herab, elegante, rotsamte Sitze, „so-daß keine Dame Anstand zu nehmen braucht, sich darauf niederzulassen“. Das Fassungsvermögen wird mit 1500 bis 2000 Personen angegeben (wohl auch stark übertrieben).<sup>22</sup>) Die Umgebung ist unerfreulich (Voss. Ztg. 2. 5. 1858): „Der Bouché-Garten ist verwildert, die Wege sind nicht einmal mit Kies bestreut, es gibt Partien, von denen sich Auge und Nase mit Entsetzen abwenden. Er genügt kaum den bescheidensten Ansprüchen.“ Der Sommerbau wird in den nächsten Jahren vervollkommenet, zum Schutz gegen kühle Witterung erhält er Glasfenster (24. 4. 1859). Den neuen

Zwischenvorhang versieht Heyl (wohl der Kladderadatsch-Zeichner) mit den Porträts der Bühnenmitglieder in erfolg-reichen Rollen, von Helmerding als gebildetem Haus-knecht bis zum Theaterdiener Werkenthin (Voss. Ztg. 27. 4. 1859). Auch der Garten weist eine „elegante Speise-halle“ und Wasserkünste auf.

In diesem Sommertheater beginnt der Plan Wallners mit der erfolgreichen Aufführung von Kalischs Posse „Der Aktienbudiker“ (E.A. 9. 7. 1856). Die Bemühung Wallners um Übernahme der Leitung des Friedrich-Wilhelmstädti-schen Theaters Deichmanns Juli 1856<sup>23</sup>) scheitert, da Deich-mann freigesprochen wird. Eine neue Konkurrenz er-wächst Wallner in Cerf selbst. Vielleicht ermutigt durch Wallners Erfolge, zieht er die Konzession wieder an sich und legt im Herbst 1857 den Grundstein für das Viktoria-Theater in der Münzstraße<sup>24</sup>). Aber der Prinzregent war in Theaterangelegenheiten weitherziger als Friedrich Wil-helm IV. und erteilte Wallner eine eigene Konzession (1. Sept. 1858). Die „Grüne Neune“ wird zu einem kom-fortablen kleinen Theater umgebaut, und am 14. 10. 1858 bietet die klassische Stätte der Berliner Volkssposse eine gefälligere Form nach Plänen des Baumeisters Titz, der auch Deichmanns Theater in der Schumannstraße baute: Der Raum hat zwei Ränge, Logen und eine Hofloge (auf dem Bild mit dem preußischen Adler). Grundfarbe: hell-blau, Brüstungen, Polsterungen und Sitze rot, die Holzteile der Sitze weißlackiert, Fassungsvermögen 700 Personen.

Der Prolog (14. 10. 1858) gibt in 25 Strophen einen sehr humorvollen Rückblick auf die Schicksale des Theaters bis 1858<sup>25</sup>):

Str. 4:

Verschlagen und umhergetrieben,  
Unstätt und ohne festen Sitz,  
Trug sie den Namen, den so lieben,  
Jetzt fast nur noch als — schlechten Witz.

Str. 6:

So kam als Mädchen aus der Fremde,  
Des irren Wanderns müd und matt,  
Und abgebrannt bis auf das letzte — Kleidungsstück  
Hier an, die arme Königstadt.

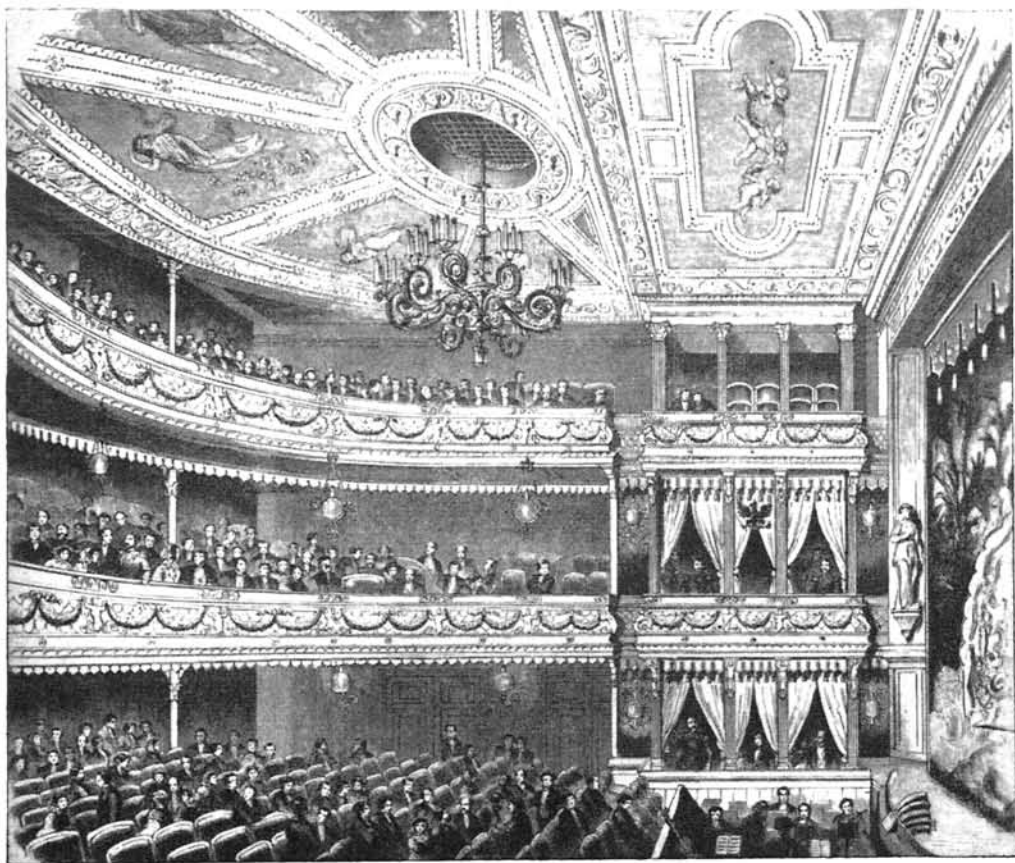
Str. 17:

Die Königstadt ist ausgezogen,  
Sie wohnt jetzt — wo doch gleich? — Ich kann  
Mich nicht besinnen! — Wohl erwogen  
Geht's uns auch eigentlich nichts an.

Dann wird die Änderung des Namens verkündet:

Str. 19:

Wenn's Euch beliebt: Wallners Theater  
So taufen wir das Kindlein um.



Inneres der „Grünen Neun“  
Wintertheater E. Ö. 14. 10. 1858

(Illustr. Ztg. 1858, unbek. Herkunft)

Und mit Stolz auf das geleistete Werk schließt der Prolog:  
Str. 25:

Und wenn des Beifalls Wogen rauschen,  
Zur Decke donnert der Applaus:  
Dann selbst mit Prachtpalästen tauschen  
Möcht ich um Nichts dies kleine Haus.

Die neue Ausstattung wies allerdings auch Mängel auf: Die Sitze waren unbequem, sie bauten sich hintereinander mit geraden Lehnen auf. Im Parkett herrschte starker Zug. Saville spricht von einem kleinen, dumpfen Wintertheater.

Eine weitere Entwicklungsmöglichkeit gab es für das Theater nicht. Bei der Prüfung eines Spekulationsangebotes zaudert Wallner, während der Kladderadatsch-Hoffmann mit einem Konsortium zugreift, das gesamte Hintergelände aufkauft, parzelliert und ein Riesenvermögen erwirbt. Die Anlage eines neuen Stadtteils war längst geplant.

Auch der Bedarf an Volkstheatern wuchs mit der Zahl der Bevölkerung: 1861: 552 000, 1864: 632 000. Davon waren etwa 500 000 „Volk“ (Voss. Ztg. 4. 4. 1864).

Die Konkurrenz des gewaltigen Baus des Viktoria-Theaters macht sich bald bemerkbar (E. Ö. 21. 12. 1859, nur das Sommer-Theater). So muß Wallner den schweren Entschluß fassen die kleinen, ihm so lieb gewordenen Musentempel in der Blumenstraße einzutauschen gegen das Grundstück in der später nach ihm genannten Wallner-Theater-Straße 35. Der Neubau wird 1863 begonnen, das neue Theater am 3. 12. 1864 in Anwesenheit des Königs-paars, kgl. Prinzen, Bismarcks und Roons, kurz der obersten Gesellschaftsschicht der preußischen Monarchie eröffnet.

Zuvor hatte man am 30. 11. 1864 mit einer Feier wehmütig-komischen Charakters Abschied genommen von der „Grünen Neune“:

Die drei Komiker des Hauses, Helmerding, Reusche und Neumann traten in den Masken ihrer erfolgreichsten Rollen in schwarzen Leibbröcken mit weißer Binde, Trauerflor an den Hüten und mit Zitronen in den Händen auf und sprachen den Abschiedsepilog<sup>26)</sup>:

Neumann:

„Des Hauses letzte Stunde  
Sie läuft nun endlich ab,  
Es steigt die grüne Neune  
Für immer in das Grab.“

Helmerding:

(mit hohler Stimme)  
„Es kommt ein Geist, ein andrer,  
Der Geist der Grabesruh —  
Und morgen sagt der Wanderer:  
Nu ist die alte Bude zu!“

Schließlich erfolgt ein überreicherlicher Tränenguß aus Schwämmen, worauf Anna Schramm mit Schrubber und Scheuerlappen die Folgen übermenschlichen Kummers resolut entfernt:

„Nein, ist so was wohl zu nennen,  
Alle drei — s'ist zu doll!  
Alle drei steh'n hier und flennen  
Mir die ganze Bühne voll.“

Reusche:

„Und trotz alledem und alledem können wir aus dem lieben, kleinen Hause nicht so ohne weiteres scheiden;



nicht hinausgehen, als wäre es uns nur ein Gasthaus gewesen. Nein, das kleine Haus hier, es war uns ein Vaterhaus, die Geburtsstätte so vieler Erfolge, der Erinnerungsplatz so viel glücklicher Abende —."

Und dann huldigten die Künstler dem Publikum, indem A. Schramm Blumen hinabwirft, während es sonst ja umgekehrt war, d. h. das Publikum den Darstellern huldigte.

Bei der Planung des Neubaus hatte die Anordnung des Grundrisses schon große Schwierigkeiten bereitet: Die Hauptachse des Gebäudes mußte um einen Winkel von 45° gegen die kurze, eingebaute Straßenfront gelegt werden, um den Zuschauerraum in bequeme Verbindung mit dem Garten zu bringen. Sonst hätte der Theaterbau das Gartengrundstück zu tief zerschnitten<sup>27)</sup>.

Für Wallner war die Eröffnung kein allzu freudiges Ereignis.

Der mit der Ausführung der Bauarbeiten beauftragte Zimmermeister Hermann Richter hatte den Kostenansatz (75 000 Taler) um 205 000 Mk überschritten. Richter soll mehr Interesse für die materiellen Bedürfnisse der Choristinnen als für die Wünsche seines Auftraggebers gehabt haben<sup>28)</sup>. Nach Wallners Wunsch sollten Bühne und Zuschauerraum nach dem Vorbilde des Wiener Treumann-Theaters angelegt werden: Aber sein Wunsch wurde nicht beachtet. „Und so entstand das gegenwärtige Wallner-Theater, welches trotz des blendenden und bestechenden Äußeren — in einer Weise verbaut, mit einer solchen Menge der größten Verstöße belastetes Bühnenhaus ist, wie nicht ein zweites in Europa<sup>29)</sup>.“

Die Möbel konnten nur durch eine Versenkung auf die Bühne gebracht werden, es fehlten eine Öffnung zum Einbringen von Dekorationen, ein Probensaal, ein Konversationszimmer, die Künstlergarderoben sind kleine Zimmerchen, die Damen können im Kostüm kaum über die schmale Wendeltreppe. Die Bühne war gar nicht heizbar, der Zuschauerraum nur zum Teil. Unerträgliche Zugluft durchströmte ihn. Der Telegraph für die Pausenzeichen arbeitete überhaupt nicht (gerade auf ihn hatte Wallner in der Presse nachdrücklich hingewiesen!) — Meister Richter scheint kein ehrenvoller Vertreter seines Handwerks gewesen zu sein. Wallner beschuldigt ihn, zwei alte Fontänen im Viktoria-Theater gekauft und im Garten des Wallner-Theaters aufgestellt zu haben. Die zugehörigen Wasserreservoirs seien zu klein.

Fast verzagend klingt der Brief aus, der uns einen so tiefen Einblick in die Solidität eines ganz auf eigene Kraft gestellten Theaterleiters der Zeit gewährt: „Nicht umsonst warnte mich eine innere Stimme vor dem Bau überhaupt und vor dem Einhalten der Notwendigkeit, mich aus meinem ruhigen und sicheren Geschäft in eine solche enorme Verpflichtung einzulassen, deren Tragweite Sie mich bis jetzt nur andeutungsweise ahnen ließen.“

Am 17. 5. 1865 wird der Theatergarten mit Hallen, Pavillons, geschmückt mit Fresko- und Dioramagemälden, fast als selbständiges Unternehmen eröffnet (ausführl. Beschreibung Voss. Ztg. 19. 5. 1865), womit der Theatergarten, der ursprünglich — wie im Theater Callenbachs in der Chausseestraße oder im Deichmanntheater in der Schumannstraße — mit der Bühne im engsten Zusammenhang stand, ein eigenes Unternehmen geworden ist. Das war vom musischen Gesichtspunkt aus ein Verlust an Freude, vom weltstädtischen aus ein Gewinn.

### Der Spielplan

Wallner war an sich durchaus befähigt, künstlerisch auch höhere Erfolge zu erzielen, aber innerhalb der engen Grenzen, die er sich gezogen hatte, hat er das Höchste geleistet. Die Begrenzung seines Spielplans ergab sich auch aus den theaterrechtlichen Verhältnissen der Zeit, die den königlichen Bühnen noch bis 1869 eine Monopolstellung sicherten. Das wurde von der ehrlichen Kritik auch stets anerkannt. Die Versuche Wallners mit Gastspielen zahlreicher bedeutender Künstler, mit Balletts, Kinderaufführungen und Versuche mit der Operette dürfen bei einer

Wertung des Werkes F. Wallners an sich nicht übergangen werden, doch muß eine derartige Untersuchung an dieser Stelle ausscheiden, da solche Versuche für Wallners Werk nicht kennzeichnend sind.

Die Lebensleistung Wallners bestand in der künstlerisch vollendeten Pflege der Berliner Lokalposse. Und hier beruhte der Erfolg letzten Endes auf der Aufführung von etwa zwanzig Possen. Als erfolgreich werden nur Stücke bezeichnet, die unter der Direktion Wallner im allgemeinen die Zahl von mindestens hundert Aufführungen erreichten.

Die Zahl der Aufführungen ist annähernd ermittelt.

Von D. Kalisch:

Der Aktienbudiker (1856, 213 mal); Doktor Peschke (1857, 105 mal); Otto Bellmann (1857, 78 mal); Ein gebildeter Hausknecht (1858, 278 mal); Berlin, wie es weint und lacht (1858, 182 mal); Tannhäuser (1858, 136 mal); Einer von uns're Leut' (1859, 137 mal); mit Langer: Der Berliner in Wien (1862, 128 mal); zus. mit G. v. Moser: Verpleßt (1862, 136 mal); zus. mit E. Pohl: Namenlos (1864, 102 mal); Gräfin Guste (1863, 116 mal); Haussegen (1866, 106 mal); Musikalisch-Deklamatorische Abendunterhaltung (1866, 92 mal); zus. mit A. Weirauch: Die Mottenburger (1867, 115 mal).

Von Emil Pohl:

Der Goldonkel (1861, 115 mal); Unruhige Zeiten (1862, 91 mal); Bruder Liederlich (1863, 113 mal); Eine leichte Person (1864, 110 mal).

Von A. Weirauch:

Kieselack und seine Nichte vom Ballett (1860, 207 mal).

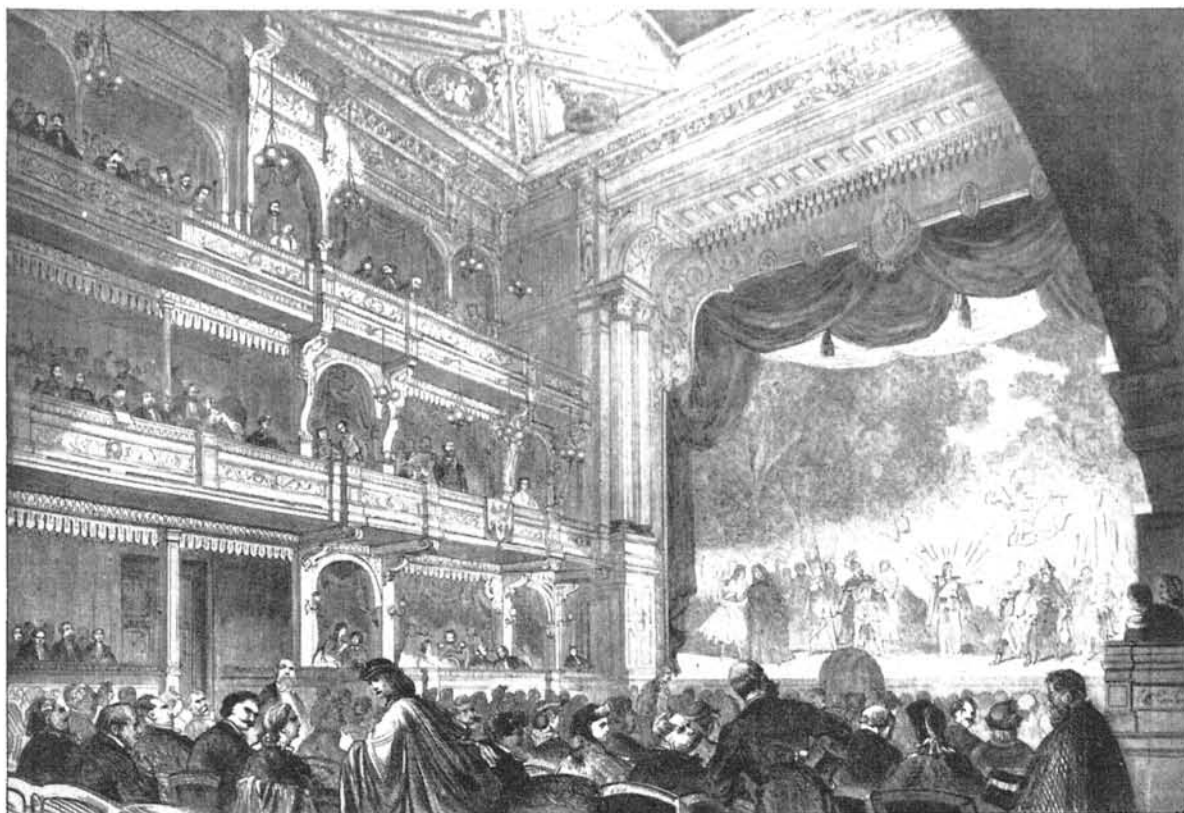
Von G. Belly:

Bädeker (1862, 148 mal).

Von den 14 erfolgreichsten Stücken Kalischs waren neun Einakter; vier Stücke waren von Pohl, eins von Weirauch, eins von Belly. Daneben weist der Spielplan eine Unzahl von anderen Stücken auf, deren Zahl sich auf 250 bis 300 belaufen mag. Die Statistik beweist, daß Kalisch „der Berliner Possenvater“ war, wie er im Epilog zu „Berlin wie es weint und lacht“ (3. 9. 1872)<sup>30)</sup> genannt wurde. Hierbei bezeichnet der Begriff Vater die beherrschende Stellung Kalischs unter den Possenautoren. Unter „Posse“ verstehen wir ein Spiel, das unter loser Zusammenfügung einer Handlung das Publikum in seinen Bann schlägt durch pointenreichen Dialog, durch Couplets, die aus den Charakteren und der Situation hervorgehen, einen idealen Zusammenklang von Text und Eigenart der Darsteller, dabei jedoch immer ein Abbild des wirklichen örtlichen Lebens gebend.

Ein Autor allein kann selten diesen Bedingungen gerecht werden. Daher finden wir im Possengenre oft Kollektivarbeit (Verfasser des Urtextes, Bearbeiter, Couplettdichter, Komponist). Kalisch konnte eine Handlung weder entwerfen noch durchführen. Max Ring nimmt das Verdienst in Anspruch, Kalisch mit Wallner zusammengeführt zu haben.<sup>31)</sup> Ständig war Wallner auf Stoffsuche für Kalisch. Er erkannte, daß Kalisch der Schöpfer des neuen parodisierend-politisierenden Witzes der neuen Zeit nach der Revolution von 1848 war. Dieser Witz kennzeichnet die Wallner-Posse. Er setzt sie scharf ab vom Witz der Vorbilder (d. h. bez. Gestaltung der Handlung), die oft aus Wien stammten. Wiener Witz besitzt Gläubigkeit (Raimund!), Naivität und Gutmütigkeit. Berliner Witz hat weder vor Pietät noch Autorität Achtung. Im Wiener Stück gehen Gemütlichkeit und G'Spaß Hand in Hand. „Bekanntlich ist aber das Berliner Volksleben das Terrain, wo die Gemütlichkeit aufhört, eine Pflanze, die aus dem, aus scharfen Witzkörnern zusammengesetzten Sandboden der norddeutschen Residenz keine Nahrung zu saugen imstande ist.“<sup>32)</sup>

Daher mußten in den Berliner Bearbeitungen die starke Betonung des Herzlichen, der mitunter jähe Wechsel zwischen Scherz und Ernst zugunsten der Berliner Verstan-



### Neues Wallner-Theater. E. Ö. 3. 12. 1864

Festspiel von D. Kalisch „Der Markt des Momus“

(Illustrierte Ztg. 1864, unbek. Herkunft)

desschärfe und des dem Berliner eigenen Abstandes vom Objekt zurückgedrängt werden. Als Beispiel sei hier das Greißlerlied im österreichischen Urtext von Anton Langer („Der Aktiengreißler“) und in der Bearbeitung durch Kalisch im „Aktienbudiker“ wiedergegeben.

Langer:

Der Greißler is's wichtigste G'schäft auf dem Grund,  
Das Publikum braucht ihn zu jeglicher Stund.  
Vom Kipfl zum Frühstück bis spät auf die Nacht,  
Mit'n Nachtlichter-Schachtl der Schluß wird gemacht.  
Ja, gäb' es beim Greißler kein Kreuzerverkauf,  
So höret das Leben in den Vorstädten auf.  
S'geht manches G'schäft sehr en gros und dabei  
Is, wann man's genau betracht, bloß Greißlerei!

Kalisch:

Da steht hier in das Winkelblatt,  
Daß jeder Mensch 'nen Dünkel hat,  
Zu jut sich hält stets für das Feld,  
Worauf gestellt ihn hat die Welt!  
Doch is der Fall nich rejulär,  
Ick weeß nich, wat mir lieber wär  
Als Schrippen, Eier, Lichte, Salz,  
Torf, saure Jurken, Seefe, Schmalz,  
Und Käse janz antiker:  
Ick bin man een Budiker.

Um so erstaunlicher ist es, daß Kalisch im gleichen Stück echte Klänge der Heimat ertönen läßt, wie wir sie bei Fontane<sup>32)</sup> finden (aber erst im Jahre 1872!):

(Piepenhagen):

Benehmt Euch doch,  
Benehmt Euch doch  
Als anständ'ge Berliner!

(Schwenneberger):

Nein, ich bin auch kein Berserker,  
Ich bin ein Uckermärker!

(Karoline):

Was hör' ich? Na, das ist doch stark,  
Du bist auch aus der Uckermark? —  
Wo an Rathenows Gestaden  
Schiffer rote Steine laden,  
Und die wendischen Najaden  
In des Spreewalds Schatten baden;  
Von der Wittenberger Sand-Au  
Bis zur Oderberger Strand-Au,  
Von der Zauche bis zur Randau,  
Von der Ucker bis nach Spandau,  
Wo die Havel nöhlt zur Elbe  
Und in Teltow reift die gelbe  
Rübe, da ist dasselbe  
Vaterland, das mir jebär.

(Piepenhagen):

Kyritz, Pyritz, Damlack, Lützen,  
Friesack, Wilsnack, Beelitz, Wrietzen,  
Lüderitzen, Köckeritzen,  
Kiekebusch und Treuenbrietzen,  
Wo der Mondnacht Klagetöne  
Singt des Müggelsees Sirene,  
An der Spree die Appellkähne  
Von Filehne bis Lippehne,  
Krebse rot im Wasser lauschen,  
Und mit Kaulbarsch und Karauschen  
Klein' und große Zander rauschen,  
Ja, das ist mein Vaterland.

Das andere, wohl ergiebigste Textreservoir Kalischs war der französische Boulevard-Einakter, dessen mimische Bedeutung er zweifellos schon während seines ersten Aufenthaltes in Paris (1844) erkannte. Diese sog. Bluetten (Urspr. von ‚bleu‘ = „Feuerfünkchen, Witzfunke, witzige Kleinigkeit, kleines witzsprühendes Bühnenstück“) <sup>33)</sup> wollten nichts sein als ein witziger Einfall, eine verkörperte Tollheit. Sie wollen nur Lachen erregen, die Hand-

lung ist nur lockeres Gerüst. Der Darsteller muß das Publikum jagen, er darf es in solch einer Orgie des toll gewordenen Vergnügens nicht zur Besinnung kommen lassen. Unentbehrliche Mittel sind hierbei Chanson (-Couplet) und drastischer Tanz.

Kalisch war später gezwungen, die Angaben über die Quellen seiner Erzeugnisse zu verschweigen; denn er mußte sich gegen die Konkurrenz abschirmen.<sup>34)</sup> Bei einem seiner frühen Stücke können wir die Umsetzung Pariser Geistigkeit in Berliner ermitteln. Aus „Herr Karoline“, E. A. 26. 10. 1846, Königst. Th. — Vorbild: Varin „Rue de la Lune“.

Chevillard:

J'ai vu l'Atlas —

Chaudoreille:

Oh! Je connais l'Atlas. J'en ai un dans mon cabinet — (hier = Abtritt?) — relié en maroquin.

Kalisch:

Piesecke:

— — — ich komm von Rußland.

Gegenspieler: Rußland? — — so? Nettes Land!

Piesecke: O ja — — —.

Chevillard:

Cette femme a dénoué  
tous les liens possibles:  
cette femme je la maudis,  
je la répudie — —

Kalisch:

Diese Frau hat alle Bande  
des gesellschaftlichen Sozialismus  
gelöst und sich während meiner  
längeren Abwesenheit mit Kommunismus  
beschäftigt — ich ver-  
wünsche sie.

Alle Probleme der preußisch-deutschen Innen- und Außenpolitik werden im Couplet Kalischs erhellt (u. a. Bismarck und das Parlament, Magistrat, Dt. Kleinstaaterei, das reaktionäre Mecklenburg, Napoleon III., der nationale Aufschwung 1864/66 und die damit verbundene Dt. Frage).

Die beiden anderen Hausdichter Wallners waren August Weirauch (er verstand, auch in der Posse eine Handlung zu entwickeln und lebenswahre Charaktere, besonders aus den unteren Volksklassen, zu zeichnen) und der Schauspieler Emil Pohl. Pohl arbeitet mit festen Typen. Soweit seine Erzeugnisse nicht nach fremden Vorbildern bearbeitet sind, verleugnen sie nicht den Ursprung der Lokalposse, das alte Genrebild, d. h. Einakter, die einen bestimmten Berufskreis in seinem Milieu vorführen (z. B. Gerichtsszene, Im Friseurladen, Im Putzmacherladen, Im Schuldgefängnis, Im Zigarrenladen u. a.). Die Verbindung mit den bunten Bildern A. Glassbrenners aus dem Berliner Leben tritt klar hervor. Beide Bühnenpraktiker sind aber Kalisch unterlegen in der Formung eines spritzigen Dialogs und vor allem im Couplet.

#### Polizei, Publikum, Presse

Die Erzeugnisse der Autoren mußten durchgesetzt werden gegen die im damaligen Theaterleben allmächtigen drei P's: Polizei (Zensur), Publikum, Presse (Kritik).

##### 1. Die Zensur

Die Zensur schlug dem Manuskript die ersten, mitunter auch sogleich tödlichen Wunden: Namentlich während des Verfassungskonflikts. Anspielungen auf 1848 wurden auch noch 1857 geahndet: Der Komiker Helmerding bemerkt in H. Salingrés Genrebild „Pietsch im Verhör“ vor Gericht, er habe 24 Jahre bei Tage und 24 bei Nacht gelebt, „macht zusammen 8“, 40 ließ er aus mit dem Bemerkung „nur keine politischen Anspielungen“, vom zahlreich anwesenden Publikum applaudiert. Im Couplet „Deutsche Einigkeit“ (die 36 seien nun unter einen Hut gekommen) setzt er sich nacheinander eine Schlafmütze, dann den Hut Napoleons I. auf, dazu spielte das Orchester einen Teil der Marseillaise, was lebhaft beklatscht wurde. „Dergleichen Ungehörigkeiten dürften Helmerding zu untersagen sein“ (Polizeibericht 12. 11. 1857). — Nach der Aufführung von Kalischs „Krethi und Plethi“ wird die

Persiflage der Worte Johann Jacobys (2. 11. 1848 zu Friedr. Wilh. IV. „Das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen“) beanstandet. Es wurde gesprochen: „Das ist das Unglück der Meister usw.“ (Stürmischer Applaus.) Im gleichen Stück holt ein Schusterjunge statt der Volkszeitung die (konservative) Kreuzzeitung hervor, klebt sie über das Fenster und sagt: „Die hat für große Leute schon so viel getan, da kann sie auch mal was fürs kleine Volk tun.“ Beide Stellen mußten fortfallen bei Androhung des Widerrufs der Genehmigung (23. 2. 1865). Politische Würze war eben unerwünscht (bei Eingabe des Ms. von Salingré-Jacobsohn „Der Budiker und sein Kind“, 21. 2. 1861): „Die Verfasser haben sich nicht der Manier zu enthalten vermocht, die Couplets mit der scharfen, mitunter schmutzigen Lauge gehässig politischer Anspielungen zu würzen.“ Der Argwohn des Zensors, gerade in Texten des Wallner-Theaters nach verborgenen Möglichkeiten einer mimischen Gestaltung zu fahnden, ist als Anerkennung der großen darstellerischen Fähigkeiten der Schauspieler zu werten. Verdächtig ist bereits ein zu lockerer Aufbau des Stückes (betr. „Eine neue Blüthe“, Soloscherz v. E. Pohl, für Helmerding!). „Der Inhalt ist entschieden polit.-tendenzloser Art, daß bei seiner ungebundenen Form einem mißbräuchlichen Vortrage und damit der Herbeiführung von Unschicklichkeiten ganz freie Hand gelassen ist“ (4. 4. 1863). Auch die Posse von E. Pohl „Brüder Liederlich“ enthalte politische, sowie Anspielungen auf bekannte Persönlichkeiten, welche zwar mehr oder minder verderbt, den beabsichtigten gehässigen Effekt durch die Gestikulationen, überhaupt durch die Art und Weise des Vortrags der darstellenden Schauspieler erlangen können“ (6. 7. 1863). Gesellschaftskritik versucht man zu unterbinden. Der Zensor Sternaux (Vorfahre von L. Sternaux?) beurteilt den Einakter „Jettchen vor dem Schiedsrichter“ von H. Salingré: Das Stück „scheint mir nur die Tendenz zu haben, die Dienstboten und Herrschaften in den gemeinsten Redensarten, die ich nicht einmal für das Publikum eines Puppentheaters (!) zulässig erachte, einander die größten Unsittlichkeiten vorwerfen zu lassen — — —, obgleich auch die nicht angestrichenen von Zweideutigkeiten und Gemeinheiten wimmeln“. Trotzdem wird das Stück genehmigt, da der verantwortliche Reg.-Assessor von Pannewitz wohl merkte, daß Sternaux ein geradezu fanatischer Gegner der Lokalposse war. Bei Beurteilung der Posse von Belly „Werther und Lotte oder Nachwächters Erdenwallen“ wirft der Zensor in scharfsinniger Weise eine Frage auf, deren Beachtung seitens der Behörde für die Entwicklung der Posse u. U. hätte tödlich werden können: „— — — ob Späße und Sarkasmen, welche satyrischen und Witzblättern gestattet werden, auch auf der Bühne zulässig sein dürfen.“ (!) Aber die Darsteller saugten aus ihrerseits aus den von der Zensur dargebotenen „Blüten“ Honig: „Wie sich voraussehen ließ, hat die Vernehmung des Fräulein Anna Schramm zu einem Witz den Impuls gegeben.“ (Die bek. Soubrette, 1. 8. 1863.) — Am 15. 12. 1857 wird sogar „die völlig unsittliche Pièce „Das heiß Eysen“ (von Hans Sachs)“ verboten, obgleich es in der vorliegenden Bearbeitung „im Ausdruck vielfach gegen den Ausdruck des bekannten Originals gemildert“ erscheint.

Schließlich wurde Wallner das Treiben der Zensur zu bunt. In einer Eingabe an den Pol.-Präs. vom 25. 2. 1855 macht er Ausführungen, die die Behörde veranlassen sollten, Probleme der Zensur einmal vom Standpunkt des Bühnenpraktikers aus zu sehen (betr. Äußerungen des Unwillens über die Wirkung bereits genehmigter Stellen bei der Erstaufführung von Kalischs „Krethi und Plethi“): „Eine Streichung der besten Witze — ev. auch nachträglich — bringt die Gefahr einer Unterbindung der Lebensader mit sich. Das Institut nimmt nun einmal die Stellung ein, wie der Kladderadatsch in der Literatur. — Niemand kann vor der Aufführung eines Stückes berechnen, welche Wirkung ein Scherz beim Publikum hervorbringen wird. Witze, auf deren zündendes Einschlagen alles mit Bestimmtheit verharret, gehen bei der Menge spurlos vorüber, während das Gegenteil bei ganz unbeachteten Scherzen geschieht.“ Wallner bezeichnet sich selbst als einen „strengen Nachzensor — zum großen

Verdruß des Autors —, da mir auch meine bittersten Feinde noch nicht nachsagen konnten, daß ich mich den demokratischen, oder sog. 'fortschrittlichen' Ansichten zu-neige".

## 2. Das Publikum

Die Erfolge Wallners mit französischen Sittendramen von Dumas (Demimonde, 1855, und Die Kameliendame, 1857) stellten Wallner vor eine schwere Entscheidung. Es bestand die Möglichkeit, das gesellschaftskritische Element der französischen Bühnenerzeugnisse zum entscheidenden Element seines Spielplans zu machen. Schon die Kritik wies nachdrücklich auf die großen Entwicklungsmöglichkeiten dieses Genres in stofflicher und darstellerischer Beziehung hin. „Die realistische Richtung macht uns mit der Kraft bekannt, welche in der Wirklichkeit und in dem alltäglichen Leben liegt. Ein Schatz, den der wahre Dichter einst heben wird“ (Naturalismus!!), vgl. Voss. Ztg. 17. 12. 1857. — Und weiter, anlässlich des Gastspiels der französischen Truppe Bouchet bei Wallner (Dezember 1857): „Die franz. Schauspieler spielen dem Publikum das Schaubewußtsein fort.“ Sie „schaffen Daguerrotypen, mag der strenge Porträtkünstler auch die Achsel darüber zucken“ (vgl. den Stil der späteren naturalistischen Darstellung!). Allein der äußere Erfolg der französischen Darbietungen war außerordentlich: „Wenn das so weitergeht, wird die Blumenstraße bald mit den Linden nicht tauschen wollen. — Equipagen rollen, asthmatische Droschken eilen, Fußgänger drängen sich auf dem schmalen Trottoir, selbst Kinder fehlen nicht. — Franzosen, Legationsräte und Bankiers, Attachés und Generäle besuchen jetzt — die grüne Neune, welche verwundert fragt: „Wie kommt solch Glanz in meine Hütte?“

Die Voss. Zeitung gibt eine gute soziologische Charakterisierung des Wallnerpublikums vor dem großen Erfolg des „Aktienbudikers“ von Kalisch: „Schon seit längerer Zeit gehören die Völkerwanderungen nach der Blumenstraße zu den gewöhnlichen Ereignissen und die verschiedenen Stadtteile feiern ihre Zukunft in der Königstadt. Man sieht dort den Autochthonen und Urbewohner neben den Eingeborenen der Wilhelmstadt, den Ansiedler des Köpenicker Feldes, den Gerber- oder Färbereitreibenden Friedrichsgrachter neben dem Roß-, Kronen- und Jacobstraße, kurz ganz Berlin gibt sich in der Königstadt ein Rendez-vous.“

„Die Erfolge der Truppe Bouchets in der karikierend dargebotenen Bluette, dieser Orgie des toll gewordenen Vergnügens“ (Voss. Ztg. 12. 12. 1857) zeigten Wallner die starken Möglichkeiten eines drastischen Stiles der Darstellung. Er blieb daher den Bedürfnissen seines Stammpublikums, des Bewohners des Frankfurter Viertels, das sich überwiegend aus Kleinbürgern, Handwerkern und kleinen Gewerbetreibenden zusammensetzte, treu. Bei Eröffnung der umgebauten Grünen Neun erklärt er im Prolog: „Das Publikum mag in diesem Theater keine Gestalten der sog. guten Gesellschaft sehen; es geht in das Wallner Theater, um über Unsinn zu lachen, — — — und nimmt, wenn es denn durchaus sein muß, auch wohl noch etwas Überschwänglichkeit und Sentimentalität mit in den Kauf, aber mit feinen Lustspielen muß man ihm wegbleiben“ (Voss. Ztg. 19. 10. 1858). Eine besondere Gefahr war das Sonntagspublikum, das sich mit einer Befriedigung der Lachlust begnügte und keine höheren geistigen Ansprüche stellte. „Kaviar“ war für dies Publikum nicht geeignet. Am 13. 12. 1857 wird eine an sich gelungene Parodie auf sentimentale Rührstücke — Birch! — „erbarmungslos ausgepiffen“ (Voss. Ztg. 16. 12. 1857).

Doch durfte sich auch in Gegenwart dieses Sonntagspublikums das Gebotene nicht unterhalb einer vom guten Geschmack gezogenen Grenze bewegen. Einen Zusammenstoß mit diesem Publikum gab es am 16. 5. 1858 anlässlich der Aufführung des Stückes „Familie Padde“, die ein Opfer seiner Lynchjustiz wurde. Es wurde „Doktor Peschke“ und dann „Ein gebildeter Hausknecht“ verlangt (Voss. Ztg. 19. 5. 1858): „Die gef. Direktion sah sich gezwungen, diesem Begehren nachzugeben.“ — — — Die



Franz Wallner  
um 1860

recht humorvolle Kritik endet: „Umsonst streckte Vater Helmerding flehend seine Hände empor; sein graues Haar, und, was noch mehr sagen will, selbst seine Beliebtheit schützten ihn nicht vor dem drohenden Geschick. — Reusche wollte noch vor dem Ende wie Arion durch des Gesanges Macht die harten Herzen der Barbaren erweichen, er wurde unter wildem Mordgeschrei erstickt.“

Die Erfolge Wallners beweisen, daß er im allgemeinen stets mit Geschick die Auswahl der Stücke nach dem Geschmack der Gesellschaftsschicht traf, aus der sich sein Publikum zusammensetzte. Kalisch macht aus der Not eine Tugend, als er sich im Prolog zur hundertsten Aufführung des Aktienbudikers von der Richtung des Kgl. Schauspielhauses absetzt: Kladderadatsch-Müller (Helmerding) liest an der Litfaßsäule den Theaterzettel des Königstädtischen Theaters und erklärt, daß er „nisch gegen die Männer der hohen Kunst am Gensdarmenmarkt“ habe:

„Z. B. der Hamlet, der wahnsinn'ge Häring,  
Mit'n Sein und Nichtsein — det is sehr jut von Döring.  
Und Shylock mit'n Messer, der olle Rabbiner,  
Janz schön und niedlich! — Aber 't is keen Berliner.  
Und wenn ick tu ins Theater gehn,  
Denn will ick mir in den Spiegel sehn,  
Und det wirkliche Leben und nischit figürlich,  
So wie et is — so ganz natürlich,  
Die feinen Leute und det Straßengesindel,  
Mit eenem Wort, den Berliner Schwindel.“

Eine Betrachtung der Stücke nach Motiven und Gestalten ergibt, daß Wallner diese Absicht restlos verwirklicht hat. Motive (in Auswahl): Die brüchige Moralität des damaligen Bürgertums, das krankhafte Streben nach Aufstieg in eine höhere soziale Sphäre, der lächerliche und verirrte Bildungshunger (bes. in Gestalt der Theaterleidenschaft), der Bildungsdünkel; politisch bes. Kleinstadt, Kleinstaaterei und Partikularismus. — An positiven Werten werden übermittelt: Die Ehre des sozial Unterdrückten, Toleranz, die Ehre solider Berufsarbeit, der Gedanke der nationalen Einheit.

Sehr groß ist die Fülle der Gestalten (die immer Typen sind): Bummler aus Kreisen der Aristokratie und des wohlhabenden Bürgertums, der kesse Berliner, die listige Kammerzofe (als Dienstmädchen und Köchin, als Nähmamsell und Putzmacherin), der harte Hauswirt, der Hausdrachen, der alte Genießer auf Abwegen in der Residenz, Klatschbasen, geheime Wohltäter und die große Gruppe der Spekulanten, Glücksritter und Schwindler.



### 3. Die Presse

Seit 1859 macht sich eine Posseninflation in den Berliner Theatern bemerkbar; denn andere Bühnen wollten sich die einträglichen Pfünde dieses Genres nicht entgehen lassen (Deichmanns Theater — schon seit 1848 — das Theater Callenbachs i. d. Chaussee Str., aus dem 1858 das Meysel-, 1865 das Woltersdorf-Theater hervorgeht, Kroll, das neue Vaudeville-Theater Callenbachs am Johannistisch vor dem Halleschen Tor ab 1860 und schließlich auch das Vorstädtische Theater der Witwe Gräbert). Für alle arbeitete ein Heer von Possenschreibern, z. B. H. Salingré, R. Hahn, A. Hopf, S. Haber, G. Belly, R. Linderer. Sie erreichten mit ihren Erzeugnissen nicht das Niveau des Wallnerschen Triumvirats Kalisch-Pohl-Weirauch. Die Presse richtete von 1860 ab energische Angriffe gegen den „höheren Possenblödsinn“ und nennt das Gebiet „verwahrlost und verkommen“ (Voss. Ztg. 18. 10. 1860). Schließlich spricht sie von einer „Weißbier- und Fuselatmosphäre“ (Voss. Ztg. 28. 4. 1861, 26. 10. 1863) und einer „Alma Mater des Blödsinns“ (7. 2. 1862, Voss. Ztg.), die kein Ethos besitze und nur die Absicht verfolge, die Lachlust des Publikums zu erwecken. Getadelt wird der Mangel an innerem Zusammenhang, die geistige Roheit, die Albernheit und Nichtsnutzigkeit. Die Akte könnten vertauscht werden. Die Zeichnung der Charaktere wird verglichen mit den plumpen, grell gemalten Bildern auf dem Dorfjahrmakel, der Dialog mit einem Trödelladen voll alter, abgelegter Witze. Die Einwürfe waren berechtigt,<sup>38</sup> sofern die Kritik einer Entartung des Publikumsgeschmacks entgegenzutreten wollte. Sie waren unberechtigt, soweit man einen literarischen Maßstab an diese Erzeugnisse legte und von diesem Genre sogar die Lösung einer volksbildenden Aufgabe verlangte, die Entwicklung einer gesunden sittlichen Idee (Voss. Ztg. 17. 8. 1865). Das Wesen dieses Genres wurde damit verkannt: In ihm sollte eben nur „Schau gespielt“ werden in Dialog, Gesang und Tanz. Auch der Witz war Ausdruck der Zeit, was die Mißerfolge Wallners mit Neuaufführungen alter Stücke aus dem Spielplan des ersten Königstädtischen und des Kgl. Theaters beweisen, obgleich die Darstellung in diesen Fällen besser war als einst im Haus am Alexanderplatz und am Gensdarmenmarkt (Blums „Stündchen vor dem Potsdamer Thor“ 26. 9. 1867 und „Bär und Bassa“ 17. 10. 1867, beide also erst gegen Ende der Direktion Wallner!).

Kalisch wies solche Angriffe mit der Kraft seiner Intelligenz zurück:

„Wenn der Berliner auch mal räsontiert, —  
So ist er häufig doch zu arg verschrien.  
Sein scharfer Witz wohl beißend kritisiert,  
Doch einem guten Witz wird leicht verziehen.  
Ich bin Berliner, und das ist mein Stolz,  
Ich schlürf den Blödsinn gern in vollen Zügen.  
Wir sind ja alle aus demselben Holz!  
So laßt uns doch das kindliche Vergnügen.“  
(Aus Kalisch-Pohl, Namenlos, 1864.)

In der gleichen Posse geht Kalisch dann in Frakturprosa zum Generalangriff gegen nörgelnde Kritiker über: Akt III, Scene 9:

Graf: Was verstehen Sie eigentlich unter „höheren Blödsinn“?

Kiewe (Flickschneider): Das wissen Sie nicht? — Excellenz — das wissen Sie nicht? Wenn der Mensch als Kind auf den Kopf gefallen ist und sich in seinem Gehirn einen Schaden getan hat, so daß seine intellektuelle Tätigkeit durch Vorwahrung von Schwäche auf dem Gefrierpunkt steht, oder was man sagt: Wasserkopf, insofern er von seinem geistigen Vermögen keine Einkommensteuer zu zahlen hat, von wegen: „Is nich!“ — so nennt man das Ganze die niedrigste Stufe oder Blödsinn. Wenn dagegen ein Mensch nicht auf den Kopf gefallen ist, sondern im Gegenteil nur dadurch einsieht, daß es mit dem ganzen Menschheitsschicksal Essig ist, und dieser Essig bei ihm so in Gärung gekommen, daß sein Niederschlag den ganzen gesellschaftlichen Sauerteig ruinieren

würde, so ist er durch die Theaterzensur und andere geistige Kinderbewahranstalten gezwungen, den scharfen Essig seiner Erkenntnis mit dem dicken Öl der ausgelassenen Laune zu vermischen und die richtige Mischung dieses Essigs und Öls über den sauren Häring des allgemeinen Katzenjammers nennt man den höheren Blödsinn.

Blödsinn ist ein Kind der zweiten Hälfte unseres vorschreitenden Jahrhunderts, und ist der Gegenteil von — Stumpfsinn. Blödsinn ist nicht so dumm, er ist nur verdächtig von verunglückten Trauerspieldichtern, welche sich in die Feuilletoner der Tageszeitungen geflüchtet haben. Blödsinn ist Wahrheit mit bitterem Witz überzuckert. Blödsinn faßt Erbärmlichkeiten beim Zopf und zeigt, wie erbärmlich der Zopf ist. — Blödsinn ist das Vergnügen des Mißvergnügten, die Scheidemünze des Armen, womit er dem Reichen auszahlt, — die Waffe des Wehrlosen, das Verständnis des Unverständlichen. — Blödsinn ist zum Beispiel das, was ich jetzt hier spreche — (mit erhobener Stimme) Kurz, Blödsinn ist dasjenige vor diejenigen, die es verstehen, und wer den Blödsinn nicht begreift, dessen Sinn ist blöde.“

Kalisch wertete seine Erzeugnisse von einem Blickpunkt, der höher lag, als ihn die Kritik einzunehmen wagte: Sie sollten ein Mittel sein im Kampf um soziale Befreiung und um Erringung des demokratischen Rechtes auf freie Meinungsäußerung.

### Die Darsteller

Die Wirkung der Darstellung ist gerade beim Possentheater im stärksten Maße abhängig von der verständnisvollen Zusammenarbeit zwischen Autor und Darsteller und von der Formung eines festen Ensembles durch die Leitung. Nur ein eingespieltes Ensemble kann einen Possentext voll zur Wirkung bringen. Im engen Rahmen dieser Abhandlung muß von einer Würdigung aller wertvollen Kräfte, über die das Wallner Theater verfügte, Abstand genommen werden, z. B. der Wollrabe, K. Mittels, Mitterwurzer, des Regisseurs und Schauspielers Keller, der Vorgängerinnen und Nachfolgerinnen der Soubrette Anna Schramm. Die Wertung wird daher beschränkt auf „das Hohepriesterkollegium“ der komischen Muse: August Neumann, Anna Schramm, Theodor Reusche, Karl Helmerding. Sie wirkten bei Wallner zusammen in den Jahren 1861 bis 1866. Vom Blickpunkt des Ensemblespiels aus stellen diese Jahre also den Höhepunkt dar. Helmerding gehörte zum Stammpersonal, das aus Posen kam, Reusche (1. Auflr. 1. 12. 1855), Neumann kam 1859 aus Leipzig, Anna Schramm 1861 von der Deichmann-Bühne. Alle Darsteller waren Norddeutsche: Helmerding Berliner, Reusche Hamburger, Neumann Sachse, Schramm aus Reichenberg in Böhmen.

#### 1. August Neumann und Therese Neumann

Ursprünglich ein Baßbuffo, sein Erscheinungsbild: breite, unteretzte Behäbigkeit, ein Thielscher- oder Henry-Bender-Typ. Vertreter des alten Rollenfachs: Komischer Vater. Er arbeitete mit geringen Mitteln. Ein leichtes Zucken der Mundwinkel, ein Zwinkern der Augen, eine kleine Handbewegung genügten. — Seine Frau Therese weist gleiche Leistungen im Fach der Komischen Alten auf.

#### 2. Anna Schramm

Einst „die Furchtbar Nette“ genannt, d. h. sie war kein Claire-Waldoff-Typ. 1861 wird sie Nachfolgerin der Amalie Wollrabe. Sie entstammte einer Schauspielerfamilie, die ältere Schwester Amalie war bei Deichmann, wie Anna selbst seit 1857. Schon beim Debut am 3. 5. 1857 zeigt sie ein „über die gewöhnliche Soubretten-Agilität hinausgehendes sehr hübsches Talent“. „Aus einzelnen Reden klang eine sehr hübsche Innigkeit“ (Voss. Ztg. 6. 5. 1857). Deichmann hatte ihre besondere Eignung für das „verwaiste Fach der Berliner jugendlichen Lokalrollen“ entdeckt (ebenda). Die Bezeichnung „Furchtbar Nette“ kennzeichnet ihr Wesen: Bei aller Ausgelassenheit war sie immer anmutig und graziös; die durch Takt gezogenen Grenzen hat sie nie überschritten. Ihre Grazie im Geist und in der Bewegung erreichten ohne Absicht die größten

Wirkungen. Mit Geistesgegenwart und Mutterwitz verhalf sie oft auch minderwertigen Erzeugnissen zum Erfolg. Dabei war sie naturwüchsig und stand z. B. dem „Gebildeten Hausknecht“ Helmerdings als „Gebildete Köchin“ um nichts nach. Sie war die naive *Soubrette par excellence*. Auch in anderen als Berliner Rollen glänzte sie, z. B. bei Aufführung der Übersetzung eines französischen Lustspiels führte sie das Stück zum glänzenden Erfolge, indem sie in ihrem Spiel die besondere französische Feinheit und Grazie, die Caprice und Drölerie zeigte. Ebenso konnte sie sich bei der Darstellung einer sächsischen Kammerjungfer durch köstliche Naivität die Herzen der Zuschauer gewinnen. Später wurde sie wohl nur noch von Ernestine Wegener übertroffen, die über größere gesangliche Fähigkeiten verfügte, doch infolge eines frühen tragischen Todes nicht so nachhaltige Wirkungen ausüben konnte. — A. Schramm wechselte 1867 zur Deichmann-Bühne über, 1888 kehrte sie zurück zum Wallner Theater unter Hasemann für das ältere Fach und wirkte seit 1891 dauernd an der Kgl. Bühne, wo ihre Glanzleistung als Apfelhanne in Niemanns Lustspiel „Wie die Alten sangen“ wohl noch bis heute in der Erinnerung alter Berliner geblieben ist.

### 3. Theodor Reusche

Sein komisches Talent wurde von Wallner entdeckt. Er galt als Vertreter des Faches der Charakterkomiker, d. h. es war seine Aufgabe, scharf umrissene Gestalten zu schaffen. Daher wurde auch die Darstellung der Judenrolle in Kalischs „Einer von unsere Leut“ (Isaac Stern) sein größter Erfolg. Die natürliche und lebenswahre Auffassung seiner Rollen konnte somit auch bei umgrenztem Umfang der Rolle große Wirkung erzielen. Wie jeder echte Komiker erreichte er diese Wirkung mit sparsamsten Mitteln. Er war der schwierigen Aufgabe gewachsen, die Possentypen in Charaktere mit einem inneren Schwerpunkt umzuwandeln. Der Coupletvortrag war meisterhaft. Mit Helmerding war er der getreueste Gefolgsmann Wallners und verließ erst vier Jahre nach dem Fortgang Wallners das Theater (1872), um sich von 1875 ab am Wiener Hofburgtheater der Lösung wertvollere Aufgaben zu widmen.

### 4. Karl Helmerding

Es ist nicht möglich, im enggespannten Rahmen dieser Abhandlung die Bedeutung des genialen Volkskünstlers auch nur annähernd zu würdigen. Nur Umrisse für eine Wertung können übermittelt werden.

Helmerding war Berliner (geb. 29. 10. 1822), besuchte wohl die Unterstufe des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums (Kochstraße), ein Freund der Leibesübungen<sup>37)</sup>, doch früher Abgang wegen Trägheit, allgemein starke künstlerische Fähigkeiten. Akademieunterricht im Aquarellieren fördert Beobachtungsgabe (für Formung der Bühnenmaske, wenn er auch die „große Maske“ ablehnte und mitunter nicht einmal Schminke verwendete). Als Besucher des alten Königstädtischen Theaters wird Helmerding der lebendige Träger des künstlerischen Erbes des Komikers Beckmann, doch übertraf er diesen später bei weitem. Dem Wunsch des Vaters folgend, lernt Helmerding erst zwei Jahre Schlosser (der Vater und Großvater übten dieses Handwerk aus) — schon um praktisch sich ev. vor Not schützen zu können, 1. Auftreten als Berufsschauspieler im Potschappel bei Dresden 1847, weiter in der Provinz, Sommer 1848 bei Dir. Spielberger im Gasthof „Zum Schwarzen Adler“ in Schöneberg, dann im Theater Callenbachs, im Königstädt. Theater in der Charlottenstraße, Köln, Kroll, schließlich 1855 zu Wallner nach Posen (dort schon Reusche seit 1854).

Helmerding äußerte sich selbst über die Quellen der künstlerischen Kraft eines Komikers (Gartenlaube, 1874)<sup>38)</sup>. Er unterscheidet drei Gattungen: 1. Auf der niedrigsten Stufe steht der Possenreißer, der Clown, rein am Äußeren hängend. — 2. Höher steht der geborene Komiker, mit kennzeichnender Bewegung, die ein Charakterisieren erschwert (Beispiele: P. Kemp, F. Bressart). Er bleibt stets, was er ist, er schafft einen Typus. Damit ist er aber gerade immer ein Liebling des Publikums.



Reusche — Anna Schramm — Helmerding

— 3. Auf der höchsten Stufe steht der von innen heraus gestaltende Komiker. Er schafft unbewußt aus der Erinnerung der Beobachtung, ohne solche Beobachtungen jedoch bewußt festzulegen.

Helmerding vereinigte die unter Ziffer eins und drei genannten Eigenschaften. Der Erscheinung nach war er zum Komiker prädestiniert. Auf untersetztem Körper saß ein starker Kopf, kaustische Gesichtszüge, vorgewölbte Brauen, eine römische Nase, ein starker Mund mit breiten Lippen. Infolge seiner Neigung zu körperlichen Übungen (Turnen und Tanzen) war er ein Meister des grotesken Bühnentanzes, von unübertrefflicher Gelenkigkeit (1856 z. B. in Nachahmung der englischen Tänzerin Lydia Thompson), oder „jeder Zoll ein Tänzer“ (1859 im Stück „Ein alter Tänzer“).

Helmerding war ein schöpferischer Komiker mit innerer Beobachtung. Die im Text der Possen gebotenen Typen schuf er um zu Charakteren.<sup>39)</sup> Helmerding begann seine Laufbahn im Fach des Liebhabers und Intriganten. Sein komisches Talent wird von Dir. Callenbach entdeckt (eng. So. 1851/52). Neigung zur Übertreibung (Chargierung) wird ihm noch 1855 vorgeworfen (Voss. Ztg. 18. 9. 1855). Doch hat er so, auch noch in seiner Glanzzeit, manchem Schmarren — zum Unwillen der Kritik — zum Siege verholfen.

Entscheidend für die Formung seines darstellerischen Stils scheint das Gastspiel der Truppe des französischen Schauspielers Levassor (1808—1870) im Kgl. Französischen Theater im Schinkelsaal des Kgl. Schauspielhauses (Febr. und März 1856) gewesen zu sein. Levassor war ein Verwandlungskünstler<sup>40)</sup>, der allein aus seiner mimischen Kraft schöpfte. Ein Verständnis der Sprache war hierbei beim Zuschauer gar nicht erforderlich. Er fesselte ohne Ton und Stimme. Auch Helmerding versagte die Natur eine Nachtigallenstimme (Voss. Ztg. 11. 5. 1855). Die Kunst des Chansons hatte bis dahin fast ausschließlich auf französischen Bühnen ihre Kultur gefunden. Der Chanson-Sänger gibt nur den geistigen Ausdruck, das Seelenkolorit. Eine Stimme würde ihm geradezu hinderlich sein (vgl. Kritiken bez. Levassor, Voss. Ztg. Febr. 1856). Reusche versuchte zur gleichen Zeit (28. 2. 1856) eine Nachahmung der Leistung Levassors (Pietsch in Robert der Teufel, nach: Titi à Robert le Diable), stand jedoch weit zurück, trotz äußeren Erfolges. Helmerding bearbeitete 1857/58 einige Chansonetten Levassors (Die Leiden eines Choristen (Les tribulations d'un choriste), Adelaide oder der Improvisator, Lucia di Lammermoor. Auch das Zwischenspiel



„Tannhäuser“ in Kalischs „Münchhausen“ (Jan. 1856) war eine Parodie auf Wagner nach dem Muster der Chansonetten Levassors. Im Juni 1858 tritt Helm. bereits mit dem Franzosen Bouchet im Vortrag deutscher und französischer Chansonetten auf, mit Madame Bouchet sogar in einem Schwank in deutscher und französischer Sprache („Parlez-vous français oder der Cousin aus Potsdam“). Den Stil seines Coupletvortrages hatte er gefunden: Obgleich nur heiser-krächzend, rief er Stürme des Beifalls hervor. Kalisch trug dem Rechnung und verfaßte für ihn Verse in lakonischer Kürze:

Als Beispiele:

Vom Juristentage oder Ein Berliner in Wien (E. A. 30. 12. 1862):

„Und wenn man mal,  
Was nicht gut,  
Heißt es: Anton,  
Nur kalt Blut!  
Nur nicht gleich  
Obstinatsch.  
Dafür haben wir  
Kladderadatsch.“

Die Mottenburger (zus. mit Weirauch, E. A. 23. 12. 1867):

„Wiege Spree — Erziehung Pankow  
Graues Kloster — Quarta bloß,  
Ergo — klasz'sche Bildung manco,  
Straßenjunge — aber groß!  
Dauerläufer — Schnellbeweger, —  
Angestellt — Depeschenträger:  
Ganz Europa — Alles durch —  
Endlich hier in Mottenburg.“

Als Beweis für die starke Wirkung seines Vortrags soll hier noch aus den Akten der Zensur ein Auszug aus einer Eingabe der Berliner Schützengilde (26. 7. 1858) gegen Helmerding gegeben werden.

Gegenstand der Beschwerde ist ein Couplet (aus Kalischs „Berlin wie es weint und lacht“), in welchem Helm. die Gilde „auf's äußerste lächerlich macht“<sup>53</sup>). Helm. ist zur Zurücknahme bereit, falls die Gilde darauf bestehe. Zweifellos mit der Absicht, daraus eine neue, wohl noch kräftigere Strophe zu formen. Die Gilde weist auf ihre „große, mit kgl. Statuten versehene Gesellschaft“ und auf hohe Protektoren hin (Feldmarsch. v. Wrangel, Oberbürgermstr. v. Krausnick). Die Polizei müsse die Gilde „vor solcher Unbill schützen“. (Randbemerkung des Pol.-Präs. von Zedlitz: „Ich fühle mich durch diese Unbill nicht verletzt.“)

„Aber alles war vergebens, allabendlich singt Herr Helmerding die uns verletzende Strophe, und das Publikum, welches stets jubelt, wenn nur irgendwer lächerlich gemacht wird, klatscht ihm Beifall zu. — Müssen wir das ruhig dulden? Müssen wir stillschweigend gewahren, wie der Makel der Lächerlichkeit alle Abende aufs neue auf unsere Gesellschaft gespritzt wird? Liebe und wackere Mitglieder der Gilde scheiden ob dieser Unbill bereits aus. — Welcher Weg ist einzuschlagen? Ich komme daher im Namen der Gilde zu Ihnen, hochgeehrter Herr Präsident, um Sie zu bitten, die uns verletzende und der Lächerlichkeit bloßstellende Stelle des gen. Stückes zu unterdrücken.“

Mit vorzügl. Hochachtung u. Resp./Ew. Hochwohlgeb. ganz erg.

Finger,  
Vorsteher der Berliner Schützengilde.“

Mit sichtlichem Behagen vermerkt der Präsident (?) am Rand mit Bleistift: „Ist das die von der Schützengilde im Jahre 1848 angestrebte Freiheit?“ Kulturgeschichtlich ein köstliches Stück Berliner Spießertums. Politisch eine Racheaktion für die Teilnahme der Gilde am Kampf auf den Barrikaden.

Helmerding wurde schließlich zum Schöpfer eines eigenen Rollenfachs. Die Nachahmung glückte selten<sup>54</sup>), doch die Wallner-Bühne strahlte über ganz Deutschland

aus, und jede Bühne wollte ihren Helmerding haben, denn nicht jeder konnte nach Berlin reisen, um einer Aufführung mit Helmerding beizuwohnen.

Er war eben der Kladderadatsch in der Praxis geworden<sup>55</sup>) und neben Bismarck die volkstümlichste Gestalt in Berlin. „Nach Berlin reisen, ohne Helmerding zu sehen, würde heißen: Nach Rom reisen, ohne den Papst gesehen zu haben“<sup>56</sup>). Unter dem Nachfolger Wallners, Lebrun, wurden Helmerding in gehaltvolleren Stücken (aber nur teilweise — wie „Der Registrator auf Reisen“ und „Mein Leopold“, beide von L'Arronge) künstlerisch höhere Aufgaben gestellt, so daß der 21. 12. 1872 und 23. 12. 1873 wohl den Höhepunkt seiner Erfolge darstellen. Mit „Mein Leopold“ hatte aber das Wallner-Theater seine Eigenart als Possentheater eingeübt.

### Franz Wallner.

Der große Raimund-Darsteller opferte seinem Werke seine Kunst. Natürlichkeit, Wirklichkeitsnähe, sorgfältige Spielleitung waren die Ergebnisse seiner Studien in der Jugendzeit beim österreichischen Bauerntheater<sup>57</sup>) und seiner mehrfachen Aufenthalte in Paris<sup>58</sup>), wo er als Charakteristikum immer wieder die „Mise en scène“ hervorhebt. Auch in der Vervollkommnung der Ausstattung folgt er den Franzosen und führt auf dem neuen Theater (1864) feste Dekorationsbauten ein, sog. praktikable Dekorationen, nicht „nach der gewöhnlichen Manier unserer Maler flach auf flache Leinwand gemalt“<sup>59</sup>). Er allein verstand es, die Schar der prominenten Darsteller zusammenzuhalten, während es unter der stellvertretenden Leitung seiner Frau ständig zu Revolten kam<sup>60</sup>). Als Geschäftsmann kennzeichneten ihn Sauberkeit und Solidität der Gesinnung. Er zahlte den Autoren Tantiemen<sup>61</sup>), statt sie nach Gepflogenheit der Zeit mit einer Pauschale abzufinden. Seinem bescheidenen Wesen entsprechend, spricht er in seinen theatralischen Erinnerungen nie von seiner Leistung, sondern nur von Eindrücken, die fremde Kunst auf ihn machte. Als zwei Hauptstützen seines Personals gingen (1866 Neumann und Frau, 1867 A. Schramm) und bei Wallner erste Anzeichen von Zuckerkrankheit auftraten, verpachtete er das Theater ab 1. 5. 1868 an Direktor Lebrun (= Leineweber) aus Ostpreußen.

Ein sorgenfreier Lebensabend war ihm nicht beschieden. Zerwürfnisse mit seiner Frau verbitterten. Sein schönheitsdurstiges Herz suchte Vergessen im Besuch zahlreicher europäischer Städte und Länder. Alle Pläne seiner mehr auf Prestige bedachten Frau, unter Leitung der Söhne eine neue Blütezeit seines Theaters heraufzuführen, lehnte er energisch ab<sup>62</sup>); denn er wußte, daß Eitelkeit die Triebfeder solcher Pläne war. Jeder äußere Schein, der nicht Ausdruck einer wirklichen Leistung war, war ihm tiefest zuwider. Noch in einem Altersbrief aus dem Jahre 1875 glosierte er die Abfütterung von mehr als einem halben Hundert nicht interessierter Schmarotzer im Hause seiner Frau<sup>63</sup>).

Er stirbt 1876 in Nizza, umhegt von seinem Sohne Franz. Auf Wunsch der Frau wird er etwas später nach Berlin überführt und auf dem Georgenfriedhof beigesetzt.

Mit ungeheurem Wagemut formte er aus einer kleinen Bühne ein Theater, dessen Ruf sich nicht nur über ganz Deutschland, sondern auch über Europa verbreitete. Daher steht der Name Franz Wallner ebenbürtig neben den Namen der großen Theaterleiter, die den Weltruf Berlins als Theaterstadt begründeten: Otto Brahm und Max Reinhardt.

### Bedeutung des Werkes Franz Wallners.

Es wäre falsch, Wallners Werk nur vom lokalgeschichtlichen oder nur vom theatergeschichtlichen Standpunkt aus zu werten. Es ist zugleich eindeutiger Ausdruck der Gesellschaft seiner Zeit; als die bürgerliche Gesellschaft dem Höhepunkt ihrer Entwicklung zustrebte, formte sie sich ihr Theater, das aber immer Volkstheater blieb, eben als Ausdruck des Bürgervolkes im weitesten Sinne des Wortes. Hier kann nur ein Hinweis gegeben werden auf das sehr tiefgreifende Problem: Wallners Theater als Volkstheater. Dies Theater war gegründet als ein nach dem

Volke ausgerichtetes. Hier wurden seine Kämpfe, Sorgen und Freuden dargestellt. Die Dynamik dieses Erlebens steigerte das Gemeinschaftsgefühl und trug so dazu bei, einen gemeinschaftlichen Geist, eben das Stammesgefühl des Berliners zu schaffen. Am Erleben dieses Theaters nahmen wirklich alle teil<sup>60)</sup>.

Vom geistigen Erbe des Wallner-Theaters zehrte das Berliner und das gesamte deutsche Theaterleben, solange die bürgerliche Gesellschaft führend blieb. Nach Errichtung des sozialen Staates, am Ende des ersten Weltkrieges, hätte eine Neuorientierung stattfinden müssen. Das gelang nicht: Das Volkstheater wurde abgelöst durch die Volksbühne, die höheren Zielen nachstrebt. Auch ein wenig Volkstheater hätte dem Wettbewerb des mindestens damals noch stark zivilisatorisch ausgerichteten Films kaum standhalten können.

Noch schwieriger wird die Wertung, wenn man eine von der Kritik hingeworfene Bemerkung heranzieht, in der die kulturgeschichtliche Bedeutung des Wallnerschen Werkes intuitiv erfaßt wird: „So nähert sich unsere Posse wieder unbewußt der alten improvisierten Komödie, freilich öfters auf Kosten des guten Geschmacks und der wahren Kunst“<sup>61)</sup>.

Allerdings hatten die italienische Commedia dell'arte und ihre ersten zu ermittelnden Vorläufer, die römischen Atellanen, schwerlich die Absicht, Sitte, Anstand und hohe Kunst zu fördern. Aber das Wesen der Possenbühne als mimisches Theater ist in der Bemerkung des Kritikers klar erfaßt. Bei einer Wertung des Werkes Franz Wallners von diesem Blickpunkt aus muß noch einmal auf die Tatsache hingewiesen werden (vgl. Teil Spielplan in vorliegender Abhandlung), daß sich unter vierzehn erfolgreichen Stücken Kalischs nicht weniger als neun Einakter befanden, d. h. Stücke, in denen die mimische Kraft der großen Komiker-Solisten sich voll betätigen und so Leistungen hervorbringen konnte, vor denen auch die Kritik bedingungslos die Waffen senkte<sup>62)</sup>.

In seinem Werke „Der Mimus“ (Bd. I, S. 336; 1903) stellt Hermann Reich über den Wert der Posse (um die Jahrhundertwende) eine Behauptung auf, die leicht zu falschen Schlüssen Veranlassung geben kann: „Die blödsinnigen kalauernden Possen, die zahlreich wie giftige Pilze aus der Erde schießen, dürfen wir hier wohl billig unbeachtet lassen. Der echte Mimus kommt mit ihnen kaum in einen Vergleich.“ Reich bezieht sich hier auf die Nachfolger der Wallner-Posse (um 1900!) Die Originaltexte der Wallner-Zeit (und zwar oft die mimisch stärksten) ruhten s. Zt. — von der Behörde noch streng behütet — in den Aktenregalen des Polizeipräsidioms. Sonst wäre Reich wohl un schwer durch Untersuchungen über Motive, Typen und Stil der Darstellung der Wallnerposse zu dem Ergebnis gekommen, daß hier der Mimus — unbewußt nach den Gesetzen des Komischen und Burlesken — sich auf dem Theater zum letzten Male in unserem Vaterlande fast zu beherrschender Stellung erhob.

Daher wird das Werk Franz Wallners für immer eine Stellung im Rahmen der deutschen Kulturgeschichte einnehmen.

#### Abkürzungen.

E. A. = Erstausführung; E. O. = Eröffnung; N. E. = Neueinstudierung; Th. = Theater; eng. = engagiert; Helm. = Helmerding; Slg. Basté = Sammlung von Wallnerbriefen und Zeitungsausschnitten des Herrn Dr. Wallner-Basté, Berlin.

#### Literatur.

Wallner, Agnes, Lebenserinnerungen, hrsg. Blum, Hans, Berlin 1900 (Abkürzung: Agnes).

Wallner, Franz, Rückblicke auf meine theatralische Laufbahn und meine Erlebnisse an und außer der Bühne. Berlin 1864 (Abkürzung: Rückblicke).

Ders., Aus der Theaterwelt, Bunte Reihe Bd. I, Berlin o. J.

Ders., Aus dem Tagebuch des alten Komödianten, Leipzig 1845.

Kohut, Adolph, Karl Helmerding, Berlin 1892.

Gensichen, Otto Franz, Kulissenluft, Berlin 1909.

Saville v. L., Geschichte des Wallner Theaters. 1883.

Ring, Max, Erinnerungen, 2 Bde., Berlin 1898.

Wauer, Hugo, Humoristische Rückblicke auf Berlins gute alte Zeit von 1834 bis 1870. Berlin 1910.

Berlin und seine Bauten, Bd. 2 u. 3, hrsg. v. Architekten-Verein, Berlin 1896.



#### Helmerding als Knetschke

in D. Kalischs Posse „Der Aktienbudiker“  
E. A. 9. 7. 1856

Wurzbach, Österreichische Biographie. Bd. 52, 1885.

Katalog der Theatersammlung der Nationalbibliothek in Wien, Bd. 3, hrsg. Hadamowsky, Wien 1934.

Reich, Adolph, Berliner Dramaturgie, Heft 1. Berlin 1861.

Wallner, Franz u. Alexander, Aus Süd und Nord, Berlin 1876, Abkürzung: Süd u. Nord.

Rheinisches Landestheater, Programmhefte, hrsg. Vogel, Philipp, Jg. 6/7, Hefte 2, 4/7 (Carl Niessen, Das Theater des Volkes).

Anmerkungen. 1) Vgl. Verzeichnis der Literatur. — 2) Im Zentralarchiv zu Potsdam. — 3) Zensurbibliothek des ehemaligen Polizeipräsidioms zu Berlin, Berlin-Dahlem, Landesarchiv. — 4) Slg. „Die Schaubühne“ Bd. 40, Emsdetten/Westf. 1950. — 5) Basté, Das Spottlied der Soubrette, o. J. — 6) Nach Agnes S. 82 u. Ring II, S. 156 hatte sich Cerf auf Veranlassung des einflussreichen Polizeirats Stieber an Wallner gewandt. — 7) Den komplizierten Besitzwechsel der Grundstücke Blumenstraße 9, 9a, 9b setzt Wauer S. 103 auseinander. Es steht fest: I. Blumenstraße 9 ist schon um 1803 Priv.-Th.-Ges.-Thalia, dann Konkordia-Th. (Priv.-Th.-Ges.). 1846 erbaut Konkordia ein eigenes neues Theater (das alte Theater erhält die Nr. 9b, nicht, wie Wauer behauptet, Nr. 9a; denn Nr. 9a ist Priv.-Haus, vgl. Allg. Wohnungsanzeiger f. Berlin 1856 Verlag A. W. Hayn). Hieraus entsteht das „Nowack-Th.“, später das Residenz-Th., abgerissen 1938/39. — Nr. 9 wird nach 1846 wieder Thalia-Th. und nach Wauer mit einer grünen Laterne versehen, „vermutlich um ihrer bescheidenen Mutter auch den Namen „Grüne Neune“ streitig zu machen“ (S. 106). Hier liegt wohl der Ursprung der Laternelegende für das Theater Wallners. 2. Nr. 9b wird von Cerf gemietet, nach dem Wohnungsanzeiger ist Eigner der Rentier Grieben (viell. identisch mit dem von Agnes Wallner angegebenen Th.-Dir. Grieben (S. 84); nach Aufgabe durch Wallner: Ball-Lokal Alhambra (Wauer S. 109), dann Bundeshallen-Th. (Schiller-Th. Progr. 24. 2. 1914), dann August Reiffs „Americain-Theater“ (ebda.). — Nr. 10 Priv.-Haus, später „Residenz-Kasino“ (das Resl. vernichtet durch Kriegseinwirkung), Nr. 11 Gärtner Bouché, wo auch Helmerding 1856 wohnt. — 8) Agnes S. 79. — Prof. L. Belzes Behauptung, daß der Name geändert wurde, um den Namen seiner Verwandten nicht zu kompromittieren (geringe soz. Achtung des Schauspielers um 1820), besitzt mehr Glaubwürdigkeit (Die Dt.

Bühne, 2. Jg., Nr. 13 v. 10. 9. 1910). — 9) Johann La Roche (1735—1802), vgl. Hadamowsky S. 47 ff. — 10) Wallners Laufbahn als Schauspieler in A. D. B. u. Wurzbach, Bd. 52, S. 286. — 11) Agnes S. 58. — 12) u. a. später, Agnes S. 49, 71; Süd u. Nord S. 4. — 13) Agnes S. 81, Gartenlaube Jg. 1887. — 14) Saville S. 8/9. — 15) Erinnerungen Fr. Wallners S. 11 ff. — Agnes S. 86/87. — 16) Saville S. 5. — 17) Wauer S. 105. — 18) Wauer S. 108, wobei Wauer sich wohl auf den Ausbau d. Theaters durch Titz bezieht. U. U. war sie ursprünglich noch etwas kleiner. — 19) Agnes S. 84/85. — 20) Agnes S. 52. — 21) Entweder H. Salingré u. Eduard (wohl Ed. Jacobsohn), Berliner Leben — buntes Treiben (E. A. 11. 5. 1856) zur E. O. d. Sommer-Theaters, kein Erfolg. Oder: Kalisch, Wie gewonnen, so zerronnen (spät. Titel „Der Aktienbudeker“), E. A. 9. 7. 1856, grob. Erfolg. — 22) Saville S. 11 wohl richtig: 1000 Personen. — 23) C. Meyer, Aus Akten d. alten Preuß. Theater-Zensur, in Jb. f. bdrbg. La.-Gesch. 1953, S. 18, Spalte rechts. — 24) Agnes, S. 109/110 gibt eine durchaus glaubhafte Darstellung der unanständigen Machenschaften Cerfs. Wallners Unternehmen sollte durch das neue Prachttheater Cerfs erdrückt werden. — 25) Sig. Basté, Druck von Litfaß. — 26) Text Landes-Archiv Berlin, Zensurbibl.-Arch. Ver. S. 509 — Plätze 1480 (davon 1196 Sitzplätze). — 27) Agnes S. 128 — 28) Sig. Basté, Ausführl. Darstllg. im Schreiben Wallners an Richter, 20. 7. 1865. — 29) Trauerfeier für D. Kalisch, † 21. 8. 1872. — 30) M. Ring, Erinn. II, S. 150. — 31) Voss. Ztg. 21. 6. 1857. — 32) Gedicht Havelland, in der Einleitung der Wanderungen Bd. III. Nach Mitteilung M. Henning: geschr. am Eingang des Melzergrundes (Riesengebirge) anno 1872 (vgl. Briefe a. d. Familie II, S. 128). Später mit Datum Mai 1872 dem II. Bd. vorangestellt. — 33) Sachs-Villatte, Encykl. Wörterb. — 34) Rechtsverhältnisse der Autoren vor 1870 vgl. Fr. Wallner, Aus d. Theaterwelt, Bd. I, S. 32/33. — 35) Stärkste Angriffe bei Ad. Reich, Biner Dramaturgie. — 36) Neumann: 1859 bis 1866, dann zu Deichmann. — 37) In der kom. Scene „Der Jongleur“ (Seitenstück zur Chansonnette L'écuyer, übers. v. K. Helmerding (S. 8. 1858): Spott auf Lateinunterricht bei Spilleke am Fr.-Wilh.-Gymn. i. d. Kochstr., Lob der Leibesübungen (Laufen, Balgen, Klettern, Springen). Der Vortragende behauptet, „durch Faulheit, nicht durch Dummheit sitzengelieben zu sein“. — 38) Nachtrag bei Kohut S. 42. — 39) Kritik v. Dr. Emil Kneschke, Lpzg. o. J. (Anscheinend nach einem Gastspiel Helmerdings): Helm. „entwickelte die Pointen seiner Rollen aus einem

lebenskräftigen, scharfgezeichneten, ganzen und vollen Charakterbilde“. Daher konnte man ein halbdutzendmal in dasselbe Stück gehen. — 40) Larousse, Gr. Dict. Univ. du XIXième siècle. Paris Tome 10, p. 440: Levassor (1808—1870). „Il excellait dans les rôles de travestissement. — On n'a pas surpassé l'amusant comique dans la caricature, n'on plus dans l'art de dire les chansonnettes.“ — 41) Recl. Univ. 16. Jg. H. 12, 1899/1900: Dt. Theaterschau v. R. v. Gottschall. — 42) Kohut S. 67. — 43) Ders. S. 86/87. — 44/46) Süd u. Nord S. 12; S. 6, 8, 210 (Frz. Vaudeville i. Wiener Carl Th. 1845 im Tageb. eines Komödianten S. 169. — 47) Sig. Basté, Brief 14. 1. 1866: Auf einer Konferenz der Dt. Bühnenvorstände protzte ein Hof.-Th.-Dir., daß er für abendfüllende Stücke 50 Taler zahle. Wallner erklärt, daß er Tantieme zahle. Er habe oft für erfolgreiche Stücke 3000 bis 4000 Taler gezahlt. Gen.-Int. v. Hülßen bestätigte dies. Darauf zog sich der Mann bescheiden in seine hochadlige Vorhaut zurück.“ — 48) Sig. Basté (i. 1. 1876). — Fr. Wallner an seinen Sohn Franz: Seine Frau wolle in „maßloser Eitelkeit selbst Direktorin spielen“. „In drei Monaten wäre alles auseinander, von Helmerding bis zum letzten Lampenputzer“. — 49) ebda. „Alles, was in unserem Hause verkehrt, ist anrührend wie die Püschchen von Alexander Dumas.“ — 50) Rhein. Landes-Th. Progr. Artikel von Carl Niessen. — 51) Voss. Ztg. 21. 5. 1867, Kalisch, Namenlos.-N.E. — 52) Betr. Mödinger, Zweierlei Tuch, E. A. 4. 4. 1858: Die Zuschauer waren hingerissen durch das Spiel Helmerdings u. kamen nicht zur Besinnung. Eine Tollheit, die auf die Spitze getrieben ist. Die Kritik konnte nur in das Lachen einstimmen. Ferner 27. 11. 1858: Helm. als dummer Diener durch hinreißende Komik alle Unwahrscheinlichkeiten u. Tollheiten der sich überstürzenden Handlung vergessen lassend. — Dann: 23. 9. 1862 Belly, Bädeler: „Als non plus ultra gipfelte die Komik des Herrn Helmerding.“ — 53) Im Zensur-exemplar (Dahlem, Landesarchiv Rep. 30) befindet sich in einer Coupletanlage eine Strophe, die mit der in der Eingabe erwähnten identisch sein kann. Vom heutigen Standpunkt aus ist der Inhalt harmlos, dürfte jedoch vom kleinbürgerlichen Blickpunkt des Jahres 1856 aus durchaus geeignet gewesen sein, das Blut uniform-süchtiger Spießbürger in Wallung zu bringen:  
„Jüngst auf dem Schützenplatz da  
In Uniform 'nen Mann ich sah,  
Mit dreißig Orden groß und klein.  
Was mag das für ein Feldherr sein“

Wilhelm Eulert:

Julius Schoppe —

ein Maler des Biedermeier —

(mit 1 Abb. im Text und 2 Porträts auf Tafel II u. III)

Wenn auch der weiteren Öffentlichkeit weniger bekannt, ist Julius Schoppe doch einer der bedeutendsten Porträtisten der Berliner Biedermeierzeit. Der geborene Berliner entstammte einer Goldschmiedefamilie und ist in der älteren Generation der einzige, der dem Goldschmiedehandwerk nicht treu geblieben ist. Sein Großvater, sein Vater, dessen beide Brüder und seine eigenen Brüder waren Goldschmiede, bei ihm hat das Erbe seiner Mutter, Johanna Maria Elisabeth Schadow, seinen bestimmenden Einfluß ausgeübt. Sie war die Tochter des Königlichen Kastellans Johann Christoph Schadow in Potsdam und eine Schwester des Hofbaurats Friedrich Gottlieb Schadow. Somit war sie eine Base des großen Gottfried Schadow.

Julius Schoppe wurde in Berlin am 27. 1. 1795 geboren. Bald nach dem Tode seines Vaters, den er schon 1809 verlieren mußte, wurde er Schüler der Berliner Akademie und hatte das Glück, in dem Professor an der Berliner Zeichenakademie, Samuel Rösel (geb. Breslau 9. 10. 1768 — gest. Potsdam 8. 7. 1843) seinen ersten Lehrer zu erhalten, dem er viel zu verdanken hatte. Rösel war ein Original<sup>1)</sup>. Ein kleiner, verwachsener Zwerg mit einem unendlich guten Herzen und voller Humor. Ein guter Freund eines vollen Bechers konnte er eine ganze Gesellschaft mit seinem Witz und seiner guten Laune unterhalten. Seinem Wahlspruch: „semper lustig — nunquam traurig“ ist er Zeit seines Lebens treugeblieben. Seinem Schüler, Julius Schoppe, war er über die Lehrzeit hinaus immer ein treuer Freund und hat dessen Werdegang, auf den er als sein ehemaliger Lehrer besonders stolz war, immer mit großem Interesse und reger Anteilnahme verfolgt. Dies möge der nachstehend wiedergegebene Brief bestätigen, den Dr. Käte Gläser, die Berliner Kunsthistorikerin, wieder aufgefunden hat. Er ist datiert vom 17. Mai 1837 und lautet:

Geliebtes Schöppchen! Mein cidevant Lehrling hat's gottlob so gemacht wie ein gewisser Raffaele da Urbino, sage besser, wie sein oder Schulmeister. Na, so ist's auch recht! Denn Stillstand ist halber Krebsgang.

Vorwärts, Ihr Jungs, rief der olle Blücher, und da ward auch der Sieg errungen. — Dir ist viel gelungen, mein Julius, des bin ich fröhlich und wohl gar ein bischen stolz darauf. Denn das erste Tipp oder Mach! wirkt nach. Ja, ich und kein anderer hab diesen Sapperloter auf die Bahn gebracht. Gesehen hab ich leider das höchst gelungene Portrait von Prinzessin Helene nicht, doch solches gleich ihrem erlauchten Bräutigam per procura sprechend ähnlich — geglaubt und als solches anerkannt. Jetzt, paß auf Figaro, Dein Glück ist gemacht! Dein (dreimal unterstrichen!) alter, ehrlicher, erster Schulmeister S. Rösel. Grüße mir Herzmütterchen und die beiden Blützammelsellen — aber recht herzlich!“

Hierzu sei bemerkt, daß Dr. Käte Gläser sich besonders viel mit Julius Schoppe beschäftigt hat und seinem künstlerischen Schaffen, dem sie ein hohes Zeugnis ausstellt, in ihrem Buche: „Das Bildnis im Berliner Biedermeier“ (Rembrandt-Verlag G.m.b.H. Berlin) in ausführlichen Schilderungen gerecht geworden ist.

Es ist selbstverständlich, daß der Einfluß seines Onkels, Gottfried Schadow, sich in seinen Studien und in seinem Schaffen bemerkbar gemacht hat. Als Schoppe im Jahre 1815 nach Rom aufbricht, gibt ihm Gottfried Schadow einen eindrucksvollen Brief mit auf den Weg, den er mit den Worten schließt: Bleibe fromm und tugendhaft, so wird Dich Gott nicht verlassen. Dies zur glücklichen Reise von Deinem Dich aus der Fülle des Herzens liebenden Onkel Schadow, Berlin, 11. September 1815.

Etwa ein Jahr blieb Schoppe in Wien, dann bricht er nach Rom auf. Eine Reihe Zeichnungen, welche seine Familienmitglieder festhalten und mit Widmungen versehen sind, hat er in einer Buchatrappe mit auf die Reise genommen. Leider sind diese Zeichnungen im Märkischen Museum in Berlin verlorengegangen. Schoppe wohnte in Rom in der berühmten Casa Buti. Die Witwe Buti und ihre schönen Töchter hat er in Bleistiftzeichnungen festgehalten, welche nach Auflösung der Casa Buti um 1900 in Privatesitz gelangten.

Als Schoppe 1825 nach Berlin zurückkehrt, wird er Mitglied der Akademie der Künste und im Jahre 1836 Professor.

Er war in der Hauptsache Porträtist, doch sind auch Landschaften von ihm bekannt, wie z. B. um eine herauszugreifen, der „Königssee in Schloß Babelsberg“.<sup>2)</sup>

Als wohlhabender Mann hat Schoppe wenig im Auftrage gemalt, sondern hauptsächlich zu seiner eigenen Freude. Die Ausstellungskataloge aus seiner besten Zeit 1820—1835 weisen eine ganze Anzahl bedeutender Arbeiten auf. Auch für den Hof hat er gemalt, und wenn er auch einmal in Ungnade gefallen ist, so hat dies weder seiner Kunst noch seinem Ruf als Maler Abbruch tun können. Durch die persönliche Empfehlung Schinkels (dessen Brief an den Oberhofmarschall vom 16. 8. 1828) hat er den Auftrag erhalten, für die von König Friedrich Wilhelm III. neu eingerichtete Kapelle im Schloß die Kartons für die Wandgemälde zu entwerfen. Er war einer der ersten, der den landschaftlichen Hintergrund bei Porträts im Gegensatz zu den bisher gebräuchlichen Beigaben, Vorhängen und ähnlichen Requisiten herausgearbeitet hat. Zum Beispiel in seinem Gemälde der Prinzessin Karl von Preußen, der kleinen Wanda von Graefe vor ihrem Vaterhaus, dem „Finkenherd“ im Berliner Tiergarten<sup>3)</sup> oder seiner beiden Nichten Eveline und Pauline Schoppe vor dem Garten seines Hauses in der Bellevuestraße in Berlin<sup>4)</sup>. Von seiner Hand stammt auch das bekannte Bild des Berliner Kaufmanns Wilhelm Ermeler am Schreibtisch seines Kontors sitzend. Im Besitz des Märkischen Museums in Berlin befinden sich zwei Porträts seines Onkels, des Juweliers Friedrich Jakob Schoppe und seiner Gattin Friederike geb. Huot (meine Ur-Urgroßeltern).

Um ein Bild seines Schaffens zu geben, mögen hier noch einige bedeutende Werke von ihm folgen, so z. B. die Deckengemälde in der Königlichen Oper zu Berlin, welche die Einführung Apolls in den Götterkreis darstellten, sowie Bildnisse von Komponisten und den Musen des Tanzes und der Dichtkunst. Auch der neue Vorhang dieses Hauses nach dem Brande vom 18. 8. 1843 stammte von ihm. Leider sind alle meine umfassenden Bemühungen, diesen Vorhang wieder aufzufinden, ergebnislos geblieben, obwohl ich die betreffenden Stellen, die darum wissen konnten, mehr als genug gequält und belästigt habe. Sie waren aber alle sehr freundlich und haben mir geholfen, leider wie gesagt ohne Erfolg. Den Teesalon der Königin Elisabeth im Berliner Schloß hat er mit Darstellungen aus der griechischen Mythologie geschmückt, neben Dähling, Kolbe und Stilke. Im Schloß Glienicke stammen die Malereien im sogenannten Tempel der Neugier von seiner Hand und im zuletzt als Propagandaministerium benutztem Palais auf dem Wilhelmplatz zu Berlin die Fresken im Speisesaal.

Ein Bildnis einer Dame in weißem Atlaskleid mit Pelzbesatz und einem Hündchen im Arm bewahrt die Nationalgalerie auf. Im Schloß Monbijou hing ein Bildnis der Königin Elisabeth, welches in seiner Einfachheit trotzdem die repräsentative Wirkung nicht vermissen läßt.

Nach Angabe Schinkels hat er die lebenden Bilder aus dem Festspiel „Der Zauber der weißen Rose“ gezeichnet und lithographiert.

Daß Schoppe viele Beziehungen zu Künstlerkreisen gepflegt hat, hat eine ganze Reihe von Rollenbildern auf unsere Zeit kommen lassen. Im Kupferstichkabinett in Berlin können wir uns diese damaligen Größen der Berliner Bühnenwelt vorführen lassen. So Angely und Rösicke als Maurerpolier und Tischler im „Fest der Handwerker“, Beckmann als Daniel Stuzl und Eckensteher Nante, das Solotänzerhepaar Hoguet in der Oper „Nurmahal“, Hofopernsänger Bader als Masaniello, Madame Wolf als Königin Elisabeth und viele andere.

Interessant ist, daß zwei Kinderbilder des späteren Kaisers Friedrich und seiner Schwester, der späteren Großherzogin von Baden, welche auf dem Schreibtisch des alten Kaisers im Palais Unter den Linden standen, angeblich von Begas gemalt sein sollten. Meine Forschungen



gez. von Franz Krüger

nach Schoppe und seinen Werken konnten den Beweis erbringen, daß beide Bildchen von Schoppes Hand stammen.

Zum Schluß dieser Reihe sei noch das große Gemälde „Die letzten Augenblicke König Friedrich Wilhelm III.“ erwähnt, welches die Akademie der Künste in ihren Räumen aufbewahrt.

Die Ausstellungskataloge und die Fachliteratur verzeichnen eine Fülle von Gemälden, Stichen und Zeichnungen Schoppes und geben ein übersichtliches Bild seines Schaffens.

Viele seiner Bilder befinden sich in Privatbesitz und hin und wieder taucht eins derselben aus der Vergessenheit auf, obwohl längst nicht alles, was allein in den Ausstellungskatalogen der Akademie angeführt ist, wiedergefunden werden konnte. Frau Dr. Gläser ist es gelungen, auf ihren Reisen so manchen wertvollen Fund zu machen und den Kreis der bekannten Schoppeschen Schöpfungen zu erweitern. Auch mir ist es gelungen, daß eine oder andere Bild aufzufinden. Schoppes Urenkel, mein Vetter, besaß vor dem letzten Kriege eine Sammlung von etwa 72 Ölgemälden, Stichen und Zeichnungen seines Urgroßvaters, zu welcher ich aus eigenem Besitz 12 Ölgemälde und eine Anzahl Zeichnungen beigezeichnet habe. Diese Sammlung wurde aus Sicherheitsgründen vom Provinzial-Konservator verlagert und ist heute in polnischer Hand. Ob wohl einmal an Rückkehr zu denken sein wird?

Schoppes Signatur zeigte ein verschlungenes „J S“ und hat deshalb zu Verwechslungen mit Schnorr von Karolsfeld geführt, welcher ebenso signierte.

So wird noch auf manchem Edelsitz, in mancher Familie das eine oder andere Bild — auch von anderen Malern dieser Zeit — zu finden sein, von denen man nur aufrichtig wünschen kann, daß sie der breiteren Öffentlichkeit bekannt werden. Es stecken noch so manche Schätze im Verborgenen — nach dem letzten Kriege muß leider mit vielen Verlusten gerechnet werden —, welche als Kulturdokumente unersetzlich sind und eingereiht werden müssen in die Reihe dieser Zeugen einer Epoche, welche in



Deutschland an Hochwertigkeit der Malerei nicht leicht übertroffen werden können. Franz Krüger, Magnus, Begas, Hensel, Wilhelm Schadow, Herdt, Louise Henry, Wilhelm Wach, Hennig, Hopfgarten, Remy, Hummel, Gärtner, Steffek, Piotrowski, Carl Becker, Fielgraf, von Klöber, Streckfuss, Hosemann, Weiß, Cretius und andere sind unvergeßliche Namen dieser wahrhaft künstlerischen Zeit.

Das bekannte Paradebild von Franz Krüger (früher im Schloß Monbijou) zeigt Schoppe im Gespräch mit Professor von Klöber, Hensel und Magnus.

Am 27. Januar 1851 ist Schoppe in der Dreifaltigkeitskirche in Berlin mit seiner Nichte Marie Juliane Pauline Schoppe getraut worden. (geb. Berlin 12. 7. 1819 — gest. Berlin 2. 5. 1879). Er hatte sich mit ihr verlobt, indem er ihr eines Morgens die gedruckte Verlobungsanzeige an die Kaffeetasse gestellt hatte! Dieser Ehe entsprossen 2 Söhne, Rudolf Julius Paul (geb. Berlin 17. 4. 1852 — gest. Halberstadt 1903) und Julius Max Alfred (geb. Berlin 24. 12. 1855 — gest. Berlin 16. 6. 1879). Letzterer starb unverheiratet. Paul heiratete seine Kusine Emma Friderike Adolphine Schoppe (geb. Berlin 1. 11. 1847 — gest. Berlin 18. 5. 1888). Aus dieser Ehe stammen ein Sohn und eine Tochter. Im Mannesstamm ist mit diesem Sohn die Linie von Julius Schoppe erloschen.

<sup>1)</sup> Vgl. in diesem Jahrbuch die Arbeit von Dr. Hermann Kügler, der Maler Gottlob Samuel Rösel und Goethe. — <sup>2)</sup> Zu einem Brief Goethes an Zelter vom 29. May 1828 gehört eine

Beylage

„Der Markgrafenstein auf dem Rauhischen Berge bey Fürstenwalde, von Julius Schoppe an Ort und Stelle gezeichnet und von Tempeldey lithographiert.“

Vorstehendes Blatt in Betrachtung ziehend war mir von Bedeutung, ob hier Fürstenwalde, welches zwischen Berlin und Frankfurt an der Oder liegt, gemeint sey; und ob die sogenannten Rauhischen

Die Fachliteratur findet für Julius Schoppe nur ehrende Anerkennung. So schreibt die Geschichte der deutschen Kunst von Ernst Foerster, Leipzig 1860, u. a. „... viel beschäftigt mit Copieren raffaellischer Werke, suchte er sich für seine eigenen eine schöne und correcte Zeichnung anzueignen, die seinen Arbeiten, ungeachtet der mangelnden Originalität, in Form und Erfindung immer einen Werth sichert.“ Oder im Katalog der Großen Berliner Kunstausstellung von 1911, Seite 21: „... Oder durch das feine Bildchen von Julius Schoppe, einem zu wenig beachteten, begabten Maler, der uns mit der Berliner Geselligkeit in der schwärmerischen, aber sparsamen Zeit der ästhetischen Tees vertraut machte, und der auch in Rom die redliche heimische Schule nicht vergaß...“

Am 30. 3. 1868 ist Julius Schoppe gestorben. Er kehrte von einer Abendgesellschaft heim und setzte sich in seinen gewohnten Lehnstuhl, um noch etwas zu entspannen. Plötzlich sank er in sich zusammen — ein Gehirnschlag hatte diesem schönen Künstlerleben ein kurzes und schmerzloses Ende bereitet. Sein Grab auf dem Friedhof der Jerusalems- und Neuen Kirche an der Baruther Straße lag nahe den Grabstätten von Helmerding und Grolmann und wurde von Freunden seiner Kunst noch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts aufgesucht.

Berge auf dem rechten Ufer der Spree, welche sich hier nach Westen biegt, gelegen seyen?

Gefällige Auskunft erbittet sich ergebenst ...

Zelter antwortet am 1. Juny:

Mit der Localität von Fürstenwalde bist Du an Ort und Stelle. Bauinspector Cantian, unser Obersteinmetz, der sich in Behandlung des Phänomens und der Masse geschäftig erweist, hat mir etwas Belehrendes darüber zugesagt das ich noch zu erhalten gedenke um es hier beyzulegen. — <sup>3)</sup> Vgl. Gläser, a. a. O., Tafel 17. — <sup>4)</sup> Ebd., Tafel 29.

## Hermann Kügler:

# Der Maler Gottlob Samuel Rösel und Goethe

Eine Quellensammlung zu Fontanes Schilderung eines Berliner Originals

(mit 4 Abb. im Text und einer Bildwiedergabe Tafel IV)

Als Theodor Fontane im Jahre 1871 den Friedhof in Bornstädt bei Potsdam besuchte, las er auf einer eisernen Grabtafel: „Hier ruht in Gott Professor Samuel Rösel, geboren in Breslau 1769, gestorben 1843. Tretet leise an sein Grab, ihr Männer von edlem Herzen, denn er war euch nahe verwandt“. Die Rückseite scheint er nicht beachtet zu haben; dort steht: „Er war ein Mensch zum Leben von Gott ausgerüstet, er genoß es dankbar, nützte gerne dem Andern und starb in dem Bewußtsein: 'wahrhaft gelebt zu haben' und in der beglückenden Hoffnung: 'geistig fortleben zu dürfen'“. <sup>1)</sup> Aber ach! Die Hoffnung, die er noch am Grabe aufpflanzte, war wie gewöhnlich trügerisch. „Wer war er?“ fragte Fontane, als noch nicht ein Menschenalter nach Rösels Tode vergangen war. „Ein gußeisernes Gitter, einfach und doch zugleich abweichend von allem Herkömmlichen, schließt die Ruhestätte ein; um die rostbraunen Stäbe winden sich Vergißmeinnicht-Ranken, und zu Häupten steht eine Heckenrose.“ Fontane veröffentlichte das innerhalb seiner Aufsatzreihe „Havel und Haveldörfer“ als

„4. Bornstädt. (Bei Sanssouci)“ in der damals weitverbreiteten Zeitschrift „Über Land und Meer“ 26. Bd., 13. Jg. 1871, Nr. 51, S. 15—17, <sup>1a)</sup> und nochmals in dem Bande „Osthavelland“ seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ 1872. Darauf erhielt er eine Fülle von aufklärenden Zuschriften und teilte sie z. T. in der 2. Auflage dieses Bandes (Titel diesmal „Havelland“) 1880 mit: „Wer war er? Ein Kapitel in Briefen aus aller Welt Enden“. Finderglück hatte ihm noch eine Menge Stoff zugetragen aus dem wohlbehüteten Vorrat von Briefen und Zeichnungen Rösels bei der Frau Geheimen Rat Zimmermann (Havelland S. 268 ff.). —

Aus persönlicher Kenntnis erzählt der Musikdirektor Herman Wichmann <sup>2)</sup> in seinen Lebenserinnerungen; einige andere, bisher übersehene Mitteilungen werde ich weiterhin im Wortlaut geben. Denn eigentlich ist die Frage „Wer war er?“ vor meiner hier veröffentlichten Arbeit noch immer nicht zuverlässig beantwortet worden, obwohl Karl Theodor Gaedertz ein langes und vor-

<sup>1)</sup> Ich habe nicht ermitteln können, woher die durch Anführungsstriche doch wohl als Zitate gekennzeichneten Worte stammen 'wahrhaft gelebt zu haben' und 'geistig fortleben zu dürfen'.

<sup>1a)</sup> Jutta Fürstenau, Fontane und die Märkische Heimat — Germanische Studien, Heft 232. Ebering, Berlin 1941, S. 180. Ihr dort S. 238, Anm. 25a, gegebenes Versprechen löste sie ein in der Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Berlins 1942: Die Entwicklung des märkischen Heimatgefühls vom ausgehenden 16. bis ins 19. Jahrhundert.

<sup>2)</sup> Hermann Wichmann, Frohes und Ernstes aus meinem Leben. Lpz. 1898, S. 7; ergänzt in seinen „Gesammelten Aufsätzen“ Bd. 1 (1884), S. 234 und Bd. 3 (1890), S. 171. — Er war der Enkel des berühmten Keramikers Feilner (vgl. das Kapitel in dem schönen Buch von

Hans Mackowsky, Häuser und Menschen im alten Berlin. Ebda. 1923); Hermanns Vater, der Bildhauer Ludwig W., war Feilners Schwiegersohn. Hermann gibt als sein Geburtsdatum in seiner Selbstbiographie (Frohes und Ernstes ... S. 225/232) den 22. Oktober 1823 an, Berlin im Feilnerhause. Ledebur nennt in seinem „Tonkünstler-Lexicon Berlins“ 1861, S. 639, den 24. Oktober und danach ebenfalls der Riemann. Aber laut Taufbuch der Neuen Kirche in Berlin ist Hermann Richard Tobias Wichmann am 22. Oktober 1823 geboren in der Hasenhegerstr. 4 als Sohn des Ludwig Wilhelm Wichmann, Prof. an der Akademie der Künste, und dessen Ehefrau Auguste Franzisca Amalie geb. Feilner. Hermann Wichmann ist der Verfasser des mit H. W. unterschriebenen Briefes in Fontanes „Havelland“ S. 266 ff. Er druckte seinen Vornamen mit nur einem — n.





völlig dazu angetan, eine ganze große Gesellschaft zu amüsieren. Aber nicht nur deswegen, sondern gewiß noch mehr um seines bis zur Aufopferung guten Herzens willen war er beliebt; er schien die Gefälligkeit in Person zu sein. Am Abend meines Geburtstages kam die Rede auf seine Sammlungen; er forderte mich auf, sein kleines ‚Museum‘ doch auch bald einmal zu besuchen, und ich tat es einige Tage später, begleitet von Frau von Schlegel. Rösel hatte Raritäten aller Art gesammelt und wußte den geringfügigsten Dingen Interesse abzugewinnen. Da ich Gelegenheit gehabt, ihm einige kleine Gefälligkeiten zu erweisen, so drängte es ihn, auch mir eine Aufmerksamkeit angedeihen zu lassen. Kaum hatte er die Teilnahme bemerkt, mit welcher ich sein ‚Museum‘ betrachtete, so versprach er, mir eine kleine Antiquitätensammlung zu schenken, als Anfang zu einem künftigen MUSEUM SEIDLERIANUM. In der Tat erhielt ich schon am nächsten Tage verschiedene Sächelchen und dabei folgendes Gedicht:

Wer früh mit dem rechten Fuße zuerst aufsteht,  
Dann frisch und fröhlich an die Arbeit geht,  
Auch fein und andächtig sein Morgenlied singt,  
Dabei seinen Kaffee bedächtig trinkt:  
Dem erblühen gar fromme Gedanken im Herzen,  
Die soll er achten und nicht verscherzen.  
Als ich den heutigen Tag also angefangen,  
Ist mir in der Seele ein Licht aufgegangen,  
Als sei im Kalender kein bess'rer zu finden,  
Um ein Museum sicher zu begründen.  
Da öffnete ich schnell allerlei Kisten und Kasten  
Voll alter Bilder und Münzen und Pasten,  
Um sieben Sachen daraus zu erkiesen,  
Die da würdig wären für Fräulein Louisen. —  
Erst zog ich A. einen Schnurrbart hervor;

(Anbei ein kleines, in Öl auf Blech gemaltes Männerporträt)

Der kam mir zwar etwas spanisch vor;  
Doch meint' ich, daß unter den alten Trachten  
Auch die altspanische nicht sei zu verachten. —  
Dann griff ich nach B.; denn wer A gesagt,  
Der sage auch B! —

(Anbei ein kleines, ovales auf Blech gemaltes Männerporträt.)

Na, wie behagt  
Dieses Köpfchen? Diesem wackern Niederländer  
Fehlt nichts am Kostüm als die Gewänder . . .“

So geht es weiter zu einer kleinen antiken Tonlampe, dem ‚Fragment einer Paste‘, einer ‚Glaspaste mit Raffaels Bildnis‘, einem kleinen bronzenen Ring und einer kleinen antiken silbernen Münze, unterschrieben ‚Rom 23. Mai 1819‘. Louise Seidler schließt: „Die kleine Sendung, deren harmloser Inhalt unser Künstlerleben und -treiben wohl zu charakterisieren geeignet ist, war auf der Adresse mit dem Zusatz versehen: ‚Geburstagsgeschenk POST FESTUM‘; aber dieser Spaß hätte mir keine größere Freude machen können, auch wenn er zum 15. Mai gekommen wäre.“ —

Ein gern gesehener Gast war der zeit seines Lebens ein fröhlicher Jungeselle gebliebene Mann auch in Berlin; er verkehrte mit beinahe allen Berühmtheiten, die damals hier anwesend waren: mit Bendel, Beuth, Brose, Decker, Feilner, Glatz, Hedemann, dem Philosophen Hegel, Hotho, Humboldt, Jordan, Link, Mendelssohn, Rauch, Schadow, Schinkel, Schleiermacher, Schulz, Varnhagen von Ense, Zelter, Zimmermann u. v. a. m. Mit seiner Komik, seinem sprudelnden Witz, seiner unermüdbaren Gefälligkeit und seinen gesellschaftlichen Talenten wußte er zu erheitern. Besonders belustigte seine Gabe, in leichten Versen zu reden. Wie groß sein Ansehen war, zeigt die Fürsorge des Königs Friedrich Wilhelms IV. für den im Alter etwas schwachsinnig gewordenen und

dem Trunke ergebenen Mann: er gab ihn in die Obhut des Hofgärtners zu Charlottenhof. Wenn er von seinen Reisen zurückgekommen war, hieß es: „Rösel ist wieder da!“ Er lud sich bei seinen Freunden ein oder wurde mit Einladungen überschüttet. Schadow sagt von ihm<sup>10)</sup>: „Er hatte sich so gewöhnt, seine freundschaftlichen Billets in Reimen zu schreiben, daß es ihm schwer ward, es zu vermeiden. Schwerlich hat irgendjemand mehr Reime gemacht als er, die dann bei festlichen Gelegenheiten vielfach von ihm vorgetragen wurden.“ Meist fügt er in seinen Briefen den Namen des Tagesheiligen dem Datum hinzu.

Im Jahre 1794 wurde er Lehrer für Ornamentzeichnen an der Bauschule zu Berlin, 1802 Professor, 1820 Mitglied der Akademie der Künste. Daneben zeichnete er für die Porzellan-Manufaktur<sup>11)</sup>, und zwar von 1787(?)—1821.

Nach dem frühen Urteil über den Lebenden in Naglers Künstler-Lexikon war er ein geistreicher Künstler. Er habe einen scharfen und treffenden Blick in die Natur und wie wenige das Talent, einen schönen und glücklichen Standpunkt zu wählen; er wisse in einfarbigen Darstellungen die großartigsten Naturszenen zu geben. Der ungenannte Verfasser des gediegenen Buches „Berlin, wie es ist“ (Berlin, bei Natorff & Co., 1831, S. 156) sagt: „... während andere hiesige Künstler vorzugsweise nur die Veduten-Malerei üben, unter denen Rösel eine der ersten Stellen einnimmt. Seine Sepia-Landschaften frei nach der Natur sind stets vom günstigsten Punkte aufgenommen, wohlgeordnet und mit einer so angenehmen Leichtigkeit ausgeführt, daß namentlich die Arbeiten aus der besten Periode dieses Meisters vom entschiedensten Kunstwerte sind.“

Die Nationalgalerie in Berlin bewahrt von ihm 9 Handzeichnungen und 36 Skizzenbücher.

Auch publizistisch ist Rösel gelegentlich tätig gewesen: Goethe schrieb am 15. Juli 1827 an Alfred Nicolovius: „Mit der fahrenden Post erhältst du, mein theuerster Neffe, 10 preußische Thaler, wovon ich Deine Auslagen abzuziehen, auch mir zu vermeiden bitte, wie viel davon übrig bleibt. Hierbey folgt aber ein neuer Auftrag: ich wünsche noch zwey Exemplare der schon übersendeten Anleitung zum Landschaftszeichnen, erste Lieferung, enthaltend 38 Vorlegeblätter, bey J.D. Gröson und Comp. 1827. Ferner hat Maler Rösel landschaftliche Umrisse, in kleinem Format, als Vorschriften für die Jugend, in Steindruck ausgegeben; hiervon wünsche vier Exenplare . . .“ Der genaue Titel der „Landschaftlichen Umrisse“ von Rösel hat bisher noch nicht ermittelt werden können. Laut Naglers Künstlerlexikon sollen sie von Wachsmuth gestochen sein. Das Kaysersche Bücherlexikon verzeichnet von Sam. Gottlob (!) Rösel nur eine Veröffentlichung: Auszug einer geographischen und historischen Beschreibung von Schlesien. Breslau 1783.

Nach seinem Tode sprach kein Nachschlagewerk des 19. Jahrhunderts mehr von ihm, auch nicht die Allgemeine Deutsche Biographie.

Ich würde also einen Toten auferwecken und — sollte ihn doch ruhen lassen? Ich glaube nicht, daß dem so ist. Ein Unrecht ist an ihm gutzumachen; das Schicksal hat es ihm zugefügt, als es ihn aus dem Gedächtnis zunächst der Berliner und der Märker, dann aber auch der Deutschen verschwinden ließ<sup>12a)</sup>. Über Rösel's Leben steht wie über dem so vieler anderer das Wort aus dem Prediger 9, 11 als Leitspruch: „Daß einer angenehm sei, dazu hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne, sondern alles liegt an der Zeit und Glück.“ —

Aber nicht mit dem Künstler habe ich zu tun, sondern mit dem Menschen.

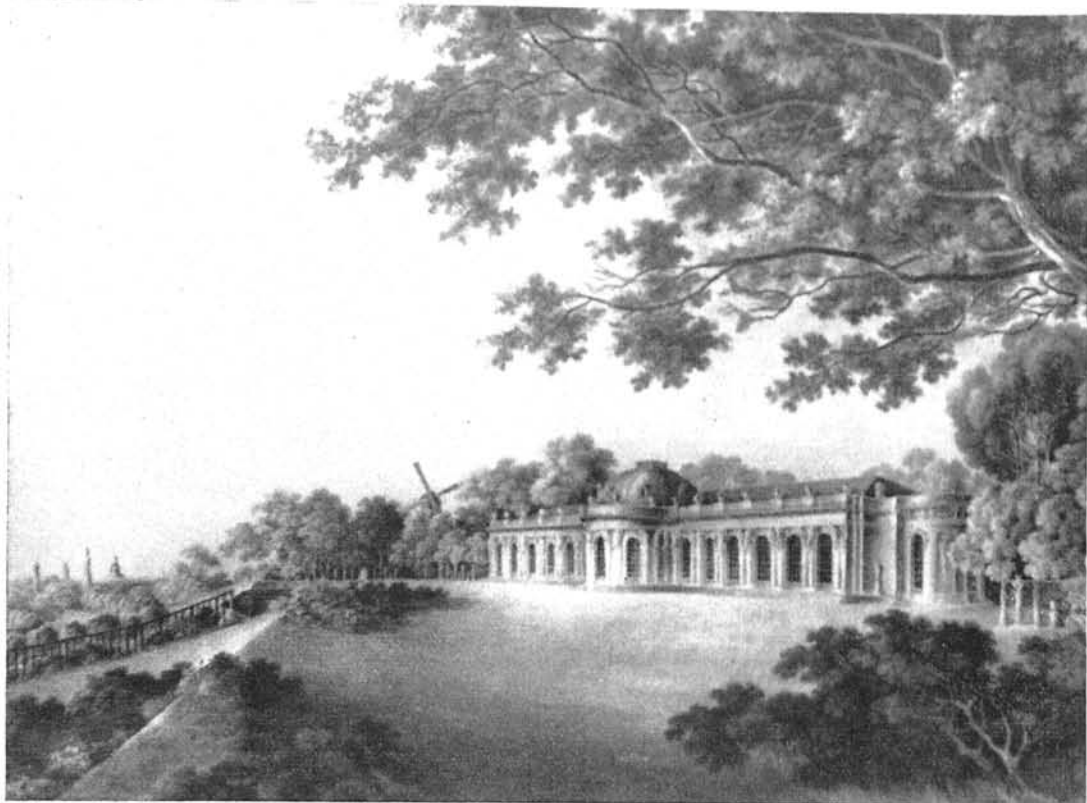
Hermann Wichmann (vgl. Anm. 2) teilt aus eigenem Erleben mit:

Dr. Friedr. Dennert, Goethe und der Harz = Harzer Heimatbücher, Heft 2. Quedlinburg 1920, S. 163 f.: Unter den nachgelassenen Gedichten [Goethes] hat sich das folgende aufgefunden [Rösel's Pinsel, Rösel's Kiel . . . Ich gehe weiterhin im Text zu Anm. 26 auf die Verse ein], dessen nähere Beziehungen jedoch nicht bekannt sind.“

<sup>10)</sup> Schadow, Kunstwerke und Kunstansichten. Bln. 1849.

<sup>11)</sup> G. Kolbe, Geschichte der Königlichen Porzellanmanufaktur zu Berlin. Bln. 1863 [Zum hundertjährigen Bestehen]. S. 192, 227.

<sup>12a)</sup> Wie gründlich das geschehen ist, zeigt z. B. eine Schrift von



Sanssouci  
Aquarell von S. Rösel

„Wer ist Samuel Rösel? fragte einst Theodor Fontane in seinen Wanderungen durch die Mark, als er den alten Grabstein auf dem Bornstedter Friedhof zu Potsdam, welcher die Inschrift trug: Hier ruht Samuel Rösel, gelesen hatte.

Wie die Geier fielen die Zeitungen über ihn her und schrien ihn an: Was, du kennst nicht den Allergesellschaftler aus jener Zeit, den Freund Goethes, den er zweimal [richtig: dreimal] in seinen Gedichten besungen? der in ganz Berlin wie eine bunte Kuh bekannt war und den die Gassenjungen freundlich grüßten wie später den alten Wrangel?

Und sie hatten nicht unrecht, die Blätter. Rösel war eine populär-markierte Figur, wie selten aufzufinden. Schon der ungeheure Buckel und die bis zu den Knien herabhängenden Arme machten ihn aus weiter Ferne kenntlich; dazu kam das graulockige Haar und die große hervorstehende Nase, die seinem Ausdruck etwas ganz besonders Charakteristisches gab.

Er war Landschaftsmaler aus Breslau und hatte eine unglaubliche Anzahl Skizzenbücher, aus Sepiazeichnungen bestehend, welche er in seinem langen Leben zusammen ‚geknackert‘<sup>12)</sup> (jetzt sämtlich im Kupferstichkabinett zu Berlin); dies war sein Ausdruck. An der Ecke der Tauben- und Friedrichstraße [es war die Nummer 179], in einem jener alten Häuser, wo noch sechs bis acht Stufen hinauf zur Eingangstür führten, hatte er zwei Wohnzimmer, eines zum Arbeiten, eines zum Schlafen. Allsonntäglich von 10–11 unterrichtete er eine Anzahl junger Leute, die eigentlich mit Zittern und Zagen bei ihm ein-

traten; denn sie wußten schon vorher, daß niemand ohne herzhaftes Rütteln wieder entlassen wurde. An den Wochentagen ‚knackerte‘ er regelmäßig von 7 bis 12 an seinen Aquarellen, von 12–1 schrieb er kleine, immer rot geränderte Billettchen, gewöhnlich in Versen an seine Bekannten; die ganze übrige Zeit aber war den Freunden und den gesellschaftlichen Vergnügen gewidmet.

Während seiner alltäglichen Arbeitszeit nun liefen drei alte Weiber, ihrem Aussehen nach Hexen aus Macbeth, wiederholentlich vom Hausflur in sein erstes sogenanntes Blau-Zimmer hinein; dort empfingen sie die kleinen Röselschen Billette und Besorgungen, brachten sie an die Adressaten und kehrten dann mit den Antworten der Empfänger zurück. Die älteste dieser Damen, mit ungeheuren schwarzen Locken, sozusagen die Hauptfrau, hieß Iris, wurde aber in allen Häusern Schniffel-Kathrinchen genannt, einmal weil sie in einem unerträglichen Ton nälte, dann wohl auch, um ihre Wirksamkeit präzise zu bezeichnen. Rösel war in allen Häusern Berlins, wo er verkehrte, und das war keine kleine Zahl, sehr beliebt; dennoch war er von heftigem Charakter, oft sogar gab es Szenen zwischen ihm und seinen Freunden, doch sie wurden regelmäßig wieder ausgeglichen. Man sah seinem merkwürdigen Naturell viel nach; man wußte, daß er durch und durch ein Ehrenmann war.

Bei dem berühmten Töpfermeister Feilner war Rösel Stammgast. Die Whistpartie, Dienstag abend, war heilig, obgleich es eigentlich nie ohne Streitigkeiten während des Spiels abging. Bei den Sonntags-

<sup>12)</sup> [Rösel gebraucht diesen Ausdruck oft, z. B. in einem von Gaedertz mitgeteilten Briefe in Versen an Hegel zu dessen Geburtstag am 27. August 1825:

Verlange nur nicht, daß ich dir soll sagen:  
Wie mir's ergangen in den letzten acht Tagen,  
Wie ich trotz Claude, Poussin und Hackert

Tagtäglich dreizehn Stunden verknackert,  
So daß in Berlin zu dieser Frist  
Kein Körnchen Sepia zu finden mehr ist.  
Grimms Deutsches Wörterbuch besagt: *knackern* = wiederholt knacken, und zitiert aus Bettina: So knackert und flackert jetzt die Musik in mir.]

mahlzeiten im Kreise derselben Familie in der jetzigen Feilnerstraße hatte Rösel auf einem sehr hohen roten Kissen wegen seiner verwachsenen Gestalt stets den beherrschenden Tischnutzen inne.

Am 19. Mai, dem Geburtstag des Keramikers, an welchem regelmäßig auch Schinkel, Beuth und Rauch zu Gratulationen erschienen, brachte unser Rösel immer dasselbe Geschenk in vermehrter Auflage mit, nämlich Steine aus Pompeji und vom Vesuv her, so er einst dort gesammelt; Feilner aber beschwerte sich stets, er wisse nicht, wo mit den Scherben hin, auch sei ihr Ursprung doch nicht recht zu kontrollieren. Aber die Angebinde blieben stereotyp, und der Töpfer mußte sich mit Seufzen fügen.

In Wichmanns Zimmer hing eine alte Lithographie von Rösels Kopf, die er von seinen Großeltern geerbt hatte. Auf die Rückseite des Rahmens hatte der Maler den folgenden Vers geschrieben:

Gezeichnet von F. Krüger.  
lithographiert von W. Rabe.  
gegessen von S. Rösel.<sup>13)</sup>

Erkennst du wohl diesen?  
Dem oft du bewiesen:  
Sein Freund ganz zu seyn;  
Drum will er dem Kinde  
Zum Fest-Angebinde  
Sich dankbar heut' weihn.

Weihnachten 1828.  
S. R.

Mögen außerdem aus den zahlreichen Gedichten, die rot gerändert dem Wichmannschen Club „Grüne Grotte“ vorlagen, zwei Platz finden:

Sonntag, den 18. September 1831 (desinfiziert).

Ei Cholera her! und Cholera hin!  
Leben mit Freuden bringt nur Gewinn,  
Stärket und tröstet in Not und Pein,  
Es soll überhaupt etwas Köstliches sein! —  
Drum möcht ich mit Euch heute abend leben,  
Wofür Ihr mir wollt zum Leben was geben,  
Gleichviel! wär' es Mehlbrey oder Hafergrütze,  
Oder trocknes Brot, auch solches wäre nütze,  
Das Leben zu fristen; doch zum Lebensglück  
Ist unentbehrlich der Liebe Blick! —

Das horchende Röslein.

Freitags, den 18. Mai 1832.

Das Linsengerichte ist abbestellt;  
Wenn's Mütterchen Feilner also gefällt,  
Daß ich Sonnabends um 3 Uhr darf kommen,  
So komm ich mit Freuden, um mit Euch Frommen  
Das volle Glas segnend zu erheben  
Und freudig zu rufen: Freund Feilner soll lange,  
froh und glücklich leben!!!  
S. Rösel.

Wie Rösel es im Feilnerschen Hause trieb, so trieb er es überall.

Nun aber wird's traurig. Das Alter des Greises war nicht so glücklich wie die verflossene Zeit. Sein Hang zum Widerspruch bildete sich mehr und mehr zur Zanksucht aus. Seine Freunde starben um ihn herum ab; nur die jüngere Generation, welche er als Kinder in den bekannten Familien gesehen, für welche er aber nicht dasselbe Interesse wie für die

Verstorbenen hegen konnte, blieb mit ihm noch in lauer Verbindung. Er gewöhnte sich an, vormittags bei dem damals bekannten Konditor Stehely am Gendarmenmarkt ein Likörchen zu trinken; nach und nach wurden es zweie, dann drei, bis man zuletzt ihn durch die Straßen torkeln sah und die Gassenbuben seiner spotteten. Die drei Hexen waren, nachdem sie ihn wacker bestohlen hatten, eine nach der andern abgedankt worden; sie fanden eben keine Beschäftigung mehr. So blieb der alte Künstler einsam und allein zurück. Mehrere Jahre vor seinem Tode gab ihm der König eine Pension und ließ ihm einen Diener halten, damit er nicht ganz sich selbst überlassen wäre. Dieser aber tyrannisierte und marterte den Kranken; man behauptete sogar, er habe ihn hin und wieder geschlagen.

Zuletzt zog Rösel nach Potsdam hinüber und lebte teils stumpfsinnig, teils in Wutausbrüchen gegen seine Umgebung ein unglückliches Dasein, bis ihn ein sanfter Tod erlöste.

So endete das lustige, von aller Welt verehrte und begehrte Röslein, eine der beliebtesten Persönlichkeiten des alten Berlins.

Aus Rösels Verkehr teilt Gaedertz als anscheinend ältestes Schriftstück einen Brief an Hegel vom „Tage Quasimodogeniti“, dem 13. April 1817, aus Rom mit. Rösel redet den Philosophen darin an als seinen teuren, unvergeßlichen Freund und Gönner; seine Zeilen solle Hegel als einen „quasimodo Vorläufer [eines seitenlangen Briefes] für ein deutliches Lebens- und Liebeszeichen gütig aufnehmen“; der werde hoffentlich bald nachkommen, „und darinnen sollen Sie ein aufrichtiges Bekenntnis meiner tollen und klugen Streiche, in und um Neapel verübt, schwarz auf weiß ebenfalls mit acht chinesischer Tusche geschrieben, finden. Jetzt setze ich mich aber wie der Sprecher im englischen Unterhause auf meinen Wollsack nieder, nachdem ich dem edlen Lord angezeigt habe, daß ich nächstens etwas sagen oder schreiben wolle. Amen! . . . Gott erhalte Sie im wahren Glauben! empfehlen Sie mich recht dringend Ihrer Frau Gemahlin und auch den lieben Freunden, die sich meiner noch erinnern wollen. Ihr treu ergebenes Haiden und Heiden Röslein oder S. R. (könnte heißen: Salvator Rosa oder wohl gar: Samuel Rösel).“<sup>13a)</sup>

Gaedertz druckt noch zwei in Versen abgefaßte Briefe an Hegel zu dessen Geburtstag am 27. August, und zwar 1. „Zur Feier des 27. August 1825, am Tage Sancti Gebhardi“, worin „Das gefeierte Wiegenkindlein und ein Opferknäblein nebst dem heiligen Gebhardus“ sich unterhalten. 2. „Dem Herrn Professor Hegel am 27. August 1826 von seinem Verehrer S. Rösel nebst einem Marmorplättchen aus Pompeji.

Was gilt die Wette?  
Hier fehlt die Vignette.

Es sind heut grade zehn volle Jahr',  
Daß ich im alten Pompeji war,  
Meine Finger nicht nur im Zeichnen übe,  
Auch wohl zu greifen, was mir beliebte.  
Das nannten manche Leute nun schlechtweg: stehlen;  
Ich nannt' es: retten. Es sollte mir fehlen,  
Wenn einer sich könnte so hoch vermessen  
Und glauben: ich hätt' das siebente Gebot vergessen. —  
Um wieder auf besagtes Pompeji zu kommen,  
Da hab' ich mir denn die Freiheit genommen:  
Manch marmornes Plättchen bloß zum Angedenken  
In meine zweckmäßigen Taschen zu senken

<sup>13)</sup> Geller, S. 94.

<sup>13a)</sup> Der versprochene Brief scheint nicht mehr vorhanden zu sein. Nicht benutzt hat Gaedertz Bd. 19 der Gesamtausgabe von Hegels Werken (1832—1845); die „Briefe von und an Hegel“, die sein Sohn Karl v. Hegel 1887 herausgegeben hat. Briefe von Rösel oder an ihn sind darin nicht gedruckt; aber Hegel erwähnt ihn: an seine Frau, Di., 29. 8. 1826 (Bericht von seinem Geburtstag) S. 210: durchgeleitet vom 26. bis 27., 12 Uhr. „Deine Gesundheit hat vorzüglich von mir und allen (Zelters waren dabey) insbesondere aber von Rösel herzlich mit darin geklungen.“ In der Anm. heißt es u. a.: „Samuel Rösel, Landschaftszeichner und Lehrer an der Zeichen-Akademie in Berlin, gehörte gleichfalls zu H.'s näheren Freundeskreise. Er war als witziger Gesellschafter und guter Whistspieler überall beliebt und pflegte sich bei Familienfesten mit einem Geschenk seiner Federzeichnungen, begleitet von heiteren Knittelversen, einzustellen. . . .“ — S. 210, abends:

„In einem Lokal, unter den Linden, das zum erstenmal eingeweyht, großes Souper, so ausführlich, daß es verdient hätte, Dir beschrieben zu werden, wie das vollständigste, exquisiteste Dinner. Förster der Ordner, Gans, Hülsen, Hotho, Rösel, Zelter usw. etwa 20 Personen . . . (S. 211) Gedichte, — noch viele andere wurden mündlich vortragen; auch Rösel seines, der mir am Morgen dasselbe mit einem antiken Geschenke bereits zugesandt . . .“ Ein paar Verse dieses Gedichtes habe ich in Anm. 12 mitgeteilt. — S. 249 ff. Reise nach Paris; darin S. 252 ff. an seine Frau, aus Trier, 28. Aug. (1827) . . . „die Cart-hause . . . den schönsten Punkt bei Coblenz, von wo man die reiche herrliche Landschaft, den Rhein mit seinen belebten Ufern und den mannigfaltigen Hügeln und Burgen, die ihn begränzen, (254) unter anderen Stolzenburg — Eigentum des Kronprinzen, dessen Ansicht ich aus Rösels Lichtschirmen gleich erkannte, vor sich hat . . .“



Kurfürst Johann Sigismund  
1572 - (1608) - 1619  
Gemälde im Jagdschloß Grunewald  
(Deutsche Schule)

∞  
1594



Kurfürstin Anna von Brandenburg  
1576 - 1625

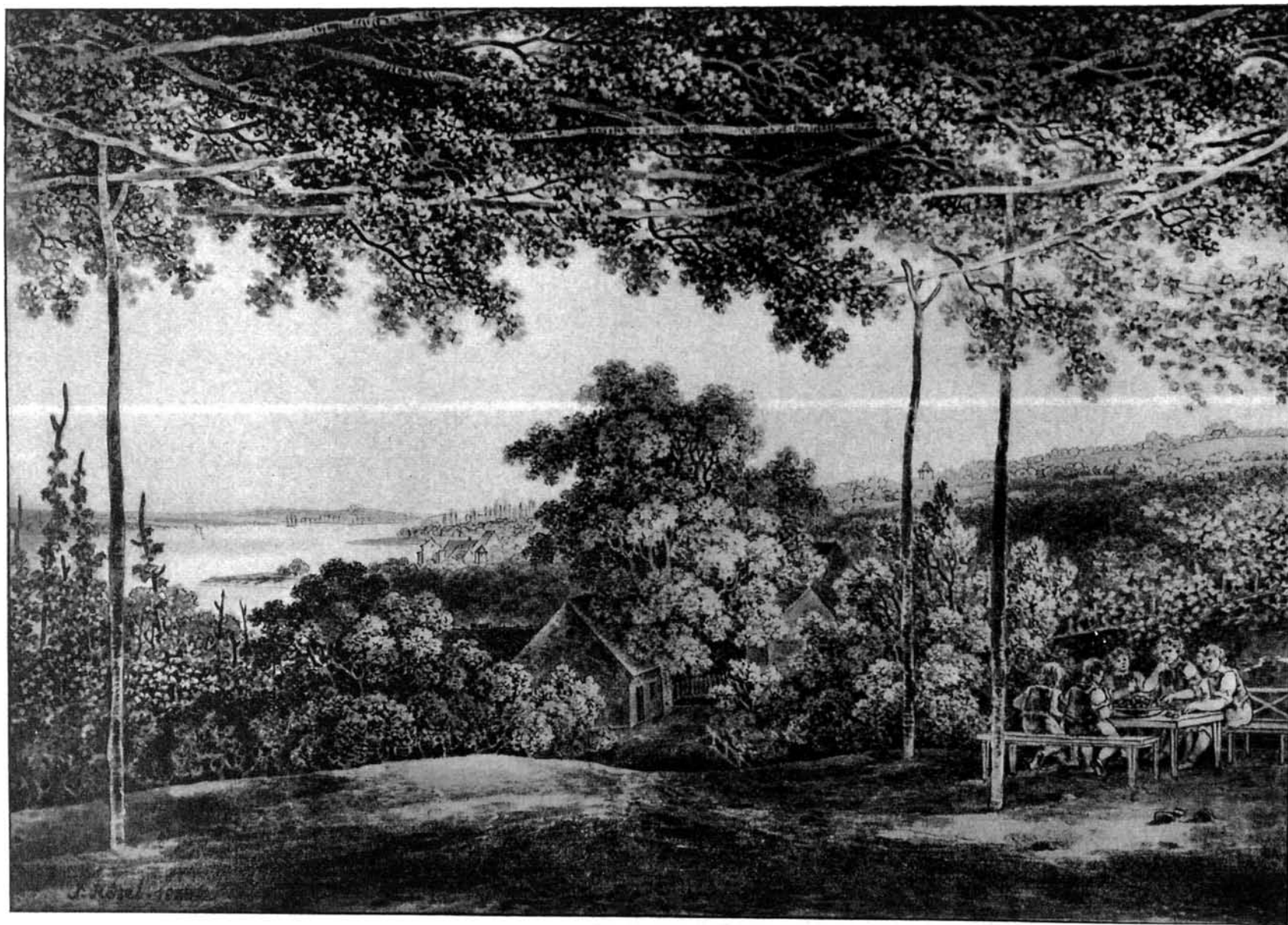


Julius Schoppe: Bildnis der Mutter um 1816  
Joh. Marie Elisabeth Schoppe, geb. Schadow (1759 - 1839)





Julius Schoppe: Selbstbildnis



Samuel Rösel: Glienicke



zwei Papptafeln (22,5 × 27,5 cm), auf die kleine, mit rosa Tusche umzogene Blätter mit folgenden Worten von Rösels Hand aufgeklebt sind: 1. „Ein sauberes Schildlein von Benvenuto Cellini aus dem Museo Kircheriano in Rom, durch Hülfe eines uneigennüt[z]igen [sol] Custode gerettet, im Jahre 1817. S. R. (Eros siegt über Gewalt und Gelüste).“ — 2. „*Levate me piano! pianissimo! Vi prego!*“ In die Papptafeln sind hinter den Zetteln rechteckige Fenster eingeschnitten; bei Nr. 1 ist das Fenster von rückwärts her mit einem Stück Papier beklebt. Beide Tafeln liegen in einem Papierumschlag, der in Antiqua-Majuskeln, die mit Feder und Tusche gezeichnet sind, die Aufschrift trägt:

Dem Acht und zwanzigsten  
des Augusts  
MDCCCXXXI  
von  
S. Rösel.

— Die Bezeichnung des Museumswächters als „uneigennützig“ und der Ausdruck „gerettet“ lassen uns aufhorchen. Wir denken an das vorhin mitgeteilte Gedicht Rösels an Hegel vom 27. August 1826, worin er an seinen Aufenthalt „grade vor zehn vollen Jahren“ in Pompeji erinnert. Er habe damals seine Finger neben dem Zeichnen auch im Greifen geübt; manche Leute nennen das „schlechtweg stehen“, er aber sage „retten“. Auf diese uns heute sonderbar anmutende Ansicht beziehen sich Goethes Verse vom 5. November 1828<sup>18)</sup>:

An Samuel Rösel.  
Wage der gewandte Stehler  
Bündnis mit dem pffigen Fehler,  
Bis ihn die Justiz ereilt!  
Rühmen wir den kühnen Retter!  
Er beseligt manchen Vetter,  
Wenn er seinen Fund verteilt.  
Also heiß' ich euch willkommen,  
Papst, Messias, Einlaßzeichen:  
Hat's der Retter sondergleichen  
Doch dem Untergang entnommen.  
Schmackhaft sei dir Glas und Schüssel!  
Offnet auch der Heidenschlüssel  
Nicht die Tür zu Himmelsreichen.

Es muß sich um eine Gegengabe von Glas und Schale gehandelt haben. Goethe verteidigt hier launig Rösels Diebstahl; aber er handelte im Ernst selber so: über Rösels Besuch am 30. September 1828 gibt es einen bezeichnenden Bericht von dem Hanauer Finanzbeamten und Schriftsteller Dr. Heinrich Joseph König in seinem Buche „Ein Stilleben, Erinnerungen und Bekenntnisse“<sup>19)</sup>:

„Nach dem Tee nahmen alle Platz um den Tisch, und Rösel legte die Skizzen vor, die er auf seiner

Reise, besonders am Rhein, mit Bleifeder rasch entworfen, oder, wie er sich ausdrückte, geknackert hatte. Überhaupt machte dieser launige Maler einen ergötzlichen Kontrast zu dem ernsten Dichter: klein und verwachsen raschelte er hin und her, wenn Goethe hoch und aufrecht durch das Zimmer wandelte. Ebenso sehr stach seine Unruhe und sein lebhafter Witz gegen Goethes Gemessenheit und heitere Bemerkungen, das schnelle, laute Sprechen des Berliners gegen den tiefen, gehaltenen Ton des Frankfurters ab. Ruhig sitzt der Alte da und überschaut von seinem etwas erhöhten Stuhle mit festem Auge den Tisch, während Rösel, kaum über den Tisch hervorragend, seine Brille bald auf die Nase fallen läßt, um ein Blatt seines Skizzenbuches auszusuchen, bald über die Stirne zurückschiebt, um mit freiem Blick eine Bemerkung an den Geheimrat zu richten. Doch er selbst scheint am wenigsten um die Geheimratschaft des Wirtes bekümmert: seine Bewegungen, sein lautes Wort, sein behagliches Lachen, seine Anreden und Erwiderungen überspringen alle Rangstufen, auf denen Goethes Hausfreunde sich leis und lauschend untergeordnet haben, ohne sich zu Hause zu fühlen. Mir selbst waren die zur Schau zirkulierenden Blätter sehr willkommen, um unter so gutem Vorwande meine Brille hervorzuholen und über die geknackerten Zeichnungen hinweg nach Goethe zu schielen, der nirgends etwas Geknackertes an sich hatte. Dieser reicht die beschauten und besprochenen Blätter mit den fast pedantisch wiederholten Worten zurück: Sie sollen bedankt sein! — Sie sollen belobt sein, wie immer!

Eine seltene Paste, die Rösel vorwies, händigte ihm Goethe mit den Worten wieder ein: Da. Heben Sie es sorgfältig wieder auf! — Nicht wahr, lachte Rösel, damit sie nicht in unrechte Hände komme? — Nein, lächelte der Alte, weil sie vielleicht nicht in den rechten ist.

Bei dieser Gelegenheit rühmte Rösel unbefangen genug seine besonders in Italien verübten Kunst-diebereien, erzählte, wie er die Aufseher trunken gemacht habe, so daß sie dann im Dusel nicht bemerkt hätten, was ihm in die Taschen gefallen sei. Goethe erwiderte mit der Nachsicht, die er selbst bisweilen für sich nötig gehabt haben soll: Bei Dienstboten werden gefundene Eßwaren nicht für gestohlen angesehen; so sind auch solche Kunst-sachen gleichsam für Leckerbissen zu halten, die man sich zueignet, ohne des Diebstahls schuldig zu werden. Ja, manchem erzeigt man eine unerkannte Wohltat, wenn man sie ihm entwendet und ihn dadurch von der Verantwortlichkeit befreit, nichts davon zu verstehen<sup>20)</sup>.

*permettre de frustrer le service d'un petit profit sur lequel il comptait; cette avidité me paraît d'autant plus choquante qu'elle part d'un grand homme et d'un homme riche. Goethe m'a paru d'ailleurs tout-à-fait d'un avis opposé et eut considéré Voltaire comme un sot s'il eût fait autrement.*

Aber Soret bezeugt auch, daß die Besucher oft nicht wußten, woran sie mit dem alten Herren waren, sei es, daß er an kühnen, wunderlichen Behauptungen und deren Verfechtung seine Freude hatte, sei es, daß er gelegentlich auch ein kranker, schlaffer Greis war, dessen Geisteskräfte schlummerten, um dann plötzlich wieder blitzend und donnernd jedermann in Verwunderung zu setzen. Zum 19. Oktober 1831 erzählt Soret, der Professor der Chemie Döhreiner in Jena habe Goethe eine hübsche Kristallisation von Wismut mit anderen gezeigt, mit anderen, die Soret hatte. „Goethe a tout pris — er hat alles an sich genommen (Biedermann 4, 395). Theodor Mundt spricht in der Biographie Knebels (K. L. von Knebels literarischer Nachlaß und Briefwechsel, hg. von K. A. Varnhagen von Ense u. Th. Mundt. Bd. 1, Leipzig 1835) wohl nach dem Bericht von Knebels Witwe oder Sohne von solchem „Ansichnehmen“: „Auch hatte er die Eigenheit, alles mit sich fortzunehmen, was ihm Behagendes er bei irgendeinem Freunde erblickte, und keiner lies sich dies lieber gefallen als der gutmütige Knebel, dem Goethe einmal mehr als hundert Stück Albrecht Dürersche Handzeichnungen, welche jener besaß, von der Stube holte, um sie ihm nie wiederzubringen. Wilhelm Bode wußte (Stunden mit Goethe 2 [Berlin 1906], S. 94 f.; dazu S. 55), aus zuverlässigster mündlicher Überlieferung, daß er die recht wertvolle Steinsammlung des Prinzenerziehers Riedel, die er geliehen hatte, trotz einiger Erinnerungen nicht zurückgab und schließlich behielt. . . . Auch hörte ich von einer Liste, auf der Frau von Stein die Bücher aufschrieb, die sie von ihrem berühmten Freunde nicht zurückbekommen konnte. . . . Goethe dachte also über gewisse Eigentumsfragen nicht ganz so, wie wir Heutigen das tun; auch solche Anschauungen sind also der Metamorphose unterworfen. Man denke nur an die in den letzten 150 Jahren sehr ver-

<sup>18)</sup> Jub.-Ausg. 3, 166.

<sup>19)</sup> König, Teil 1 = Gesammelte Schriften Bd. 15, Leipzig. 1861, S. 76 ff. Bei Biedermann 4, S. 20—22.

<sup>20)</sup> Diese überraschende Ansicht Goethes bezeugen andere: die Malerin Caroline Bardua (1781—1864), z. B. erzählt (Jugendleben, hg. von Walter Schwarz. Breslau 1874, S. 76) von einem Besuche bei Körtes in Halberstadt: „Es befand sich in dem Hause eine Sammlung von Portraits berühmter Personen, die zum Gleimschen Nachlasse gehörte, zum größten Teil sehr gute Bilder. Trefflich war besonders das von Lessing. Goethe hatte dies Bild lange Zeit in seinem Hause und bewunderte es so sehr, daß er es schwer wieder herausgab.“ Friedrich Jacob Soret (1795—1865) berichtet (G.'s Unterhaltungen mit Fr. Soret, hg. von H. Burckhardt. Weimar 1905. Jetzt: H. H. Houben. Zehn Jahre bei G. Leipzig 1925. Biedermann 4, 219 bis 220; 25. Februar 1830), Goethe habe Voltaires Eigentümlichkeit anscheinend mit vollster Überzeugung verteidigt, die Kerzen einzustechen, die in seinem Zimmer standen, wenn er an den Höfen zu Berlin und Gotha zu Gaste war:

*Le lendemain à la cour chez S. A. R. il a été question d'anecdotes relatives à Voltaire. Le Grand Duc a dit qu'on lui avait fait à Gotha le même reproche qu'à Berlin, savoir de s'être emparé des bougies et de les avoir empochées, crime que le service du Duc pas plus que celui du roi ne lui a jamais pardonné; je consigne ce fait ici parce que cela me rappelle d'en avoir parlé. à Göthe il y a longtemps pour être éclairci sur ce fait. On a été injuste à l'égard de Voltaire, m'a-t-il répondu, il était dans son plein droit comme chambellan et n'a fait ni plus ni moins que tous les autres chambellans et officiers de la cour; il en usait ainsi comme en usaient les nationaux et comme nous en avons toujours usé. Quant à moi, je n'ai jamais pu croire qu'il se soit amusé à voler des bouts de chandelles, mais en conservant la diète en bougies qu'il recevait il n'a pas été prudent d'user de cette faculté, il devait continuer à se considérer comme étranger, vu que les domestiques ne le considéraient pas autrement, et ne point se*

Zur Feigw  
der oft und zueinander  
Angeht,  
1831.

wohlt einem Bildlein  
von J. Kösl.  
und einem Bildlein  
von Benvenuto Cellini.

den Ring des Feig über Gansalt  
und Gansalt vorstellend.

Unter den Seltenheiten, die Rösel zu besitzen sich rühmte, prahlte er auch sehr mit einem Ei aus Herkulanum — dem einzigen, das man in Deutschland habe — es sei aber leicht wie Luft. Es ist also nicht viel auszubrüten darin, erwiderte Goethe; auch wäre wohl dazu erst ein herkulanisches Huhn beizubringen. Rösel war sehr heiser und ward es durch sein vieles Reden immer mehr; hierüber von Goethe wohlwollend berufen, wies er ein Blatt seiner Skizzen vor, indem er sagte: Sehen Sie hier die klassische Stelle, wo ich den Schnupfen geholt habe — diesen schlechten Referendar, der doch Assessor geworden, obschon er im Maturitätsexamen durchgefallen ist. Auf diesen in Berlin vielleicht üblichen Wortwitz versetzte Goethe ganz trocken: Das haben Künstler voraus, daß sie an ungesunde Orte geführt werden. Mit Eitelkeit versetzte Rösel: Mancher aber holt sich dort einen Schnupfen, ohne daß er die Stelle so bezeichnen kann.

Nach aufgehobener beschauender Sitzung, während kalter Punsch und Gebackenes umgereicht wurde, unterhielt sich Goethe eine Weile mit mir über Hahn und Frankfurt . . . Wie es nun Zeit zu gehen

Kösel Feig, Kösel Feig  
Wollen ganz ein Bildlein kaufen,  
Wollen, gleich so manchem Markte,  
Knecht für ein Lustgeheim!

Haben dazu einen Blick  
auf ein Bildlein aufgefunden,  
Wo ein günstiges Gesicht  
mit dem Willen sich verbunden.

Möge der, so seinen wohnt,  
daran Blick fast beglücken,  
der Geringer wagt belohnen,  
Knecht soll das Bild anblicken.

Y. K.

Leipzig. am 22. Aug. 1831.

war, entließ uns der Geheimrat. Wir schieden — die Fremden mit Verneigungen, die Hausfreunde mit Bücklingen.“

Im Jahre 1823 besuchte Rösel Frankfurt am Main und zeichnete am 28. August den Brunnen und das Schmiedewerk im Goethe-Hause<sup>21</sup>). Die Bilder liegen im Goethe-National-Museum; Rösel zeigte sie gewiß während seines Besuches am 12. Oktober 1823. Er orakelt davon in einem Briefe an Ottilie, die Gattin von Goethes Sohn August; er lautet (Handschrift in den „Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten . . in Weimar“):

Der Frau CammerRäthin von Göthe geb. Pogwisch. Leipziger Str. N: 67. bey dem Herrn Geh. StaatsRath Nikolovius. Sonntags 25. Jenner 1824. Gnädigste Frau! Bald möchte ich so abergläubisch werden, und mich künftig nie mehr auf irgend ein Glück in voraus freuen; denn seit dem vorigen Sonntage zählte ich schon die Stunden und noch gestern früh rief ich beim Erwachen aus: nun Gottlob! morgen ist ja der ersehnte Sonntag an welchem Frau v. Göthe vom Herrn G. Staats Rath Nikolovius begleitet dein kleines Museum besuchen und deine Zelle betreten will. Nach einigen hoffnungsvollen Stunden sandte

wandelte Auffassung des Autoreneigentums. In Goethes Falle handelte es sich, wie beim Autoreneigentum, um ein Anektieren von Privatbesitz für öffentliche Zwecke. Denn Goethe betrachtete sich nur als Verwalter seiner Sammlungen . . . Und wenn er sich den neuesten sozialistischen Ideen gegenüber für das Privateigentum erklärte, fügte er die christlich soziale Mahnung hinzu, daß wir daran denken sollen, wie wir andere an unserem Eigentum teilnehmen lassen.“

Rösel spielt auf seine eigene Eigenschaft nochmals an (Fontane, Havelland S. 272): „Den 5. März 1829. (Mit einigen Fragmenten aus dem Aesculap-Tempel in Pompeji.)

Gestohlen? So haben wir nicht gewettet.  
Ich hab es gefunden und — gerettet.“

Er erzählt von einem Diebe, der zum Galgen geführt wurde und statt eines Schlucks Wein als letzter Wegzehrung um einen Aderlaß bat, weil man ihm immer gesagt habe, „der erste Aderlaß könne vom Tode retten. Mir hat's geholfen, dem armen Jungen aber nicht, trotzdem ich in Städten und Schlössern mehr eingesteckt habe als er. Aber so geht es in der Welt: Die kleinen Diebe hängt man, und die großen läßt man laufen.“ (Fontane, ebd. S. 275, in einem Briefe Rösels vom 18. Aug. 1833 an seine Freundin Fanny Hedemann geb. Jordan.)

<sup>21</sup>) Beides abgebildet in dem schönen Buche „Goethe und seine Welt in 580 Bildern“. Unter Mitwirkung von Ernst Beutler hg. von Hans Wahl und Anton Kippenberg. Leipzig 1932, S. 5.



der mir sonst freundliche Direktor Schadow ein Circulare zu, um mich auf heute um 12 Uhr zu einer nothwendigen Conferenz einzuladen; — da schwand die schöne Hoffnung hin! und ich muß nun dem unerbittlichen Schicksal gehorchen, und auf dies geträumte Glück, dem ich Eitler zu fest vertraute, für heute Verzicht leisten; auf auch nur für heute, denn über acht Tage — wills Gott! — nicht wahr? meine Gnädigste entschädigen Sie mich für das Opfer, welches ich heute meiner Amts-Pflicht bringen muß. Über acht Tage finden Sie auch ein Bildchen fertig, das Ihnen gewiß gefallen wird. Mehr sprach er nicht.

Der Himmel erhalte Sie gesund und froh! Haben Sie die große Güte mich dem Herrn Geh. StaatsRath Nikolovius bestens zu empfehlen.

S. Rösel. Friedrichsstraße N: 179.

In einem zweiten Brief vom 14. Mai 1824 an sie spricht er deutlich (Anm. 23).

Später berichtet er in zwei Briefen an Varnhagen von Ense, wie das Bild entstanden ist:

#### I

Berlin, am 15. August 1838.

Mein hochverehrter Herr Geheimer Rath!

Sintemal der 28. August, welchen wir lebenslänglich recht dankbar feiern müssen, nicht sehr fern ist, sende ich Ihnen versprochener Maßen schon heute diesen höchst sorgsam retuschirten Abdruck von dem engen Höfchen, in welchem einst ein gewisser Goethe den weiten und Alles durchdringenden Blick für sein und unzähliger Anderer Leben empfing.

Mit inniger Rührung denke ich daran, wie Er mir für diese kleine Aufmerksamkeit dankte.

Sie dürfen diesen Abdruck für eine Originalzeichnung anerkennen, denn ich habe ihn mit Liebe: Punkt für Punkt überarbeitet. Und da Sie doch gewiß zu den wahren Verehrern<sup>22)</sup> dieses großen Mannes gehören, lege ich die beiden Schattenrisse Seiner Eltern bei, weil ich solche doppelt von ihm empfangen habe. Er hatte mich lieb gewonnen und es durch wohlthuende Worte höchst gütig bekannt; dies verschönte mein Leben und belohnte mehr als alle Orden mein redliches Streben.

#### II

Berlin, am 27. August 1838

(am Tage des frommen Bischofs von Constanz Sti Gebhardi). Hegels Geburtstag! und Vorabend des 28. August a. c. 1749.

Empfangen Sie, mein hochverehrter Gönner, zur Vorfeier des morgenden Festtages das noch Fehlende zum väterlichen Hause eines gewissen Goethe, welches ich am 28. August 1823 des Mittags zwischen 12 und 1 getreu gezeichnet habe.

Im ersten Augenblicke konnte ich das Gebilde über der Hausthüre vor Spinnengewebe und dickem Staube nicht erkennen; nachdem aber diese neidische Decke weggezogen war, siehe! da prangte das ehrwürdige patrizische Familienwappen im schönsten Sonnenlichte und verkündigte gar deutlich den großen Dichter und ritterlichen Streiter für Wahrheit und Licht. — Auch die verehrlichen Namenszüge von

Vater und Mutter wurden von meiner eigenen Hand sorgfältig gereinigt. Dann blickte ich aus dem klassischen Hause über den großen Hirschgraben in das gegenüber liegende goldene Feder-Gäßgen und dachte mir manches dabei. — Dieses Alles müssen Sie auch haben und sich daran erlaben.

Lassen Sie uns den morgenden Festtag recht dankbar (wär's auch im Stillen) feiern! —

Noch eins: Der 28. August 1823 war ein Markttag, und die Blumenhändler hatten ihre nicht verkaufte Waare, wie gewöhnlich, in dies Höfchen eingestellt. Sie schmückten es also, ohne zu ahnden: was der Tag bedeute; — ich aber zeichnete die vollen Blumenkörbe mit.

Der um die Erhaltung von „Goethes Vaterhaus“ hochverdiente Otto Volger, genannt Senckenberg, sagt in seiner Schrift mit demselben Titel 1863: „Der Hof, von dem Flur wie von der Waschküche über zwei Stufen abwärts zugänglich, war ein stilles und kühles Plätzchen, an der Südseite damals noch von niedrigen Gebäuden umschlossen, an deren Stelle erst im letzten Jahrzehnt durch einen Bau des Nachbarn eine hohe Brandmauer getreten ist. An der ziemlich hohen Mauer, welche denselben gegen Westen vom Nachbargarten trennt (wo bis in die dreißiger Jahre an diese Mauer ein Schupf sich anlehnte) stand in der Mitte, der Trinkwasserpumpe gegenüber, ein nischenartig ausgehauener Stein, aus welchem durch den Mund eines Medusenhauptes das Wasser der Regenpumpe, deren Sammelbehälter auf der Südseite des Hofes liegt, sich in eine Steinwanne ergoß. Neben dem Brunnen breitete eine Haselstaude ihre schattenden Zweige aus... Eine Zeichnung von Rösel in Berlin ist von Rabe sauber geätzt worden. Aus welchem Jahre ist dieselbe? Ich konnte mir weder die Ansicht derselben, noch irgendwelche Nachricht darüber verschaffen.“ Der Konsul Ludwig Tollhausen in Berlin las das und sandte ihm Abdrucke des gewünschten Blattes; Volger berichtete darüber im Flugblatt des Freien Deutschen Hochstifts vom Juni 1864 und sagt: „Durch den Besitz dieser Bilder sind wir im Stande, den Hof des Goethe-Hauses, des Dichters Knaben-Spielplatz, demnächst völlig wieder von den Veränderungen zu befreien, welche erst vor wenigen Jahren leider in demselben vorgenommen worden sind. Man erblickt den noch erhaltenen Brunnen, die Regenpumpe, an der westlichen Mauer; daneben den hölzernen Schupf, in dessen niedrigen Dachraum eine kleine Leiter hinaufführt.“

Es sind nicht gering zu bewertende Verdienste, die Rösel sich um die Goethe-Häuser in Frankfurt und in Weimar (vgl. Anm. 17) erworben hat.

Die Bleistiftzeichnungen vom Höfchen und von den Schmiedearbeiten im Frankfurter Hause tuschte er sorgfältig in Sepia und sandte ein Dutzend Abzüge der von Rabe hergestellten Radierung des Hauses mit der Sepia-Zeichnung zum Geburtstage am 28. August 1825 an — Goethes Schwiegertochter Ottilie; für eine zweite, andere Sendung war Riemer der Vermittler. Aber er erhielt keine Antwort. Da klagte er nach Jahren seinem Freunde Zelter seinen Kummer. Der schrieb am 8. August 1827 an Goethe<sup>23)</sup>:

weder bin ich nicht der rechte Professor, oder ich bin zu bescheiden, denn so eben wollte ich Ihnen ganz ehrlich bekennen, daß ich armes Röselin in eine Zeitlose verwandelt worden bin; und beym besten Willen zum Scheim werden muß. Seit Ihrer Abreise von Berlin liegt die Zeichnung vom Höfchen am großen Hirschgraben zu Frankfurt am Mayn F no: 74. nebst zwölf sauberen Abdrücken gepackt da, und wartet nur auf die längst verheißene Zugabe von den beiden Seiten Stücken oder Folgerungen des großen Blattes, sage: das Geburts Haus des Torquato Tasso in Sorrent und Jaxthausen, Götz von Berlichingens Burg. Angefangen sind zwar beide, aber das zeitlose Röselin durfte bis auf diesen Augenblick nicht die Hand wieder daran legen. Ad! ich rufe so manchen Tag mit dem alten Götz aus: „Händel! multiplizir Euch!“ — aber's hilft nichts! — 's ist ein Jammer! — Na! werden Sie nur nicht ungeduldig, gnädigste Frau! oder geben Sie mich etwa ganz u. gar auf! — Wahrhaftig! ich will mich bessern und mich aufs Zeitstehlen legen, oder bey der Ewigkeit eine Anleihe à la Rothschild machen. — Ehe aber die gegönnte halbe Stunde verauscht, will ich das

<sup>22)</sup> Vgl. Erna Arnold, Goethes Berliner Beziehungen. Gotha 1925, passim. Zitiert sei Varnhagens Eintrag in sein Tagebuch sieben Jahre nach Goethes Tode, am 22. März 1839: „Sieben Jahre sind es heute, daß Goethe starb. Wie empfindet Deutschland seine Abwesenheit! Wie vermissen wir ihn! Seine geistige Herrscherstelle bleibt unbesetzt, auf hundert Stufen abwärts ist niemand da, der sie einnehmen dürfte. Noch hält sein Name viel zusammen.“ (Zuerst gedruckt bei Gaedertz, Bei Goethe zu Gaste. Leipzig 1900, S. 372.)

<sup>23)</sup> Hecker Bd. 2, S. 546. — Rösel's Brief an Ottilie (Handschrift in den „Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten... in Weimar“) lautet:

Gnädigste, gütigste Frau von Göthe! Wahrscheinlich haben Sie den weisen Ausspruch jenes Schweitzer Bauern über das allmächtige Wesen eines Professors vernommen, der, als ein Mann, der alles wissen, kennen und können sollte, also auch das verschloßne Dorf Hecken, ohne vom Pferde zu steigen, aufmachen mußte, also auch in keiner Zeit eine Zeichnung machen oder einen Brief schreiben. Ent-

Endlich muß ich mich eines Auftrages entledigen, wenn er Dich auch quälen sollte. Mein vielfältiger Hausfreund, der immer muntre Rösel, trug mir schon vorigen Sommer auf, mich bei Dir zu erkundigen, ob gewisse Sendungen zum 28. August 1825 und auch 1826 Dir wohl möchten zu Händen oder auch Augen gekommen sein.

Die erste Sendung ist an Ottilie geschehen und enthielt die Zeichnung und 12 Abdrücke des lavierten Höfchens Deines Geburtshauses in Frankfurt am Main.

Die 2. Sendung an seinen Schulfreund, den Professor Riemer. Sie enthielt zwei ausgeführte treue Zeichnungen von Torquato Tassos Geburtshause in Sorrento und die väterliche Burg des Götz v. Berlichingen zu Jaxthausen.

Darauf hat er von keiner Seite die geringste Nachricht erhalten, ob diese Stücke angelangt sind.

Da habe denn auch ich schändlich vergessen nachzufragen, und ich bin in seiner Schuld.

Nun will und wird er Dir zum 28. August dieses Jahres wieder etwas an Dich selbst senden, und wenn Du ihm ein Wort oder gar eine Zeile gönnst, so springt der alte Jüngling mir übers Dach in die Stube.

Goethe erwiderte am 14. August 1827:

Des guten Rösels zwifache Sendung ist freilich bei mir angekommen, der Dank aber bei meiner grenzenlosen Expeditionsnot, obgleich wohlempfunden, doch leider zurückgeblieben. Hält er, wie Du sagst, fest im Glauben und sendet einiges zum Geburtstage, so nehm' ich davon Veranlassung, ihm ein paar Medaillen zu schicken und ein freundliches Wort zu sagen.

Rösel war hocherfreut und schickte am 24. August eine Harzlandschaft, die Sepia-Zeichnung eines Gebirgsbachs beim Brocken<sup>24)</sup>, mit dem folgenden Briefe (Handschrift in den „Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten... in Weimar“):

Heil und Segen!

dem achtundzwanzigsten August 1827.

Vergönnen mir Ew. Excellenz, daß ich, so gut ich Armster! es vermag, diesen uns Alle hochbeglückenden Festtag abermals auf meine Weise feyern darf, dieweil ich zeitlebens in solchem Glauben verharren werde.

Im vorigen Herbst machte ich eine kleine Harzreise und durchkletterte auch das romantische Ilseenthal, siehe! da fuhr mir's auf einmal ins Hirn, daß die Chaussée nach dem Blocksberge für den Doctor Faust noch nicht fertig sey, und schnell trug ich einige Steinchen und Ästchen zusammen, um wenigstens einen Nothweg zusammen zu stoppeln. Hier

übersende ich Ew. Excellenz ein kleines Probchen davon; erhält solches Beifall, so bin ich bereit, im nächsten Jahre beym comma weiter zu dämmen.

Herzinnigen Dank! gnädigster Gönner! für die trostreichen Worte im Briefe an Vater Zelter; und so verharre ich in Geduld

Ew. Excellenz

Berlin,  
d. 24. August 1827.

dankerküllter  
bald überglicklicher  
S. Rösel.

Goethe schrieb am 1. September an Zelter, „Rösels vorzüglich schönes Blatt“ habe ihn „grade in gutem Humor“ gefunden, „und ich konnte ihm etwas Freundliches erwidern, das er Dir gewiß gleich vorzeigen wird.“ Das konnte nicht sofort geschehen, weil Rösel auf Reisen war. Zelter schrieb am 5. September an Goethe, er sehe „das Rösselchen (Rösel) schon vor sich herumspringen. Jetzt ist er an den Rhein gegangen und wird auf der Rückreise wahrscheinlich bei Dir einsprechen. Das Blatt mit dem Lorbeerkränze soll ihm wohl aufgehoben sein.“<sup>25)</sup> Goethe hat in seinen Tagebüchern 1827 notiert: „30. August. Zeichnung von Rösel. — 1. September. Expediert Herrn Professor Zelter nach Berlin ein Blättchen für Rösel.“ Es handelt sich um das folgende Gedicht<sup>26)</sup>:

Rösels Pinsel, Rösels Kiel  
Sollen wir mit Lorbeer kränzen:  
Denn er tat von je so viel,  
Zeit und Raum uns zu ergänzen.  
Das Entfernte ward gewonnen,  
Längst Entschwundnes stellt' er vor,  
Von des Vaterhofes Bronnen  
Zu des Brokens wüstem Tor.  
Rösels Pinseln, Rösels Kielen  
Soll fortan die Sonne scheinen:  
Kunstreich wußt' er zu vereinen  
Gut und Schönes mit dem Vielen.

In demselben Brief vom 1. September bittet Goethe, „den guten Förster zu beschwichtigen. Ich würde ihm wohl von Zeit zu Zeit etwas mitteilen; wie ich denn zum Beispiel nichts dagegen habe, wenn Rösel sein kleines Gedicht dort will abdrucken lassen“. Gemeint ist das „Berliner Conversationsblatt“, das Friedrich Förster und Willibald Alexis herausgaben; Zelter hatte seinem Briefe vom 24. August an Goethe Försters Brief beigelegt<sup>27)</sup>. Aber Rösel hat das Gedicht dort nicht drucken lassen; auch ein Druck an anderer Stelle ist nicht bekannt. Laut Lesarten-Apparat der Weimarer Ausgabe ist es zum erstenmal gedruckt in der Ausgabe letzter Hand von Goethes Werken (1827—1832). Nur die erste Beilage zu Goethes Brief (Hecker 2, 555) ist im Conversationsblatt Jg. 1, Nr. 180 vom 11. Sept. 1827 abgedruckt worden. —

Das Bild von des „Vaterhofes Bronnen“ muß Goethe besonders ans Herz gegriffen haben. Am 30. Januar 1826 schickte er einen Abdruck an seinen Nachbarsohn und Spiegefahrten, dem aus der „Sturm- und Drangzeit“ bekannten Dichter und russischen General Max von Klinger, mit den Versen<sup>28)</sup>: An Friedrich Maximilian

notwendige nur melden, der eigentliche Brief kommt nächsten mit den Neben Blättern und einem Extra Blättchen zur Erklärung der ersteren, nach. Die Zeichnung des Höfchens Litt. F. no: 74. nebst den 12 Abdrücken mögen Sie in meinem Nahmen dem innigstverehrten Vater als einen schwachen Beweis meines reinen Willen (!) Ihm für das unzählige Gute zu danken, in einer frohen Morgen Stunde überreichen. Zweitens bitte ich Sie das beiliegende braune Bildlein aus Graubünden nebst den Reimlein von Ihrem Röslein nicht zu verschmähen, um viele folgende mit Gesundheit zu erleben. Drittens habe ich noch eine große Bitte auf dem Herzen! — Heraus damit! der Bote drängt. — Also! haben Sie die Güte den Boten, sage: das Fräulein Albertine von Boguslawsky, Hofdame der Prinzessin Wilhelm von Preußen, und eine meiner besten Schülerinnen recht freundlich aufzunehmen und wenn es irgend möglich ist, ihr den Anblick des großen Mannes zu gewähren, damit ihr lang im Herzen verhaltener Wunsch endlich erfüllt werde. Ferner bitte und flehe ich Sie an: mich Ihrer gnädigsten, gütigsten Mutter aufs beste zu empfehlen, desgleichen Ihrem Herrn Gemahl und dem tanzlustigen Fräulein Schwester. Jetzt noch die siebente und letzte Bitte: gedenken Sie bisweilen des Sie innigst verehrenden und dankerküllten S. Rösel. (Friedrichsstraße n: 179.) Berlin.  
14. Mai 1824.

<sup>24)</sup> Auskunft des „Goethe- und Schiller-Archivs“ in Weimar.

<sup>25)</sup> Abgebildet im Briefwechsel, Ausg. Hecker, Bd. 2, S. 556.

<sup>26)</sup> Fünf Gedichte stehen in der Jub.-Ausg. Bd. 2, S. 130 f. In Goethes Brief an Zelter vom 1. bis 6. Sept. 1827 (Ausg. Hecker Bd. 2, S. 556)

ist nur Nr. 5 (als zweite Beilage) gedruckt und von Goethe am 28. August 1827 datiert; demgemäß ist in der Jub.-Ausg. 2, 310 in der Erläuterung die Zeitangabe „August oder September 1827“ zu berichtigen. Das Gedicht steht als Nr. 5 unter dem für alle gemeinsamen Titel „Pinsel und Feder, vom Lorbeer unwunden und von einem Sonnenblick beleuchtet“. Eduard von der Hellen merkte dazu in der Jub.-Ausg. 2, 130 an, von einigen dieser Gedichte „An Personen“ seien die Daten, aber nicht die Empfänger bekannt, von den meisten weder jene noch diese. Die nimmermüde, freundliche und geduldige Hilfe des Direktors der „Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar“, Herrn Holtzhauer, verhalf zu folgender Feststellung: Nr. 1 (Auf den Pinsel, auf den Kiel) wurde am 30. März 1826 H. E. G. Paulus gewidmet. Nr. 2 (Willst du Großes dich erkühnen) und Nr. 3 (Wenn der Pinsel ihm die Welt erschuf) haben noch unbestimmten Empfänger. Nr. 4 (Will der Feder zartes Walten) ist am 3. September 1826 an Friedrich Preller d. Ä. gerichtet. Ich sage Herrn Direktor Holtzhauer und Herrn Dr. Vulpius noch für andere Auskünfte verbindlichen Dank.

<sup>27)</sup> Abgedruckt bei Hecker 2, 553 und datiert vom 24. August, dem Tage des Stralauer Fischzugs; deswegen grüßt Förster mit „Guten Fischzug!“ Zelters Brief müßte demnach über 14 Tage liegen geblieben sein, ehe er abgeschickt wurde.

<sup>28)</sup> Jub.-Ausg. Bd. 3, S. 157, Nr. 189, Erläuterung S. 345. Vgl. Max Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode dargestellt. Darmstadt 1890. Ders., Friedr. Maxim. Klinger. Sein Leben und seine Werke dargestellt. 2. Teil. Ebd. 1896. —

v. Klinger. Weimar, 1826.

An diesem Brunnen hast auch du gespielt,  
Im engen Raum die Weite vorgefühlt;  
Den Wanderstab aus frommer Mutter Hand  
Nahmst du getrost ins fernste Lebensland  
Und magst nun gern verloschnes Bild erneun  
Am hohen Ziel des ersten Schritts dich freun.

Eine Schwelle hieß ins Leben  
Uns verschiedne Wege gehn;  
War es doch zu edlem Streben —  
Drum auf frohes Wiedersehn!

Obwohl Goethes nähere Bekanntschaft mit Klünger nicht in die erste Jugend fällt, konnte er im hohen Alter dieser Meinung sein, sagt Eduard von der Hellen in seiner Erläuterung dazu, und da der Inhalt beider Strophen im übrigen auf Klinger durchaus zutrifft, liegt kein Grund vor, die Adressierung auch der ersten an ihn zu bezweifeln. Diese sandte er außerdem an die Herzogin Friederike von Cumberland und an den Großherzog Georg von Mecklenburg, die mit ihrer Schwester, der nachmaligen Königin Luise von Preußen, im Oktober 1790 als Kinder bei der Mutter Goethes gewohnt und am Brunnen des kleinen Hofes gespielt hatten<sup>29</sup>).

Rösels Besuch bei Goethe verwirklichte sich erst ein Jahr später: am 30. September 1828; davon ist schon gesprochen worden (Bericht von König). Er zeichnete damals noch u. a. eine Ansicht des großherzoglichen Palais mit der Steinbrücke und die Kalte Küche unter dem Römischen Hause im Schloßgarten. —

An seine Freundin Fanny Jordan schreibt Rösel einmal in einem Brief vom 18. August 1833: „Zu meinem Glücke reise ich nicht bloß auf schöne Gegenden, Kirchen, Schlösser und Altertümer, sondern vor allem auf Menschen. Papa Goethe hat wohl recht, wenn er sagt: 'Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darinnen sich denkt; aber hie und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Paradies-Gärtlein'. Mit dem „Reisen auf Menschen“ hat er offenbar gemeint, er wollte sie kennenlernen; denn wenige hat er gezeichnet<sup>30</sup>).

Da Rösel „auf Menschen reiste“, also in seinem einsamen Junggesellendasein Freunde suchte, so war er auch ein treuer Freund. Wer Freunde sucht, ist sie zu finden wert, meint Lessing. Mag er heute in der Beurteilung der Fachleute kein überragender Maler gewesen sein, er hat sich mit seinen Zeichnungen der Goethestätten bleibendes Verdienst erworben, und es spricht stark für ihn, daß Deutschlands größter Dichter ihn wertschätzte, ihn seines Umgangs würdigte und Rösels Blätter anerkannte. Das „kleine Gedicht an Rösel“, von dem Goethe in seinem Tagebucheintrag am 25. Januar 1829 spricht, als Adele Schopenhauer ihm die „artige“ Silhouette zeigte, lautet<sup>31</sup>):

Schwarz und ohne Licht und Schatten  
Kommen, Röseln aufzuwarten,  
Grazien und Amorinen;  
Doch er wird sie schon bedienen.  
Weiß der Künstler ja zum Garten  
Die verfluchtesten Ruinen  
Umzubilden, Wald und Matten  
Uns mit Linien vorzuhexen;  
Wird er auch Adels Klecksen,  
Zartumrißnen, Licht und Schatten  
Solchen holden Finsternissen  
Freundlich zu verleihen wissen.

Er schickte es zusammen mit dem „ausgeschnittenen Bildchen“ an Rösel; Adele hatte ihm das am 13. Januar 1829 gebracht. —

In demselben Monat hat sich Rösel dem Olympier nützlich erwiesen, ohne es zu wissen: der Dichter und Vorleser Karl von Holtei hatte während eines Besuches bei Goethe im Jahre 1827 den Plan durchgesprochen, den „Faust“ im Königstädtischen Theater in Berlin aufzuführen zu lassen. Da aber das Theater die Konzession nur für Trauerspiele und dramatische Gedichte, als Melodramen verarbeitet, besaß, so mußte er den „Faust“ umarbeiten. Er schickte ein vollständiges Szenarium und ein Manuskript an Goethes Sohn August ein und bat um Zustimmung; die Aufführung sollte am 28. August 1828 stattfinden. Goethe war es zufrieden und wollte die Komposition dem Musikdirektor Eberwein übertragen. Aber der Intendant des Königlichen Schauspielhauses, Graf Brühl, hatte von dem Vorhaben erfahren und wandte sich am 14. Juni 1828 an Goethe, um das Recht der Aufführung, um das er sich schon mehrmals beworben hatte, für sein Theater zu erhalten, und erhob am 16. Juni Einspruch gegen eine Aufführung anderswo. Holtei trug auf schiedsrichterliche Entscheidung an: Goethe sandte das Manuskript am 1. Juli zurück, und August schrieb dazu: „Schon der eingesendete Entwurf ließ befürchten, daß die Redaktion des Faust nicht nach Wunsch gelingen möchte. Dieses bestätigt sich leider durch das eingesendete vollständige Exemplar. Wir finden gar manches Bedeutende und Wirksame gestrichen, auch einen Teil des Beibehaltenen so behandelt, daß es unseren Beifall nicht gewinnen kann.“ Holtei machte sich nun „eine ganz verfluchte Arbeit“, nämlich mit einem Melodrama „Faust“; es erlebte am 10. Januar 1829 mit der Musik von Karl Blum seine erste Aufführung<sup>32</sup>). Ein Bericht darüber in den „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ vom 15. Januar 1829 genügte Goethe nicht; er bat deshalb Zelter am 18. Januar „um eine treue Schilderung des v. Holtei'schen 'Faust', wie er einem wohldenkenden, wohlmeinenden Freunde vorkommt. In der Zeitung erkenn' ich meinen alten Theaterfreund nicht mehr: bald ein Schonen und Schwanken, bald ein gebotener Enthusiasmus.“ Zelter schrieb in seinem Briefe vom 21.—24. Januar eine Inhaltsangabe; er habe auch „Aufträge gegeben, Dich voll zu befriedigen, und ich denke, Du sollst dann genug haben“. Einer der Beauftragten war Rösel; seinen Bericht schickte Zelter (Hecker Bd. 3, S. 121—123) an Goethe. Er lautet:

Freitags, den 30. Januar 1829,  
am Tage der heiligen Adelgunde,  
geschrieben in später Abendstunde.

Verehrter Freund und hoher Alliierter im Whist  
auf Tod und Leben!

Vernehmt, wie es mir gestern ergangen!

Da habe ich nun endlich das Holtei'sche „Fäustchen“ gesehen und gehört! Augen und Ohren tun mir noch gar weh davon. Aber es geschah mir ganz recht! Warum stecke ich auch mein zartes Näschen in allen D...! — Das nenne ich mir doch ein *mixtum compositum* von dünner Teufelei und flacher Frömmelei! Sackermant! bald möchte ich fluchen! Aberst ne! Fromm sein! nicht fluchen! — Zwar enthält auch dies „Fäustchen“ manches Neue und Wahre; wäre das Wahre nur neu oder das Neue wahr und gut! Aber da eben sitzt der Hase im Pfeffer oder Lampe bei pepe [d. i. der niederdeutsche Ausdruck für die Redensart]. — Unser guter v. Holtei hätte besser getan, sein ganzes Machwerk auf das uralte Volkslied zu bauen wie weiland Dreher und Schütz auf ihrem Marionettentheater, ohne allen den bekannt gewor-

<sup>29</sup>) (Bettina Brentano,) Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. I. Teil, Brief vom 5. März (1808). Ausg. von Jonas Fränkel, Jena 1906, Bd. 1, S. 137. Leichtest zugänglich bei Käthe Tischerndorf: Frau Aja, Goethes Mutter in ihren Briefen und in den Erzählungen der Bettina Brentano. Ebenhausen-München o. J., S. 355. — Alwin Lonke, Königin Luise von Preußen, 1904, S. 29 f. druckt eine Ansicht nach Reiffensteins Zeichnung.

<sup>30</sup>) Fontane, Havelland S. 275. Das Zitat stimmt nicht genau. Es steht in „Wilhelm Meisters Lehrjahren“, 7. Buch, 5. Kap. = Jubiläumsausgabe Bd. 18, S. 196, Zeile 27—31: „Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt; aber hie und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.“

<sup>31</sup>) Jub.-Ausg. Bd. 3, S. 168.

<sup>32</sup>) Das „Melodrama in drei Akten“ ist gedruckt im „Theater“ von Karl von Holtei, Breslau 1845, S. 178—201.

denen „Fäusten“ irgendeinen Finger oder ein Glied zu entwenden, viel weniger dem eigentlichen „Faust“ vom Vater Goethe! Mit wahrer Dankbarkeit gedenke ich noch des höchst belustigenden und zugleich lehrreichen Puppenspiels, in welchem Kasperl als Nachtwächter imponierte. Holtei hat zweien Nachtwächter engagiert, aber keiner imponiert, sie tuten bloß. Auch will ich das Klingemann'sche Drama, „Dr. Faust“ genannt, welches ich einst in Breslau sehen mußte, als Herr v. Holtei den Wagner spielte, nicht vergessen, weil es mir stellenweise während der Aufführung behagte, ja selbst im Ganzen mir nicht mißfiel, indem ich mir einbildete: es wären lebendig gewordene Marionetten, die ihren Drähten entlaufen wären, und trieben sich denn so gemütlich herum, bis sie, wie billig, wieder aufgehängt werden mußten, um die Ordnung des Theaters wiederherzustellen. Gespielt wurde übrigens dies wunderliche Kunstprodukt, „Doktor Johannes Faust, der wunderthätige Magus des Nordens“ genannt, ganz erträglich, die Königstädter Roscier<sup>32a)</sup> und Histrionen leisteten ihr Möglichstes, vor allem muß ich den talentvollen Demoiselle Holzbecher volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; bei dieser kann sich der Autor fußfällig bedanken. Aber fast gereuet es mich, daß ich nicht dem Beispiele meiner viel weisern, wenigstens vorsichtigeren Nachbarn folgte und vor dem letzten Akte nach Hause ging. Da hätte ich doch hoffen und glauben dürfen, daß dieser Faust wirklich vom Teufel geholt werden würde und müßte, so aber weiß ich recht eigentlich nicht, was aus dem armen Schächer geworden ist; denn nachdem der Gottseibeius den erbärmlichen Wicht mit höllischen Krallen gepackt, zerzaust, mit Füßen getreten und fast zermalmt hatte, auch die gute Stadt Wittenberg, mir nichts dir nichts, in tausend Stücke gegangen und verschwunden war, erschien im grauen Hintergrunde ein Flammenkreuz, von Margareten oder einem Engel gehalten — freilich, da konnte Herr Urian-Mephistopheles nicht das Feld behaupten, er schleuderte das fast vernichtete Fäustchen von sich und kratzte aus, und Faust wand sich wie ein Wurm von Brett zu Brett, stieß allerlei Interjektionen aus, als: „Gott! Allerbarmer! Ewiger!“ und mehr dergleichen, winselte gräßlich, und — der Vorhang fiel. Punktum!

Was sollst du aus dieser Geschichte lernen? Antwort: Du sollst nicht alles hören und sehen wollen, auf daß dir nicht alles Hören und Sehen auf lange vergehe!

Mehr sprach er nicht.

Dero  
Samuel Rösel.

#### Postscriptum:

Dies bleibt aber unter uns Jungfern!

Freitags, abends spät. Den 30. Januar 1829.

Auf Dero Begehren habe ich kein Blatt vors Maul genommen, sondern mich frei und deutlich über das Holtei'sche „Fäustchen“ ausgesprochen. Wollen mir aber Hochdieselben 20 Sgr. geben, so will ich nichts gesehen, nichts gehört und nichts gesagt haben; aber so schreiet mein Geld um Rache, denn ich muß mir's sauer werden lassen, solch Sündengeld zu verdienen. Also kurz und gut: an dem ganzen Holtei'schen „Faust“ ist nicht viel, wird auch kein Glück beim Volke machen, für welches er doch gemacht ist. *Dixi.* Wann aber whisten wir wieder? S. R.

Holtei hat sich zweimal zu der Angelegenheit geäußert:

1. In einem „Vorwort“ zu seinem gedruckten Stück sagt er:

Vielleicht erinnert sich der geneigte Leser einer Stelle im Goethe-Zelterschen Briefwechsel, wo jener Professor der Berliner Musik seinem Gönner in Weimar Bericht erstattet über mein wunderliches Machwerk. Wie so mancher Zeltersche Bericht ist auch dieser untreu und falsch. Er enthält die Behauptung, mein Melodrama sei eine matte und verunglückte Nachahmung des Goethe'schen Faust. Ein alberneres Urtheil kann es für den Kenner nicht geben. Wer jemals das alte, von den Marionettenspielern „Schütz und Dreher“ aufgeführte Puppenspiel gleichen Namens sah, wird bemerken, daß ich dieses vor Augen hatte. Matt und verunglückt mag meine Arbeit sein, aber ihren Zweck hat sie dennoch erfüllt. Sie ist auf der Königstädter Bühne nicht selten vor vollem Hause gespielt worden. Wie ich dazu kam, einen *Faust* zu schreiben? Und welche Verkettung von Umständen mich so weit brachte, daß dies frech erscheinende Unternehmen gewissermaßen zu rechtfertigen ist — das werden diejenigen, welche Teil an mir nehmen, mit manchen interessanten Notizen durchwebt, im fünften Bande meiner „Vierzig Jahre“ ausführlich erzählt finden.

Das Schicksal dieses Stückes, zu dem der verstorbene Karl Blum<sup>33)</sup> die melodramatische Musik komponiert hatte, war, wie schon erwähnt, in Berlin kein ungünstiges; aber durch die Unfähigkeit des Maschinisten (welcher überhaupt Vielerlei zu jener Zeit auf der Königstädter Bühne scheiterte), machte die Schlußszene, auf die ja hauptsächlich gerechnet war, indem sie durch ihre großartige Wirkung die Masse herbeilocken sollte, einen mehr lächerlichen als großartigen Eindruck, und die Stadt fiel zusammen wie ein Tisch voll Kartenhäuser. Die Ausstattung war im Ganzen ärmlich, verglichen mit der Gelegenheit, welche sich dazu bietet. Und es bleibt also nur den Darstellern das Verdienst, durch ihre Bemühungen die neun oder zehn Aufführungen, welche das Stück erlebte, gehalten zu haben.

2. In seiner Selbstbiographie „Vierzig Jahre“<sup>34)</sup> sagt er von Rösels Brief, ohne den Namen des Verfassers zu kennen, in einer Anmerkung zum Abdruck eines Briefes der Johanna Schopenhauer an ihn: „Dieser eben so geistlose als ungerechte Bericht ist in Zelters Briefwechsel zu finden.“ Ist er wirklich geistlos und ungerecht? Johanna Schopenhauer teilte ihm am 19. Februar 1829 brieflich u. a. mit<sup>35)</sup>: „Adele, die er zuweilen zu einem Diner tête-à-tête einladet, war eben [am 16. Februar] bei ihm, als ein Brief ankam, der über Ihren Faust aburteilte. Was darin stand, wollte sie nicht beichten, doch so viel ist gewiß, daß es Ihnen schlecht ergangen ist und daß der Alte seine Freude daran hatte.“<sup>36)</sup>

Zur Feier von Goethes Geburtstag 1830 dichtete Rösel im Zelterschen Kreise den folgenden Trinkspruch<sup>36a)</sup>:

Berlin, am 28. sten August 1830.  
am Tage Sti Augustini.

Ihr lieben Freunde! ich bitte ums Wort,  
Und für dies Wort um eine offene Pfort';  
Ich meine: das offne Herzens Pförtchen,  
Für solches Wörtchen das wahre Orthen.  
Wer riefte nicht heut' aus Herzens Grunde,  
Zumal in dieser trauten Freundes Runde,  
Ein Lebe hoch! jenem großen Manne,  
Der viele befreyet vom Geistes Banne,  
So vielen das Leben erhellt und geschmückt,  
Durch Seine Schöpfungen hoch beglückt.  
Wozu soll ich Seinen Nahmen noch nennen?  
Da wir Ihn alle von Jugend auf kennen.

<sup>32a)</sup> Rösel bildet die Mehrzahl für den Namen des berühmten römischen Schauspielers Quintus Roscius Gallus (geb. um 134 v. Chr., † um 61 v. Chr.) — Histrion = lat. Schauspieler.

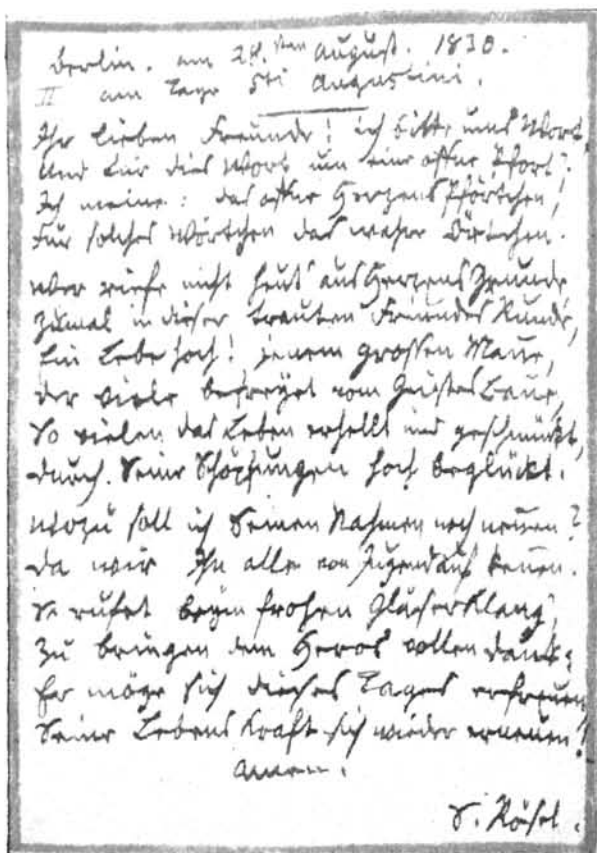
<sup>33)</sup> Nach Carl Freiherrn von Ledebur, Tonkünstler-Lexicon von Berlin, 1861, S. 59—61, wurde er in Berlin geboren um 1786 und starb dort am 2. Juli 1844.

<sup>34)</sup> In einem Bande herausgegeben von Hans Knudsen in der

Deutschen Buchgemeinschaft (Berlin 1932), S. 299 ff.

<sup>35)</sup> Biedermann Bd. 4, S. 70, aus: Johanna Sch.'s Briefe an Karl v. Holtei. Leipzig 1870, S. 46 f.

<sup>36)</sup> Holtei druckt: „... war bei Goethe, als ein Brief aus Berlin ankam, worin es Ihrem Faust sehr schlecht erging. Und der Alte hatte seine Freude daran.“



So ruft beym frohen Gläser Klang,  
Zu bringen dem Heros vollen Dank:  
Er möge sich dieses Tages erfreuen,  
Seine Lebens Kraft sich wieder erneuen!  
Amen.

S. Rösel.

<sup>30a)</sup> Vgl. das Faksimile. Der Spruch liegt im Original in den „Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar“.

<sup>37)</sup> Er hat sich wohl von je um das Wohlergehen anderer besorgt: Kurt Hesse, Preußens Freiheitskampf 1813/14. Eine zeitgenössische Darstellung. Originalwiedergabe der ersten Feldzeitung der Preußischen Armee. 1940, S. 282; „Feldzeitung N. 53. Chaumont, den 9ten Februar 1814. Herr Ludwig Thym, Sohn des Kriegsrath Thym in Berlin, königl. preußischer Freywilliger bei der leichten Garde-Kavallerie in der 2ten Schwadron, wird dringend ersucht, nur einige Worte über sein Befinden den Seinigen in Berlin mitzutheilen; Unterzeichneter erbietet sich für die Fortschaffung der Briefe gewissenhaft zu sorgen. S. Rösel, königl. preußischer Professor der bildenden Künste, jetzt in Basel bei Herrn Buchdrucker Hass am Leonhards-Graben wohnhaft.“ (Freundlicher Hinweis, wie ein paar andere, von Herrn Martin Hennig.) Die aus dem Verkehr mit Fontane (Briefe an die Freunde I A. II 445 und Brief an Friedlaender, Ausg. von Schreinert, S. 289) bekannte Gräfin Sophie Schwerin, geb. Dönhoff, erwähnt Rösel ein paarmal in ihren Erinnerungen „Vor hundert Jahren“, hg. von Amalie von Romberg. Berlin 1909, S. 40, 89, 170, 190 und S. 583 tut es ihr Mann Wilhelm in seinem Reisetagebuch. Sie nennt ihn den kleinen humoristischen Professor Rösel, unseren Freund und Zeichenlehrer, den geistreichen Professor. Immer werde sie ihm erkenntlich sein, da er,

Als Goethe und Zelter 1832 starben, wurde es um Rösel einsam, da auch die heranwachsende Generation ihm fremd war. Dennoch bewahrte er sich seinen Humor und sein gutes Herz. Gaedertz teilt zwei seiner Briefe mit, einen vom 22. Juni 1840 an den in der Geschichte der Pädagogik bekannten Ministerialdirektor im Preussischen Kultusministerium Johannes Schulze, worin er um Unterstützung für einen seiner Schüler bittet<sup>37)</sup>, und einen an Varnhagen von Ense vom 19. Dezember 1840; dieser Brief verdient einen Wiederabdruck:

Sie allein vermögen es, meine Ehre, die in großer Gefahr steht und ohne Ihre schleunige Hilfe wohl gar verloren gehen könnte, wenigstens den Todesstoß erleiden würde, zu retten; darum flehe ich zu Ihnen in meiner Noth und bitte mir zu sagen: wie der italienische Komponist des weltberühmten Dessauer Feldmarsches hieß und woher er stammte? Mir schwebt vor, als wären die befreiten Einwohner von Cassano dem Sieger damit entgegengezogen, was ihm, dem großen General, so sehr geschmeichelt hätte, daß er nachher bis an seinen Tod alle Choräle nach dieser Melodie: Sadan! Sadan! — selbst in der Kirche gesungen habe. Doch den Namen des Komponisten habe ich vergessen. O helfen Sie Gütigster! dem armen, alten, treuergebenen

S. Rösel  
aus Angst und Noth.

Berlin, d. 19. November 1840  
am Tage Manesse auch  
Sti Nemesii Bischofs und Märtyrers.

Wer weiß, aus welchem Anlaß diese humorvollen, wenn nicht gar stark „beschwipsten“, Zeilen geschrieben worden sind. Ob Varnhagen geantwortet habe, kann ich z. Z. nicht feststellen<sup>38)</sup>.

Eine der beliebtesten Persönlichkeiten der Biedermeierzeit, ein tüchtiger Künstler und zugleich ein liebenswertes Berliner Original ist Rösel jedenfalls gewesen. Die von Ludwig Eckhardt verfaßte Inschrift für das am 19. August 1866 enthüllte Denkmal für Friederike Brion in Sesenheim könnte mit leichter Änderung auch für Rösel gelten:

Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf ihn  
So reich, daß ihm Unsterblichkeit verliehn.

als er zur Zeichenstunde die Nachricht von Jena und Auerstedt brachte, „durch seine ruhige, beschönigende Darstellung den Schlag“, der sie treffen mußte, doch für einige Stunden noch aufhielt; denn ihr Mann Wilhelm nahm an der Schlacht teil. „In anderen Kriegen“, sagte sie einmal in ihrer Verzweiflung, „wußte man doch ungefähr, wie es werden konnte. Nur hier ist kein Ausweg zu erdenken. Alles liegt undurchdringlich und unabsehbar vor uns.“ Da antwortete Rösel tröstend und „ganz ernsthaft: Freilich, als so der Dreißigjährige Krieg ausbrach, da konnte man wohl sehr genau berechnen, wo die Sache hinauswollte und welch ein Ende sie nehmen würde?“ — „Dieser Scherz machte mir mehr Eindruck“, sagte Sophie Schwerin, „als alle Ermahnungen zur Resignation.“ Ihre Anhänglichkeit an Rösel ist gewiß gewichtig für dessen Beurteilung. (Freundlicher Nachweis von Eberhard Faden.)

<sup>38)</sup> Über Alter und Entstehung des Dessauer Marsches vgl. Erk-Böhme, Deutscher Liederhort Bd. 2, S. 130–131, Nr. 322. Als der Fürst Leopold I. von Dessau als preußischer Heerführer unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen 1706 Turin stürmte, kamen die überwundenen Italiener zur Siegeshuldigung ihm mit diesem Marsch entgegen. Nach einer anderen Angabe sollen italienische Musiker ihn am 16. August 1705 gespielt haben zur Siegesfeier auf der Parade nach der Schlacht bei Cassano. — Max Friedländer, Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert, handelt nicht über diesen Marsch.



# Die Entstehung der Buckower Landschaft

(mit 5 Abb. im Text nach Entwürfen des Verfassers)

Nicht ohne Bedenken bin ich der Anregung gefolgt, den eingehenden Untersuchungen Max Krügels über die Geschichte der Stadt Buckow (Jb. 1951, 1952, 1953) einen kurzen Abriss der Geschichte des Geländebildes voraufzusenden. Herr E. Hameister ist eben im Begriff, diese recht verwickelte Frage eingehend zu untersuchen, und man hätte vielleicht erst seine Ergebnisse abwarten sollen. Aber was sich heute bereits darüber sagen läßt, ist doch so viel und weicht so sehr von den bisher veröffentlichten Auffassungen ab, daß ich der Verlockung nicht widerstand, die heute schon feststehenden Züge aus der Geschichte dieser so besonders reizvollen Gegend für den Heimatwanderer zu einem Gesamtbilde zusammenzufassen. Das wird am verständlichsten werden, wenn auch wir im Geiste die Gegend durchwandern, und da müssen wir etwas weiter ausholen und mit dem Roten Luch beginnen.

Dies Luch bildet die alte Grenze zwischen den Ländern Barnim und Lebus und zieht sich ziemlich geradlinig von SW nach NO, 20—30 m tief eingesenkt, durch das umgebende Höhenland (Abb. 1). Etwas südlich der Berlin-Küstriner Eisenbahn liegt seine höchste Stelle, nur dadurch erkennbar, daß sich von dort der Abfluß einerseits durch die Oder zur Ostsee, anderseits durch die Löcknitz, Spree, Havel und Elbe zur Nordsee richtet. Die beiden Wasserläufe, die das bewirken, tragen beide den Namen „Stobber“ oder „Stobberow“, der Sprachforschern zur Untersuchung empfohlen sei.<sup>1)</sup>

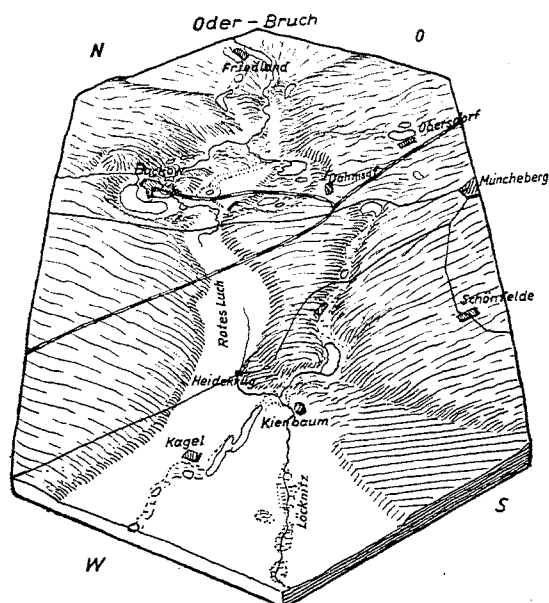


Abbildung 1

Die Rinne des Roten Luches in ihrer heutigen Gestalt

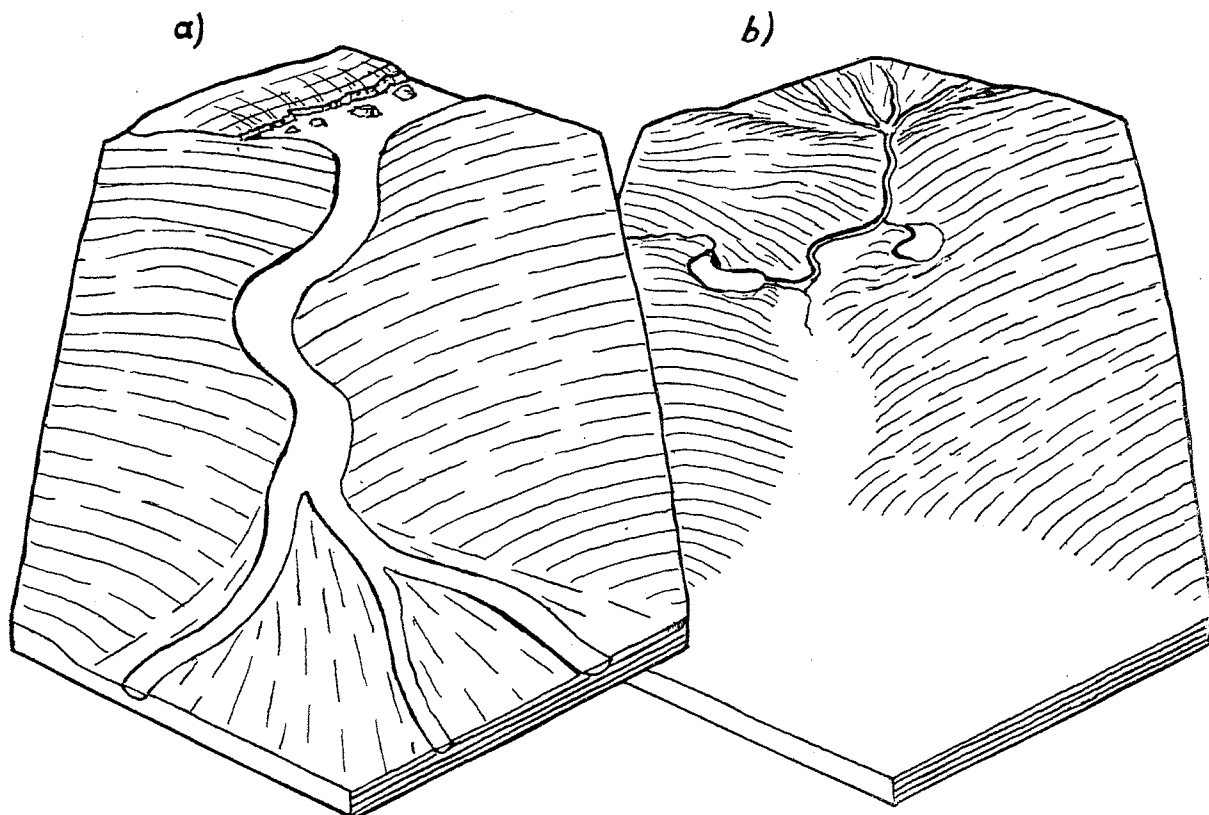


Abbildung 2

Das Gelände des Roten Luches der Abb. 1 in früheren Zuständen

- Während der (zweimal erfolgten) Durchströmung der Überlauf Rinne durch Schmelzwässer bei herankommendem Eise (nicht an eine Stillstandsanlage des Eisrandes gebunden).
- Zwischen der ersten und zweiten Durchströmung, in eisfreier Zeit, (letzte Interglacialzeit), Bestehen des Urstobber.

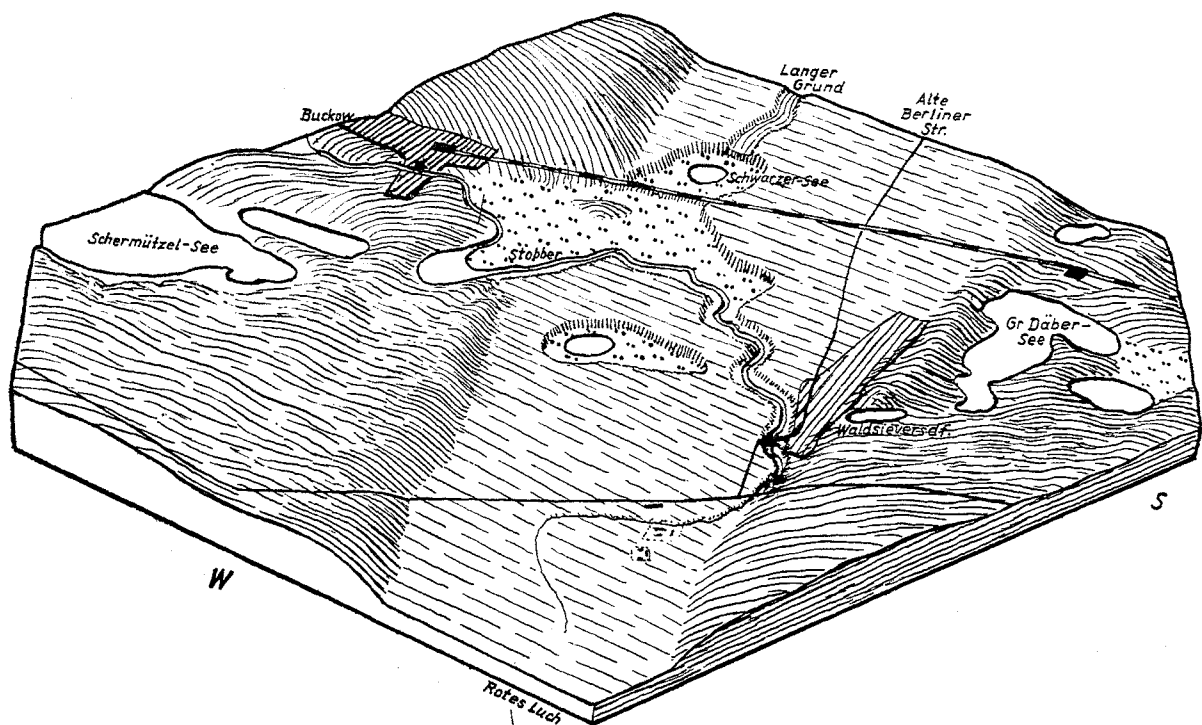


Abbildung 3

Die Unterbrechung im Talboden des Roten Luches durch die Seelandschaft (Einbruchlandschaft) von Buckow, Bett des Urstobber im Langer Grunde.

Das Tal des Roten Luches wird es auch einem geologisch wenig geschulten Auge kaum zweifelhaft lassen, daß da, wo heute die Wasserscheide zwischen zwei Meeren liegt, einst ein breiter Strom aus dem jetzigen Odergebiet ins Elbgebiet geflossen sein muß. Dann muß damals das untere Odertal verschlossen gewesen sein, und das kann wohl nur durch die eiszeitliche Gletscherdecke geschehen sein. Dann muß man schon den Höhenzug als damals vorhanden annehmen, der sich von Freienwalde mit gewissen Unterbrechungen auf Frankfurt hinzieht und bei Buckow im Krugberg die Höhe von 133 m erreicht. Wenig südlich von diesem muß eine etwa 80 m tiefe Senke den Höhenzug durchquert haben, die den gestauten Wassern den niedrigsten Abflußweg öffnete. So bildete sich hier zeitweise eine Überlaufrinne aus, die die gesamten Schmelzwässer bis an die Wasserscheide gegen das Schwarze Meer aufnahm, aber auch die Wassermengen der Weichsel und Warthe, wenn auch damals noch kaum die der Oder, die vielmehr durch das Berliner Haupttal über Müllrose auf Berlin geströmt sein werden.

Den Sand, den der Strom aus dem Tale des Roten Luches auswusch, hat er als breite Schuttfächer oder Schuttkegel südlich vom Heidekrug (an der Chaussee von Berlin nach Müncheberg) bis gegen Hangelsberg hin geschüttet. Ich nenne ihn kurz den Schuttkegel von Kienbaum. Er wird heute von einer später, aber auch noch in der Eiszeit, entstandenen Seenkette durchschnitten, der der Max-See, der Liebenberger See, der Bauern-See, der Möllensee u. a. angehören. Die Löcknitz, der an der Liebenberger Mühle der Stobber zufließt, benutzt auffallenderweise nicht diese Rinne, sondern verläuft weiter östlich, aber gleichfalls in einer alten Seenrinne, deren freilich nur kleine und flache Becken teils vermoort, teils von dem Fließchen zugeschüttet worden sind, das zugleich die niedrigen Riegel zwischen ihnen durchsägte, wie das z. B. die Enge etwa 1 km oberhalb von Klein Wall zeigt.

Diese Seenrinnen müssen jünger sein als der Schuttkegel, den sie durchschneiden. Wir müssen sie in das größere Erscheinungsbild der Seenrinnen einordnen, die für un-

sere Mark so bezeichnend sind. Ihre Entstehungszeit wird aus guten Gründen allgemein in die letzte Vereisungszeit gesetzt; aber ihre Entstehungsweise ist umstritten. Wir werden jedoch zu der ersten Deutung zurückkehren müssen, die Berendt ihnen gab, als er sie für Spaltenbildungen erklärte. Jedenfalls sind sie nicht durch fließendes Wasser entstanden. Sie gehen auf Berstungsrisse zurück, die sich unter dem strömenden Eise bildeten. Dann muß der Schuttkegel von Kienbaum älter sein als die letzte Vereisung, spätestens beim Herannahen des letzten Eises entstanden, das die gestauten Wasser hier über die Wasserscheide drängte. Die Schmelzwässer beim Abtauen des letzten Eises waren überhaupt gering wegen des damals sehr trocknen Klimas, ihre Wirkung dürfen wir höchstens in der Gestaltung des Löcknitztales sehen.

Aber wir werden noch weiter in die Vergangenheit zurückgeführt. Im östlichen Teile des Schuttkegels von Kienbaum liegen Reste einer um mehrere Meter höher aufgeschütteten Fläche (waagerechte Schraffen in Abb. 1), und da, wo die Chaussee von Heidekrug nach Osten aufsteigt, zeigt eine 5 m über dem Roten Luch gelegene Terrasse, daß einst ein Strom in dieser Höhe floß. Beide Tatsachen zeugen für eine ältere Durchströmung des Tales. Die Schlußfolgerung, die wir oben anwandten, führt dann dazu, die erste Ausarbeitung des Tales in die Zeit beim Herannahen des vorletzten Eises<sup>2)</sup> zu verlegen, und das Bett des heutigen Roten Luches stammt von einer zweiten Durchströmung. Daß diese denselben Weg benutzen mußte, ist klar, da dies eben der tiefliegendste Überlauf über die Wasserscheide war. Die Diagramme Abb. 1 und 2 a und b stellen die Stufen dieser Entwicklung dar: 2 a den ersten Überlauf, 2 b die Zwischenzeit zwischen diesem und dem zweiten und Abb. 1 den heutigen Zustand nach dem zweiten Überlauf, dem Einbruch der Seenrinnen und der Ausbildung der heutigen Wasserläufe.

Verfolgen wir nun den nördlichen Stobber, so wird er zuerst kurz vor Waldsiedersdorf als Rinnsal in flachem Tälchen erkennbar (Abb. 3). Aber jenseits der Chaussee Prötzel-Müncheberg wird daraus bald eine tiefe Schlucht, in der das Fließchen, gelegentlich für eine Mühle gestaut,

in ein weites, über 20 m tiefer gelegenes Wiesengebiet gelangt, um durch den Abendrot-See und den Buckower See die Stadt Buckow zu erreichen. Wo das Stobbertal anfängt, sich tiefer einzusenken, hört die offene Wiesenlandschaft des Roten Luches auf und macht einer Waldbedeckung Platz, da mit dem tieferen Abfluß hier auch eine Tieferlegung des Grundwassers eintritt. Der Wald erschwert den Überblick; aber der aufmerksame Wanderer wird bemerken, daß er, wenn er auf der „Alten Berliner Straße“ fortschreitet, immer auf der alten Ebene des Roten Luches bleibt, nur daß diese hier nicht mehr aus Moor-, sondern aus Sandboden besteht. Es ist der Sand, den die Überlaufströmung hier einst verfrachtete. Ein gelegentlicher Aufschluß zeigt ihn bedeckt von einer dünnen Lage steinhaltigen Decksandes, dem Zeugnis dafür, daß über diesen Sand noch wieder der Gletscher hingegangen ist. Ob es sich um das Bett der ersten oder zweiten Überströmung handelt, bleibt zunächst unentschieden, da die Ränder des Tales hier nur in kleinen Resten erhalten sind. Jene tiefliegende Wiesenfläche ist durch einen Einbruch entstanden, der in die Nordseite des Überlaufes eine breite Lücke riß und nur an der Südseite einen Rest des Strombettes übrig ließ. An diesem rechten Talufer führt die Straße von Waldsiedersdorf zur Bahnstation hin, und die Siedlung liegt z. T. auf dem höheren Ufer. Aber jenseits der Buckower Eisenbahn hört der Uferrand auf, und es setzt, ähnlich wie vorher auf der Nordseite, eine tiefer liegende, unregelmäßige Kuppen- und Wannenlandschaft ein, deren Tiefenformen durch Moore und Seen ausgefüllt sind zwischen den Däber-Seen und dem Großen Klobich-See. Dem gegenüber bietet der alte Talboden hier nunmehr das Bild einer Hochfläche. Seine Fortsetzung nach Osten wird undeutlich. Spuren zeigen sich bis in die Nähe des Oderbruches; aber ihre sichere Beurteilung muß künftigen Untersuchungen vorbehalten bleiben. Dafür ist der nordwestliche Uferrand längs des Fußes des Luisenberges und des Jügendichtenberges um so deutlicher.

Schlagen wir, etwa vom Haltepunkt Waldsiedersdorf aus, den Weg zum Luisenberg quer über das alte Tal nach dessen anderem Talrande ein (vgl. hierzu das Diagramm Abb. 3), dann müssen wir ein etwa 10 m tief eingesenktes Tal durchschreiten, den „Langen Grund“, der dicht am Schwarzen See, aber 10 m höher als dieser gelegen, anfängt und sich weit nach Osten verfolgen läßt. Wir werden dies Tal noch am Rande des Oderbruches wiederfinden. Es zeugt dafür, daß hier einst ein Fluß auf die Oder zu floß. Das können keine Schmelzwässer gewesen sein; denn es wäre die Richtung auf das Eis zu gewesen. Vielmehr handelt es sich um einen Vorgänger des heutigen Stobber, der jedoch einen andern Weg als dieser einschlug. Wir wollen ihn trotzdem kurz als „Urstobber“ bezeichnen. Als er floß, kann jene ganze unregelmäßige Kuppen- und Wannenlandschaft mit ihren tiefliegenden Wiesenründen und Seen noch nicht vorhanden gewesen sein; denn sie stört das Bild des Langen Grundes z. T. so sehr, daß dessen Fortsetzung stellenweise kaum zu verfolgen ist. Diese Kuppen- und Wannenlandschaft müssen wir aber als eine besondere Ausbildungsform unserer Seenrinnen ansehen, denen wir schon im Schuttkegel von Kienbaum begegneten. Wir lernten sie dort als ein System von Einbrüchen während der letzten Vereisung kennen. Der Urstobber, der vor diesen Einbrüchen hier floß, muß also der letzten Interglacialzeit angehören, da er nur in einer eisfreien Zeit einen Abfluß durch das Oderbruch finden konnte. Daraus folgt, daß der Talboden des Überströmungslaufes, in den der Lange Grund eingeschnitten ist, schon der vorletzten Eiszeit angehören muß, also der ersten Einschneidung des Roten Luchtales.

Um diesen Urstobberlauf zu verstehen, treten wir eine zweite Wanderung an, die wir an seiner Ausmündung ins Oderbruch beginnen, und zwar an der Damm-Mühle bei Karlsdorf. Wir treffen den heutigen Stobber hier in einem mäßig breiten Wiesental. Er fließt dem Kietzer See zu, den er zuzuschütten begonnen hat. Sein Wiesental ist nur wenige Meter tief eingeschnitten in einen flachen, sandigen Schuttkegel, der sich von der Lapnower Mühle aus in das Oderbruch vorstreckt, durchzogen von der Seenkette des Dolgen-Sees, Kesselsees, Lettin-Sees

und des Klostersees von Friedland. Der Schuttkegel war also zur Zeit der Einbrüche während der letzten Vereisung schon vorhanden, es ist der Schuttkegel des Urstobber. Wieder mag ein Diagramm (Abb. 4) die Verhältnisse schematisch veranschaulichen.

Der Urstobber fand also das Oderbruch schon in seiner heutigen Tiefe vor. Das Bruch muß seine Entstehung ebenfalls einem Einbruch verdanken, der aber schon der vorletzten Vereisung angehört. Dieser Einbruch läuft im Süden in eine Bruchspalte bei Frankfurt aus, die den ursprünglichen Oderlauf nach Norden ablenkte in seine heutige Richtung, nachdem er vorher über Müllrose gegen Westen durch das Berliner Haupttal geflossen war.

Hieraus ergibt sich auch ein Schluß auf die Verhältnisse während des Bestehens der Überlaufströmungen durch das Rote Luch, die wir oben nur kurz gestreift haben. Die jüngere Überströmung — am Anfange der letzten Vereisung — war jünger als der Urstobber, erfolgte also auch nach der Entstehung der Oderbruchsenge. Dagegen ist das für die erste Überströmung nicht anzunehmen. Der älteste Flußlauf, den wir von Küstrin über Wriezen, Oderberg auf Schwedt nachweisen können, hatte noch keine Verbindung zu dem Urstrom, der die Oderwasser aus Schlesien aufnahm. Er war eine Ur-Warthe, soweit er nicht überhaupt von Eisschmelzwässern gespeist wurde. Auch im Tale der Ur-Warthe mußte die herankommende Vereisung die Wassermassen stauen und über die Wasserscheide drängen, die erste Überströmung wird also vor der Entstehung des Oderbruches eingetreten sein.

Wir standen bisher im Geiste noch immer an der Damm-Mühle bei Karlsdorf. Wir wandern nun den Stobber aufwärts. Bei der Lapnower Mühle liegt der Schuttkegel des Urstobber schon etwa 10 m über dem heutigen Stobberlauf, und in dieser Höhe ist der alte Talboden des Urstobber auch in der Enge oberhalb der Lapnower Mühle als Talterrasse auf der Südseite der Stobberschlucht erkennbar. Dann aber trennen sich beide. Das heutige Stobbertal weitet sich oberhalb der genannten Enge wieder zu einer weiten, sehr ungleich breiten Wiesenfläche, die eine Reihe alter, meist vermoorter, flacher Seebecken ausfüllt. Der Griepen-See bei Buckow ist noch ein unvermoorter Rest dieser Seenkette, und die beiden Tornow-Seen zeigen, daß die Einbrüche, die diese Seebecken erzeugten, sich auch am Fuße der nördlich anschließenden Höhen fortsetzten. Der heutige Stobber folgt also wie die Löcknitz bei Kienbaum einer Einbruchslinie der letzten Vereisung. Nicht so der Urstobber. Die Flußterrasse, die seinen Talboden darstellt, läßt sich im Süden der heutigen Stobberniederung zwischen der Lapnower und der Eichendorfer Mühle eine Strecke weit gut verfolgen, wird dann undeutlich infolge des Eingreifens der uns schon vertrauten Einbruchformen, zu denen der Weiße See gehört. Aber am Wege von der Eichendorfer Mühle nach der Alten Mühle, etwa 800 m östlich von dieser, ist das Urstobbertal wieder deutlich erkennbar und bleibt es bis an das quer hindurchsetzende Tal des Mühlenteiches. Jenseits von diesem liegt ihm der Lange Grund gegenüber. Wir haben damit den Anschluß an die Stelle erreicht, an der wir dem Urstobber zum ersten Male begegneten.

Genauere Beobachtung zeigt, daß im Tale des Urstobber noch eine Zwischenterrasse liegt, die besagt, daß zwischen zwei Zeiten der Eintiefung hier eine Zeit lag, während deren sich der Fluß nicht eintiefte. Das spricht für eine weitere Klimaschwankung, von der wir hier aber absehen wollen, da sie keine Verlegung des Flußlaufes bewirkte und noch manche Fragen bietet, die erst die im Gange befindliche genaue Untersuchung klären wird.

Schließlich möge uns noch eine dritte Wanderung von Buckow zu dem wundervollen Ausblick von der Bollersdorfer Höhe führen, die uns einen Gesamteindruck vermitteln soll. Auf dem Wege dahin berühren wir das Tal des Sophienfließes. Dieses ist bis auf die heutige Stobberniederung eingeschnitten, setzt also deren Vorhandensein voraus und kann diese Tiefe erst nach der Eiszeit erreicht haben. Aber 10 m höher findet sich an der scharfen Biegung der Chaussee eine ältere Talterrasse; sie weist auf

einen Fluß hin, der vor der letzten Vereisung dem Urstobber zuströmte (vgl. Abb. 2 b). Er kann sehr wohl gerade auf die Stelle am Schwarzen See zu geflossen sein, an der wir das Tal des Urstobber zuerst antrafen. Dazwischen liegt heute der Schermützelsee. War er damals schon vorhanden? Dafür spricht ein Aufschluß an der Fischerkehle, der Bändertone in schräg gestellter Schichtung zeigt. Die Bändertone sind Schmelzwasserablagerungen in einem See, die Schrägstellung ihrer Schichten weist auf nachträglichen Eisdruck hin, also auf ein Dasein des Sees vor der letzten Vereisung. Der Schermützelsee würde dann ein Einbruch aus der gleichen Zeit sein wie das Oderbruch, und manche Tatsachen sprechen dafür, daß ein Gleiches für den Gr. Klobich-See gilt.

Und nun stehen wir auf der Bollersdorfer Höhe und blicken hinab auf die ganze hier besprochene Landschaft: im Vordergrund liegt die weite Fläche des Schermützelsees, dahinter von links nach rechts zunächst der letzte südliche Ausläufer des Krugberges, dann die Stobberniederung, darauf der Judendicktenberg und der Luisenberg. Das Tal, das sich zwischen beiden einsenkt, fordert zu seiner Deutung noch weitere Untersuchungen. Rechts vom Luisenberg sehen wir über das Ende des Schermützelsees hinweg in jene Lücke hinein, die die Einbrüche bei Waldsiefersdorf in den Talboden des Roten Luches gerissen haben (vgl. Abb. 3). Aber diesen Talboden selbst erkennen wir kaum, ebensowenig ist der Lange Grund sichtbar. Wohl aber taucht bei guter Sicht ganz im Hintergrunde der Höhenrand von Dahmsdorf auf, der das ganze, beckenförmige Einbruchsgelände um Buckow begrenzt. Von dort hätten wir gleichfalls einen vorzüglichen Überblick über das Gesamtgelände, der den Vergleich mit dem Blick von der Bollersdorfer Höhe durchaus verträgt. Er hat sogar den Vorzug, daß wir dort vor dem Luisen- und Judendicktenberg die gerade Linie des alten Talbodens der Überlaufrinne deutlich sehen. Aber im Ganzen ist das, was den Reiz des einen wie des andern Ausblickes ausmacht, doch die verwirrende und doch zusammenklingende Mannigfaltigkeit von Hoch und Tief, von Berg und Tal, die wir als Einbruchslandschaft erklärten, ohne auf ihre Einzelheiten einzugehen. Dagegen scheinen die Formen der Überlaufrinne und des Urstobbertales, die wir genauer verfolgten, nur unwesentliche Züge der Landschaft zu sein.

Aber die Bedeutung dieser Züge liegt darin, daß sie uns die Kuppen- und Wannenlandschaft besser verstehen lehren. Trotz aller Lücken, die diese in das ältere Landschaftsbild gerissen hat, konnten wir doch eine zweimal von Eisschmelzwässern benutzte Überlaufrinne gegen SW erkennen und das Bett eines in der Zwischenzeit zur Oder geflossenen Urstobber. Dann erst entstanden die Wannen, die diese Talformen teilweise zerrissen.<sup>3)</sup>

Damit wird die frühere Ansicht Wahnschaffes unmöglich. Er sah den Schermützelsee als mächtiges Strudelloch an, das Eisschmelzwässer beim Rückgange des letzten Eises erzeugt hätten im Hervorstürzen aus einem Eisrande, der längere Zeit an dieser Stelle still gelegen hätte und von dem die Schmelzwässer durch das Rote Luch abgefließen wären. Wäre das, der Fall gewesen, dann müßte ein Übergang zwischen den angenommenen Strudelformen und dem Bette des beruhigt weiter fließenden Wassers sichtbar sein. Statt dessen fanden wir da, wo die Beckenlandschaft in das Bett des Roten Luches bei Waldsiefersdorf eingreift (Abb. 3), einen deutlichen Altersunterschied, der jeden ursächlichen Zusammenhang des Roten Luches mit der Beckenlandschaft ausschließt. Aber wenn wir hierin auch Wahnschaffes widersprechen müssen, wollen wir nicht vergessen, daß schon er es war, der auf die Ebenheit an der Alten Berliner Straße hinwies und uns dadurch den Ansatzpunkt für die neuere Forschung zeigte. In dem halben Jahrhundert seit Wahnschaffes Forschungen haben wir eben gelernt, Bodenformen verschiedener Entstehung sicherer zu unterscheiden, und dabei hat sich ergeben, daß die ungeheuren Schmelzwässermengen, von denen alle früheren Forscher wie von einer Selbstverständlichkeit ausgingen, beim Abtauen des letzten Eises gar nicht aufgetreten sind, sondern daß damals ein ausgesprochen trockenes Klima herrschte.

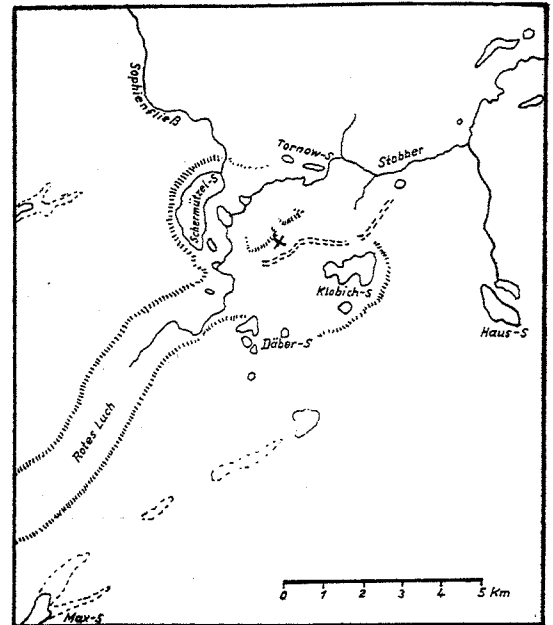


Abbildung 5

Skizze der Haupteinbruchformen (Rinnen und Seen) um Buckow. Das Kreuz in der Mitte bezeichnet den Punkt, um den sich ein großer Teil der Formen in zweizähliger Symmetrie ordnet.

Obwohl klar ist, daß die Kuppen und Wannen der Buckower Landschaft später und also durch andere Ursachen entstanden sind als das Tal des Roten Luches, so bietet ihre Erklärung im einzelnen doch noch manche ungelöste Frage, die hier darzulegen kaum am Platze wäre. Nur die Richtung, in der ich die Lösung erwarte, will ich noch andeuten. Dabei fällt zugleich Licht auf die weitere Frage, woher die Grundbedingungen dafür kamen, daß sich gerade hier eine solche Landschaft bildete, die in der ganzen Mark eine Sonderstellung einnimmt. Was ich also nun schildere, ist eine Arbeitshypothese, eine Anfrage an die Natur, ob sie diesen Lösungsversuch bei sorgfältiger Beobachtung bestätigt.

Zwischen der zweiten und dritten der vier Vereisungen, die Penck und Brückner uns in den Alpen unterscheiden gelehrt haben, also zwischen der Mindel- und der Riß-Vereisung sehen wir in dem gebirgigen Süd- und Mitteldeutschland wesentliche Veränderungen des Flußnetzes vor sich gehen: Der aus den Alpen kommende Rhein strömte vorher aus dem Bodensee der oberen Donau zu und fand erst dann seinen heutigen Lauf über Schaffhausen; die Ilm floß vorher von Oßmannstedt über Rastenberg an der Finne statt wie heute auf Stadt Sulza zu, um nur zwei Beispiele zu nennen. Das setzt sog. „tektonische“ Bewegungen infolge von Spannungen in der Erdkruste voraus, die um diese Zeit durch eine „tektonische Phase“ ausgeglichen wurden. Schon vor 50 Jahren hat Jaekel eine solche zur Erklärung der Rügener Kreidefelsenformen herangezogen und sie als „baltische Phase“ bezeichnet. So will auch ich sie hier nennen.

Diese Baltische Phase fand in Norddeutschland mächtige Aufschüttungen durch die älteren Vereisungen und deren Schmelzwässer vor, die, wie die meisten Aufschüttungsformen überhaupt, nur geringe Höhenunterschiede gezeigt haben werden. Die Elbe floß vorher noch nicht über Wittenberg auf Magdeburg, sondern etwa über Jüterbog auf Berlin zu, der Fläming ist also erst durch die Baltische Phase, wenn nicht entstanden, so doch zu seiner jetzigen Höhe gehoben worden. Im einzelnen werden wir den vorausgehenden Zustand schwerlich ermitteln können, ich nehme aber an, daß erst die Baltische Phase die großen Formen Norddeutschlands, seine Haupttäler und Haupthöhen, schuf. So entstanden die Höhen um Freienwalde

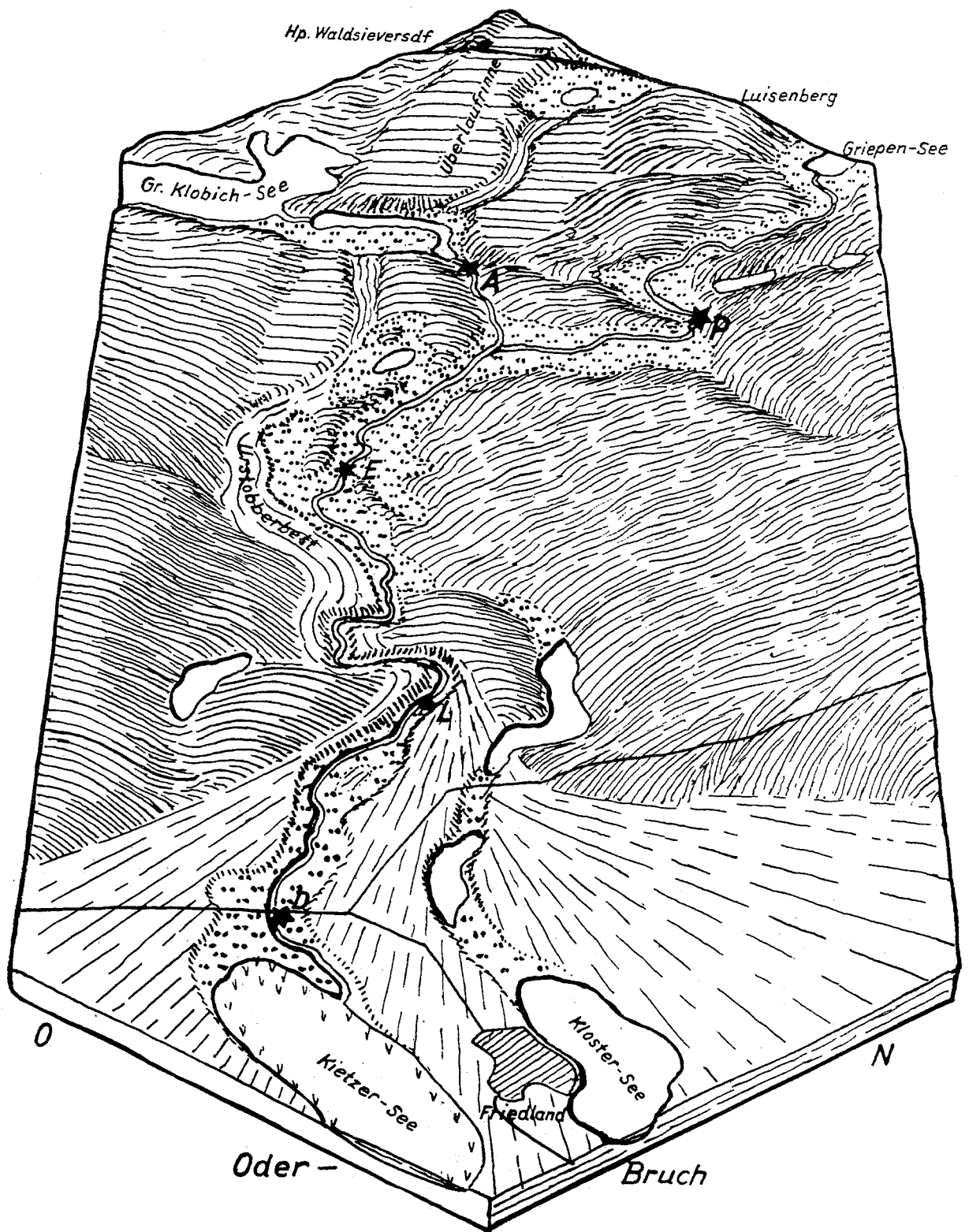


Abbildung 4

Der nacheiszeitliche (heutige) Lauf des nördlichen Stobber und das Bett des (interglacialen) Urstobber, von NO gesehen.



und der von da gegen Frankfurt ziehende Höhenrücken, zugleich auch eine Querspalte, die die Senke des Roten Luchs vorzeichnete. Nun folgten zwei Vereisungen, die das Gelände abschliffen und in kleineren Formen umgestalteten durch Staudungen und Schleppungen des Untergrundes, deren Schmelzwässer aber den vorhandenen Tiefenlinien folgen mußten. Die erste dieser Vereisungen schloß beim Herannahen das heutige untere Odertal, und die davor gestauten Gewässer arbeiteten die erste Überlaufrinne im Tal des Roten Luchs aus. Unter dieser Eisdecke erfolgten dann bei ihrem weiteren Vorrücken die Einbrüche des Oderbruchs und wohl auch die des Schermützel- und Gr. Klobich-Sees. Zerrungen des Untergrundes durch die Eisströmung mögen zurückgebliebene Spannungen aus der Baltischen Phase verstärkt und so die Einbrüche bewirkt haben. Die nächste und bisher letzte Vereisung wiederholte den gleichen Vorgang; nur entstanden jetzt kleinere und zahlreichere Brüche, die den heutigen Anblick der Buckower Beckenlandschaft bestimmen. Von einer „Beckenlandschaft“ können wir im doppelten Sinne sprechen: Die einzelnen, wohl ziemlich oberflächlichen Einbrüche erzeugten die einzelnen Becken, zwischen denen Kuppen stehen blieben; aber auch die Landschaft als Ganzes bildet ein großes Becken zwischen Bollersdorf und Dahmsdorf, von dem eine langgestreckte Rinne im Zuge des heutigen unteren Stobbertales von Buckow auf Karlsdorf verläuft, eine andre vom Gr. Schlagenthin-See über den Max-See zu den Seen um Kagel. Die

Gesamtheit dieser Becken zeigt eine zweizählige Symmetrie derart, daß, wenn man sich das Kartenbild (Abb. 5) um einen Punkt im Langen Grunde etwa südlich vom Jügendicktenberg um 180 Grad gedreht denkt, die neue Lage sich mit der vorherigen auffallend deckt. Der gedachte Mittelpunkt der Symmetrie liegt aber in der Mitte der ursprünglichen Querspalte, weist also auf einen mittelbaren Zusammenhang mit dieser hin. So schält sich doch ein großes Bildungsgesetz aus der verwirrenden Vielheit der Becken und Rinnen heraus. Der Gr. Klobich-See entspricht dabei dem Schermützelsee, die Gruppe der Däberseen der der Tornowseen, das Rote Luch dem Unterlauf des Urstobber. Die Rinne des Max-Sees kommt mit dem unteren Stobbertal nicht zur Deckung, wird ihr aber parallel. Will man diese zur Deckung bringen, muß man den Drehpunkt um 1,7 km weiter östlich wählen. Dann deckt sich der Schermützelsee nicht mehr mit dem Gr. Klobich-See, sondern mit den Hausseen bei Obersdorf. Das sind merkwürdige Regelmäßigkeiten, die zu weiterer Forschung anregen. Die neuen geophysikalischen Methoden, die uns das Gefüge unseres Erdbodens so viel besser als bisher erforschbar machen, eröffnen uns die Aussicht auf die Einordnung dieser Erscheinung in tiefere Zusammenhänge und einen Schritt vorwärts für ein Forscherbemühen, das — um mit Klopstock zu reden —  
den großen Gedanken  
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

<sup>1)</sup> Auch zum Namen „Finow“ findet sich die Nebenform „Fiene“, wenn auch ziemlich entfernt bei Bitterfeld. Sonst ist die Endung -ow für Flüsse bei uns nicht gewöhnlich, jedoch wird auch die Panke 1251 „Pankowe“ genannt. Deuten wir „Stobberow“ als „Stobber-au“, dann stehen dem die Ilmen-au bei Lüneburg, die Königsau u. a. in Schleswig zur Seite, und der Name „Stobber“ klingt an die holsteinische „Stör“ bei Itzehoe so auffallend an, daß hier ein algermanischer Flußname vermutet werden darf, obwohl der Name „Styr“ auch in Polen vorkommt. — <sup>2)</sup> Ob es sich hier wirklich um die vorletzte Vereisung handelt oder nur um eine kurze Unterbrechung der letzten

Vereisung, kann bezweifelt werden. Ich bevorzuge die erste Annahme und habe es im Text dargestellt. — <sup>3)</sup> Wenn der Urstobber schon ein Becken des Schermützelsees und eins des Großen Klobich-Sees vorfand, wird dies Bild anscheinend verwickelter. Aber in einer Hinsicht gewinnt es dadurch an Regelmäßigkeit: Es folgten sich dann zweimal Überlaufströmungen vor dem Eise, Bodeneinbrüche unter dem Eise und örtlicher Abfluß zur Oder nach dem Verschwinden jedes Eises. Deshalb habe ich Abb. 2 b unter der Annahme gezeichnet, daß zur Zeit des Urstobber die beiden genannten Seen schon vorhanden waren.

Otto Korn:

## Wabrenze — Lorenzfeld

### Zur Wüstungskunde der Altmark

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts wird im Heberegister des Klosters St. Ludger vor Helmstedt ein altmärkischer Ort Wabrenze zum erstenmal genannt<sup>1)</sup>. Er lag zusammen mit 9 anderen dort genannten Ortschaften im Balsamgau, also im südöstlichen Teile der Altmark, dessen Hauptort Tangermünde war<sup>2)</sup>. Das Ludgeri-Kloster besaß dort 14 Hufen; während aber im gleichzeitig genannten (bisher nicht identifizierten) Orte Lamen der Besitz des Klosters bald nach 1150 an Graf Albert von Veltheim als Lehen ausgetan wurde<sup>3)</sup>, behielt das Kloster einsteilen den Besitz in den übrigen Ortschaften in eigener Hand und ließ ihn vom Fronhofsamt Ingersleben aus verwalten. Einige Jahrzehnte später war darin eine Änderung eingetreten. Das Kloster hatte seinen gesamten altmärkischen, ihm wohl etwas entlegenen Besitz an Siegfried, den letzten Grafen von Osterburg und Altenhausen als Lehen überlassen. Als dieser i. J. 1238 seine Lehen in der Altmark und ihrer unmittelbaren Nachbarschaft dem Abte Gerhard von Werden und Helmstedt resignierte<sup>4)</sup>, finden wir in der Aufzählung der Güter und Grundstücke auch jene 14 Hufen in „Wabrence“ wieder<sup>5)</sup>. Es ist die zweite und letzte urkundliche Erwähnung des Ortes. Danach verschwindet er anscheinend spurlos aus der Geschichte; man kann also mit einigem Recht annehmen, daß er noch im Laufe des 13. Jahrhunderts wüst geworden ist.

Eine Identifizierung oder wenigstens Lokalisierung ist zwar verschiedentlich versucht worden; allein bei den sich anscheinend widersprechenden Quellenangaben ist man, allem aufgewendeten Scharfsinn zum Trotz, doch zu keinem eindeutigen Ergebnis gekommen. Wilhelm Zahn hat in seinem Standardwerk über die altmärkischen Wüstungen<sup>6)</sup> auch keine Entscheidung zu fällen gewagt

und die Frage unentschieden gelassen. Wir kommen auf diese Seite der Sache noch zurück.

Nun ist es keine ganz seltene Erscheinung, daß die Namen wüster Ortschaften im Volksmunde im Laufe der Jahrhunderte erheblich entstellt, ja oftmals bis zur Unerkennbarkeit verändert und verbalhornt werden. So wurde z. B. aus Levemede: Glänemäker, aus Ellersell: Ogelsersack, aus Letzlingen: Netzling, aus Calbu: Karlbau, aus Ossemoor: Schmoor. Könnte dieser Fall nicht auch bei Wabrenze eingetreten sein? Könnte sich der alte Name nicht hinter einer heutigen Flur- oder Ortsbezeichnung verstecken, die von der einstigen so sehr abweicht, daß man sie bis heute nicht erkannt hat?

Die Stadtfeldmark von Tangermünde besteht aus 3 Teilen: 1. dem Stadtfeld, der eigentlichen alten (Gründungs-) Stadtfur von 21 Hufen, 2. dem Kalbauschen Feld, der alten Mark des eingegangenen und in der Stadt aufgegangenen Dorfes Deutsch-Kalbau von 21 ¼ Hufen, und 3. dem Lorenzfeld von 26 Hufen<sup>7)</sup>. Die Bezeichnung Lorenzfeld ist jung, sie geht nicht über das 17. Jahrh. zurück. Mit dieser Bezeichnung ist die Sage von der Jungfer Lorenz verknüpft<sup>8)</sup>. Die ältere Namensform ist „campus Dobberenz“. Zahn sieht darin den Namen eines eingegangenen wendischen Dorfes und führt dieses auch als „Dobberenz“ im 2. Teil seines Wüstungswerkes auf<sup>9)</sup>. Freilich ist er sich seiner Sache nicht eben ganz sicher und rechnet Dobberenz unter die „angeblichen und zweifelhaften“ Wüstungen; vor allem wohl deshalb, weil niemals in den Quellen ausdrücklich von einem wüsten Ort Dobberenz die Rede ist. Genau genommen ist nur von einem D. er Feld, in älterer Zeit sogar nur von den Doberenzischen Hufen die Rede,

auf denen zahlreiche Tangermünder Bürger Besitz haben und die vollkommen zur Feldmark der Stadt gehören.

Aber auch Doberenz oder Dobberenz ist nicht der ursprüngliche Name. Obwohl Zahn auch eine andere Namensform kannte, ist er hier doch Götze gefolgt, der behauptet hatte, Doberenz sei der richtige Name für diesen Teil der Tangermünder Feldmark und die Bezeichnung Lorenzfeld sei eine junge Erfindung<sup>10)</sup>. Mit der letzten Behauptung hatte er allerdings Recht, doch ist nicht Doberenz, sondern Boberenz, Bobrenz o. ä. die älteste nachweisbare Bezeichnung. Ich vermag sie bis 1351 zurück nachzuweisen<sup>11)</sup>. 1423, 1427, 1429, 1439, 1472 und 1483 kommt die Form „Boberenzsche Huben“ oder ähnlich, jedenfalls mit B anlautend, vor<sup>12)</sup>; erst von 1472 an, dann immer häufiger werdend, tritt „Doberenz“ mit D an ihre Stelle<sup>13)</sup>. Boberenz o. Bobrenz ist also zweifellos die ältere Form des Namens. Und dieses Boberenz ist, so möchte ich behaupten, nichts anderes als Wabrenze oder Wabrence.

Um das glaubhaft zu machen, müssen wir zunächst den philologischen Beweis führen. Als erstes untersuchen wir den Wechsel des Anlautes. Gibt es Parallelen dafür, daß ursprünglich mit W anlautende Ortsnamen heute mit B geschrieben (oder gesprochen) werden? Oder daß umgekehrt altes B heute W lautet?

Ich weise da zunächst hin auf den Namen des uckermärkischen Dorfes, einst Städtchens Biesenbrow. Er lautet im 14. und 15. Jhd. öfter Wissenbrow, Wismarow und ähnlich<sup>14)</sup>. Ja, noch im 16. Jhd. finden wir den Namen der Adelsfamilie v. Biesenbrow, die diesem Orte entstammt, Wiesenbrohe geschrieben<sup>15)</sup>. Diese Doppelschreibung hat freilich einmal dazu geführt, zwei verschiedene Adelsfamilien (von Biesenbrow und v. Wiesenbrohe) anzunehmen<sup>16)</sup>. Andererseits hat man die Namensformen Wismarowe u. ä. nicht auf Biesenbrow, sondern auf Wismar<sup>17)</sup> bei Strasburg i. d. U. bezogen und dadurch manche Verwirrung angerichtet. Der Name der altmärkischen Adelsfamilie von Bartenleben lautet in älterer Zeit auch Wartensleben, Werdensleve, Wardisleve u. ä.<sup>18)</sup>. Der Name des Ortes Badel im Kreise Salzwedel und der nach ihm benannten Familie hat sich anscheinend aus Wodewal > Badewel > Badel entwickelt<sup>19)</sup>. Der hannöversche Ort Bodenteich, plattdeutsch Badendik, wird wie der des gleichnamigen Geschlechts im 14. Jhd. Wodendick geschrieben<sup>20)</sup>; von Bernau in der Mittelmark kennen wir Varianten des Namens in der Form Wernowe<sup>21)</sup>; umgekehrt heißt der ebenda liegende Flecken Werneuchen (d. i. Klein-Bernau) früher neben Warnow auch Bernow, Barnow und Nova Bernow<sup>22)</sup>. Ja sogar der Name der Reichshauptstadt Berlin kommt gelegentlich als Werlin in Urkunden vor<sup>23)</sup>. Auch im Inlaut zeigt sich die gleiche sprachliche Erscheinung: für Barby lesen wir öfter Barwy<sup>24)</sup>.

Der Wechsel von w zu b ist also nichts Außergewöhnliches und tritt sogar ziemlich häufig auf. Phonetisch stellt sich die Erscheinung dar als ein Wechsel des labialen Reibelauts w mit dem labialen Verschlusslaut b, hervorgerufen durch Schließen der Lippen beim Artikulieren; b und w sind also sehr nah verwandte Laute<sup>25)</sup>.

Zwei andere sprachliche Erscheinungen sollen nur kurz gestreift werden: es ist einmal der Wechsel von a und o. Hier liegt wohl nur eine unvollkommene Schreibung für einen Zwischenlaut vor, den man å schreiben müßte, ein nach o hinneigendes a, wie es niederdeutsche Dialekte, ganz besonders der ostfälische, häufig aufweisen. Das zweite ist der Einschub eines e vor dem r in Boberenz gegenüber Wabrenze. Hier liegt nichts anderes als ein sog. Sproßvokal vor, wie er sich sekundär besonders gern aus dem r entwickelt<sup>26)</sup>.

Hiermit dürfte die sprachliche Seite der Sache genügend beleuchtet und die Gleichung Wabrenze = Boberenz wenn nicht direkt bewiesen, so doch wenigstens äußerst wahrscheinlich gemacht worden sein. Für die weiteren Veränderungen zu Doberenz > Dobberenz > Lorenz weiß ich keine einleuchtende Erklärung. Bei der letzten Veränderung scheinen mir „gelehrte“ Einflüsse mitgespielt zu haben, sie liegt schon in einer Zeit, wo Stadtchronisten und andere Historiker gern mit etymologischen Spielereien aufwarten und allenthalben Nachtreter finden. Für uns spielt diese Frage aber hier weiter keine Rolle.

Um nun auf die bereits angeschnittene Frage der Lokalisierung der Wüstung zurückzukommen: Haben wir neben der sprachlichen Gleichsetzung von Wabrenze und Boberenz auch topographische Anhaltspunkte, die den Schluß zulassen, daß Wabrenze tatsächlich auf dem heute sog. Lorenzfeld südlich von Tangermünde gelegen haben kann? Nun muß ich freilich zugeben, daß ein absolut bündiger Beweis nicht geführt werden kann. Wir haben nur die beiden Erwähnungen von etwa 1150 und 1238. Die ältere Forschung hat sich bemüht, durch eine Deutung der mit Wabrenze zusammen genannten Orte zu einer Identifizierung zu kommen. Heffter sucht Wabrenze bei Arneburg<sup>27)</sup>, Behrends und Danneil haben sich für die Gegend von Osterburg oder Schwarzholz Kr. Osterburg entschieden<sup>28)</sup>. Zahn weicht, wie gesagt, der Entscheidung aus. Behrends entschied sich deshalb so, weil Wabrenze in der Urk. von 1238 neben Schwarzholz in der Wische genannt wird, und vor allem, weil er eine Übertragung des Namens vom pagus Wabrensis<sup>29)</sup> annahm und deshalb in den Siedlern Holländer oder Flamen vermutete, die notwendigerweise im Sumpf- und Moorgebiet der Wische kolonisiert haben mußten. Darauf ist aber kein großer Wert zu legen. Die Namensgleichheit erscheint zwar auf den ersten Blick verblüffend; bei näherem Zusehen stellt sich aber heraus, daß im pagus Wabrensis weder Flamen noch Holländer zu Hause waren, sondern Romanen. Aus dieser Gegend dürften aber kaum Siedler in der Altmark gekommen sein. Waren aber wirklich Holländer die Siedler in Wabrenze, so bot das sumpfige Tangental bei Tangermünde ihnen sicher dieselben Kolonisationsmöglichkeiten wie die altmärkische Wische<sup>30)</sup>. Im übrigen erscheint es noch sehr fraglich, ob der Name wirklich vom pagus Wabrensis stammt; ebensogut könnte ein zufälliger Gleichklang vorliegen und der Name doch wendischen Ursprungs sein, worauf mir eine Gegenüberstellung mit dem ähnlich klingenden Nadrense im Kreise Randow hinzudeuten scheint. Über eine mögliche Deutung des Ortsnamens aus dem Slawischen s. weiter unten und Anm. 41.

Betrachten wir nun die Lage der Orte, die mit Wabrenze zusammen genannt werden, so scheiden von den um 1150 als in Balsamia<sup>31)</sup> gelegenen genannten 9 Orten zwei aus, nämlich Lamn und Thisele (oder Tilsele)<sup>32)</sup>; es sind Wüstungen, deren Identifizierung oder Lokalisierung bis auf den heutigen Tag noch nicht möglich gewesen ist<sup>33)</sup>. Die übrig bleibenden sind: Wintberge (Windberge), Beldinke (Bellingen), Svartesele (Gr. oder Kl. Schwarzlosen), Thornstedde (Dahrenstedt), Dobelin (Döbbelin), Hamertunen (Hämerten) und Herre (heute Ost- u. West-Heeren), alle mit Ausnahme von Hämerten südlich bis südwestlich von Stendal gelegen. Herre wäre nach unserer Deutung sogar der unmittelbar westliche Nachbarort von Wabrenze/Boberenz gewesen. Hier ist also Wabrenze in der Nachbarschaft zahlreicher unzweifelhaft nur bei Stendal oder Tangermünde gelegener Ortschaften genannt.

Nicht so günstig steht es mit der anderen Urkunde von 1238<sup>34)</sup>. Wabrenze steht hier neben Swartenholte iuxta Wisch, also Schwarzholz in der Wische. Indessen erfolgt die Aufzählung der Besitzungen in dieser Urkunde merkwürdig verworren und keinem erkennbaren Prinzip unterworfen; Gegenden der Altmark, die einander ganz entgegen sind, wechseln fortwährend ab. Die Osterburger Gegend wechselt mit der um Stendal oder Gardelegen; die Reihe beginnt mit dem wüsten Sperlingsdorf bei Osterburg, springt dann über auf (wüst) Mittelwerder bei Gr. Möringen im Kreise Stendal; es folgen Unglingen dasselbst, Dahrenstedt (wüst) in der Letzlinger Heide, Ipse bei Gardelegen. Wieder folgt ein Ort bei Osterburg (Düsedau); so springt die Aufzählung in stetem Wechsel und Durcheinander weiter. Es kann mithin daraus das eine absolut nicht geschlossen werden, daß nämlich, wenn in der Aufzählung ein Ort bei Osterburg genannt wird, der folgende auch unbedingt dort gelegen haben müßte; eher ist das Gegenteil der Fall. Unser Wabrenze nun finden wir in folgender Nachbarschaft:

Duo Svartelose = Gr. u. Kl. Schwarzlosen Kr. Stendal  
Osterne = Ost-Heeren b. Tangermünde  
Ballerstede = Gr. o. Kl. Ballerstädt, südlich von Osterburg  
Sturbecke = Storbeck, südwestlich von Osterburg

Muldenbeke = Möllenbeck, nordwestlich von Stendal  
 Duo Moringen = Gr. u. Kl. Möringen bei Stendal  
 Lamen, wüst, unbekannt  
 Wintberge = Windberge, südwestlich von Stendal  
 Svartenholte iuxta Wisch = Schwarzholz Kr. Osterburg  
 Wabrence  
 Dorenstidde = Dahrenstedt, südwestlich von Stendal  
 Seppin bei Schwarzlosen, wüst, südlich von Stendal  
 Ipitze, wohl das wüste Nipps, westlich von Stendal<sup>35)</sup>  
 Brundorpe bei Haldensleben, wüst  
 Engerbu magnum et parvum = Gr. u. Kl. Engersen, südlich  
 von Calbe a. d. Milde  
 Insula = Ost- und Westinsel, westlich von Stendal<sup>36)</sup>.

Auch hier sind also überwiegend Orte in der südlichen Altmark, besonders solche bei Stendal und Tangermünde aufgeführt. In diesem Zusammenhang würde auch ein Wabrence bei Tangermünde gut passen, jedenfalls nicht aus dem Rahmen fallen.

Halten wir aber noch dazu, daß wir auf den Flur- und Wüstungskarten der Gegend von Schwarzholz in der Wische nicht den geringsten Hinweis auf Wabrenze finden können<sup>37)</sup>, hingegen aber auf Grund unserer sprachlichen Untersuchung die Gleichsetzung von Wabrenze und Boberenz mit größter Sicherheit als äußerst wahrscheinlich hinstellen konnten, so dürfen wir uns zu dem Schluß berechtigt halten, daß das lange gesuchte Wabrenze mit dem wüsten Boberenz auf dem Lorenzfelde bei Tangermünde identisch ist.

Auf einige Fragen möchte ich zum Schluß noch eingehen: Woher stammte der Besitz des Helmstedter Ludgeri-Klosters, und wo blieb er nach 1238, und hängt das Wüstwerden des Ortes Wabrenze etwa mit der Entwicklung der Stadt Tangermünde zusammen? Das Ludgeri-Kloster besaß 14 Hufen in Wabrenze, das wäre, die Identität mit dem 26 Hufen messenden Lorenzfeld (Boberenz) einmal angenommen, mehr als die Hälfte des Dorfes gewesen, also ein beachtlicher Besitz. Über die Herkunft wissen wir nichts. Nun gibt es noch eine rätselhafte Wüstung, die in der gleichen Gegend gelegen haben muß; es ist Bremezhe<sup>38)</sup>, das nur einmal geschichtlich genannt wird i. J. 1013 bzw. 1022. Zwischen 1011 und 1015 stiftete Bischof Bernward von Hildesheim das Michaeliskloster daselbst und stattete es mit verschiedenen Besitzungen aus, darunter in pago Belsheim (= Balsamgau) Bremezhe, Eilerdesdorf und Steinedal<sup>39)</sup>. Letzteres ist die spätere Stadt Stendal, Eilerdesdorf das jetzige Elversdorf bei Tangermünde<sup>40)</sup>. Auch Bremezhe muß in der Nähe von Stendal und Tangermünde gelegen haben. Es wäre nicht undenkbar, daß auch unter diesem Ort das spätere Wabrenze, dessen Name so verdächtig ähnlich klingt, zu verstehen ist. Es könnte sich um die unvollkommene Wiedergabe des wendischen Ortsnamens handeln, bei dem die slawische Präposition w(a) fortgefallen ist; die Deutschen werden sich ohnehin keine große Mühe gegeben haben, diese Namen lautlich ganz korrekt in ihren Urkunden wiederzugeben<sup>41)</sup>. Es wäre dann anzunehmen, daß zwischen 1022 und 1150 das Hildesheimer Michaeliskloster den Besitz in Bremezhe-Wabrenze an das Ludgerikloster in Helmstedt als zu entlegen abgegeben hätte, ein Vorgang, der nicht ohne Parallele wäre. Wo aber blieb später der Besitz des Ludgeri-Klosters? Wir hören niemals wieder etwas von ihm. Tangermünde wird 1170 zur Stadt erhoben. Zunächst dürfte die eigentliche Altstadt befestigt worden sein. Die Neustadt ist angeblich 1170—1184 angelegt worden; indessen stammt der Findlingsbau der Nikolai-Kirche nach Meinung der Kunsthistoriker erst aus der Zeit um 1250<sup>42)</sup>. In dieser Zeit dürften auch die Einwohner von Wabrenze-Boberenz in die Stadt gezogen sein, die Neustadt besiedelt und das Dorf wüst gelegt haben. So geschah es auch später (zwischen 1335 und 1375) mit den Einwohnern von Deutsch-Kalbau, die in der Neuen Straße in der Altstadt eine Zuflucht fanden und noch bis in die Neuzeit eine eigene Ackergemeinde bildeten<sup>43)</sup>. Eine solche ist zwar für die Wabrenzer nicht nachzuweisen; indessen ist die ganze Feldmark, das „Lorenzfeld“, in der Stadtfur aufgegangen und Tangermünder Bürger sind als

die Inhaber und Lehnsträger der Boberentzschen Hufen nachzuweisen. Um 1250 dürfte daher das Abhängigkeitsverhältnis zum Ludgerikloster gelöst worden sein. Es ist möglich, daß dieser Akt auf Veranlassung und mit finanzieller Unterstützung des Landesherrn vor sich gegangen ist, der von nun an einen Großteil der Hufen als Lehnsherr an Tangermünder Bürger vergab.

## Beilage 1

1351 Juli 12, Stendal

Markgraf Ludwig (der Römer) von Brandenburg genehmigt Friedrich von Groß-Salze den Verkauf einer Hebung über die Bobretschen Hufen zu Tangermünde.

Wier Ludwich von der gottes gnaden marchgraf zu Brandburch unde zu Lusicz, palanczgraf bi dem Rin, herzog in Beyern unde in Kernden unde des heyiligen Rome-schen riches obrister kamrer, bekennen offentlich in dessem brieve, daz wir haben gegeben Frederico von dem Grozen Salze, unserm lieben getrūwen, vullichliche gancze macht zu vorkoufene di zwine winschepel kornes rocken unde gersten, di er von unsern gnaden vrie hat unde eygen in unser stat zu Tangermunde uf den Bobretschen hüben, weme er wil und war daz er wil zū eynem liebe, zu zwen oder zu dren, oder mit der vriheit des ganzen eygendūmes, alust bescheidenlichen, daz di zwine winschepel kornes togeleht werden von dem oder von den, die si dem vorgenanten Frederico abekoufen, zu gottes dinste unde in gottes ere. Zu einer offenbaren bezughunge des-der ding habe wier unser insigel gehangen an dessen brief, der ist gegeben zu Stental nach gottes gebort dri-zehenhundert jar in dem eyn unde vuemfzestigen jare an dem abende sant Kattrinen der heylegen juncfrawen.

Photographie nach dem Original, 1929 in der Sammlung von Wittelsbacher-Urkunden des damaligen Staatsarchivrats Dr. Eugen Meyer in Berlin.

## Beilage 2

1439 Juli 28

Das Kloster Neuendorf verkauft der Küsterei einen Wispel Roggen vom Boberentzschen Acker in Tangermünde unter Vorbehalt des Wiederkaufs.

Wy her Arnd van Dedessen provest, Katherina von Gore ebbetyne, Margareta van Gorne pryorinne unde de meyne samenynghe des closters to Nyendorp bekennen unde tughen endrechtliken in dusseme opene breve vor als weme, dede en zeen ofte horen lesen, dat wy hebben vorkoft unde vorkopen to deme ambachte der kosterye eynen wyspel rogghen to Tanghermunde over den Bobereyntzen acker; sees schepel over de hüven, dede nu dryft Gherke ute dem Bussche, sees schepel over de hüven dede nu dryft Gherke Gutzouwe, sees schepel over de hüven, dede nu dryft Hinryck Salyghe, sees schepel over de hüven, dede nu dryft Gherke Gotzen. Dussen vorscreven wyspel schal upnemen de kosteryne unde darvan pleghen der lampen uppe deme kore. Hyrvor heft zee uns wol to dancke vornūghet twelf stendelsche mark, dede gensliken in unses closters nud unde fromen komen syn. Wanne we ergenante provest ebbetyne pryorinne unde meyne samenynghe den ergenanten wyspel wedder kopen wyllen, dat moghe wy alle jar dūn. Wanne wy dat dūn wyllen, zo schulle wy en den kop tosegghen uppe wy-nachten unde dar na in den passchen den summen gheldes wedder gheven sunder vortoch. Wanne sodane betalinghe so scheen ys, zo scal unser provestigen de genante wyspel wedder quid unde los syn. Alle dusse vorscreven stücke unde artikel love wy ergenanten provest ebbetyne pryorinne unde meyne samenynghe vor uns unde unse nakomelinghe stede unde vaste to holdende sunder hulpe-rede edder arghelyst. To tughe hebbe wy unser provestigen unde conventes ingheseghel wytliken laten henghen an dussen openen bref. Screven unde gheven na godes bord veerteyn hundert jar dar na in dem neghen unde druttighsten jare in sunte Panthaleonis daghe des hylghen mertelers.

Landesarchiv Magdeburg, Urkunde U 21 b Kloster Neuendorf Nr. 78.

Anmerkungen: 1) R. Kötzsche, Rhein. Urbare (s. Publ. der Ges. f. Rhein. Gesch. XX) II (= Die Urbare der Abtei Werden a. d. Ruhr) A (= I. Teil) Die Urbare vom 9.—13. Jh. Bonn 1906, S. 167 ff. S. 170. Nr. 35: in Balsama . . . . In Wabrenze 4 mansi. — 2) Balsama (banus balsame, Belcken, Belsa, Belkesheim). Der Balsamian lag zwischen Ohre, Elbe, Milde und Biese. — 3) R. Kötzsche a.a.O. S. 170 Nr. 29: In Lamen 7 mansi. „Beneficium comitis Alberti de Vellheim sunt ist 7 mansi in Lamen“. Zusatz in der Hs., wenig später als 1150. — 4) Riedel, Cod. dipl. Brand. A 6, S. 451. — 5) In Wabrenze 14 mansi. — 6) Die Wüstungen der Altmark. Hg. von der Hist. Komm. f. d. Prov. Sachsen und des Hgt. Anhalt. Bearbeitet von W. Zahn, Halle a. d. S. 1909 (= Gesch. Qu. der Prov. Sachsen Bd. 43). S. 234 Nr. 241. — 7) Zahn a.a.O. S. 309 Nr. 136. — 8) Zahn a.a.O. — Paul Craemer, Die Jungfrau Lorez von Tangermünde in Wort und Bild, Mitteilungen des Altmark. Gesch. Ver. (= AGV) 32 (1905) S. 1 ff. — Kunstdenkmale der Prov. Sachsen N. F. 3. Band. Kreis Stendal Land (1933) Taf. 165. — 9) Zahn a.a.O. S. 309 Nr. 136. Die Dorfstele ist nicht mehr bekannt, Zahn sucht das „wendische Dorf“ beim Viererbhof an der Tangermünde-Laderitzer Chaussee. — 10) AGV 17, 87. — 11) Urk. Markgraf Ludwigs von Brandenburg. Vgl. Beilage 1. — 12) Riedel C 1 75 (1423). A 16, 50 (1427), ebda. 53 (1429); Landesarch. Magdeburg, Urk. des Klosters Neuendorf von 1439, bisher ungedruckt, siehe Beilage 2; Riedel A 16, 104 (1472), ebda 107 (1483). — 13) Dohrenztsche Hube 1472 (Riedel A 16, 106), Dohrenztsche Hufe 1478 (ebda. 110), Dohrenztsche Hube 1483 (ebda. 107). — 14) Wismerow (1316) Riedel B 1, 393. Bismarow (1354) ebda. B 2, 351. 352. Bismoro (1355) ebda. 369. Bysmerow (1370) ebda. 498. Bysmerow (1370) ebda. 501. Daß hier nur Biesenbrow und nicht Wismar Kr. Prenzlau gemeint sein kann, geht schon aus dem Text der zuletzt gen. Urk. hervor, wonach alles Land zwischen Schwedt, Künkendorf, Schmargendorf, Biesenbrow und Dobberzin abgetreten wird; alle diese Orte liegen im Kreise Angermünde. Wismar wäre hier vollkommen sinnlos. — Wisembrow (1485) Riedel A 13, 407; die Bismrowen (Fam. v. B.) 1487, ebda. 421. Biszembrow (1487) 422, Weszembrow (1493) 433; Wiesenbrow (1497) 440; Wyssenbrow (1499/1500) C 2, 434; Biesenbrow (1531) C 2, 468; Biesenbrohe (1561) A 13, 469. — Vgl. Fidicin, Territorien der Mark Brand. IV 196. — 15) Siebmachersches Wappenbuch (Aussg. 1655 bzw. 1657) I 175 unter Wiesenbrohe. — 16) Knesche, Neues allg. dt. Adelslexikon I 424. Leopold Fhr. v. Ledebur, Adelslex. d. Preuß. Monarchie I 64. — Vgl. auch Fidicin a.a.O. — 17) Siehe Heffters Namensverzeichnis zu Riedel, Cod. dipl. Brand. sub voce Wismar, Bd. III 448 f. — 18) Ebenda Bd. I 67. — 19) Wodewal (1357) Riedel A 5, 332; Bodewal (1397) ebda 366; Badewel (1473) A 17, 149; Badel (1506) ebda. 197. — 20) z. B. Riedel A 22, 383 (1329). — 21) Heffter a.a.O. Bd. I 104. — 22) Heffter a.a.O. Bd. III 428. — 23) Heffter a.a.O. Bd. I 98. — 24) Ebenda S. 61. — Ich nenne noch das Dorf Bamm bei Rathenow, dessen Name mitunter auch Wamme geschrieben wird (ebda. 59), und die Gleichungen Wratislavia = Breslau, Borbetomagus = Worms. — 25) O. Behagel, Gesch. d. dt. Sprache (= Pauls Grundriß d. German. Philologie 3), Straßburg 1916, § 251. — 26) Übrigens kommt noch 1483 der Name in der Form Bobrenz, also ohne Sproßvokal vor. — 27) Im Namensregister zu Riedel sub voce Wabrense. — 28) AGV 4, 52 und 12, 67. — 29) Der Pagus Wabrensis (Vaivre) liegt zwischen Luxemburg, Gorze, Arel (Arlon), Verdun und Mouzon (an der Maas); im Namen der Woëvre-

Ebene steckt noch die alte Gaubezeichnung Oesterley, Hdt. geogr. Wb. des dt. MV (1884) S. 711. — 30) Über den Anteil der Holländer an der Kolonisation der Altmark siehe jetzt die Arbeiten von M. Balth: Die Herkunft der Stedler in den Landen Jendow (Halle 1933), Flurnamengeographie als Flurnamensforschung, Sachsen und Anhalt, Bd. 12, 1936; Der Flurname Dank in der Prov. Sachsen, in der Festschrift für Walter Möllenberg „Zur Gesch. u. Kultur des Elb-Saale-Raumes“, Burg h. M. 1939. Gegenüber der früheren sehr kritisch eingestellten Forschungsperiode betont B. auf Grund der Ergebnisse der Flurnamensforschung, wieder einen sehr viel stärkeren Anteil von Holländern und Flamen. — 31) Ob die Gegend um Schwarzholz Kr. Osterburg überhaupt noch zu terra Balsama gerechnet werden kann, erscheint mehr als fraglich; kirchlich gehörte sie freilich zum Dekanat der Wische im Archidiakonat des Balsambaus (Halberstädter Sprengel); s. Riedel, Mark Brandenburg um 1250 (Berlin 1832) ff. 565. Paul L. B. Kupka, Die Altslaven in der Nord- d. h. der späteren Altmark (Sachsen u. Anhalt 12, 1936, S. 36 ff. rednet die Wische nicht mehr zum Balsamgau, sondern zum Mntga. Danach könnte Wabrenze „in Balsama“ (1150) also überhaupt nicht in der Osterburger Gegend lokalisiert werden. — Über den Balsambau in späterer Zeit vgl. Ad. Diestelkamp, Der Balsambau am Ausgang des 15. Jh. Zschr. f. Kirchengesch. der Prov. Sachsen u. des Freistaates Anhalt, Jg. 28 (Magdeburg 1932) S. 107–143. — 32) So der letzte Druck bei Kötzsche a.a.O. (s. Anm. 1) — Vgl. Riedel A 17, 431. — 33) Zahn, Wüstungen S. 113 u. 42; (Titole); Wohlbrück, Gesch. d. Altmark (Berlin 1855) S. 81 will in Titole oder Thisele das Dorf Insel bei Stendal erkennen (heute West- u. Ostinsel); das kann aber schon aus dem Grunde nicht sein, weil in der Urkunde von 1238 sowohl Titole als die „slavica villa Insula“ nebeneinander genannt werden. — 34) Riedel A 6, 450 f. — Vgl. Wohlbrück a.a.O. — 35) Ipizze bei Gardelegen (= Ipse) ist schon weiter oben in der Urk. genannt, kommt also hier nicht in Betracht. — 36) Ich beziehe mich hier auf die ausführliche Besprechung der Urk. von Behrends im AGV 4, S. 45 ff.; Behrends hat auch zuerst eine Erklärung des Ortsnamens versucht, wenn auch noch mit mancherlei Unrichtigkeiten. — 37) Darauf weist Zahn, Wüstungen S. 235 besonders hin. — 38) Zahn a.a.O. S. 24 Nr. 28. — Daß Bromezhe das heutige Dorf Grävenitz sein solle, wie Wohlbrück S. 3 will, scheint mir völlig abwegig, Zahn ist auch auf diese Deutung nicht weiter eingegangen. Die Diplomata-Ausgabe der Monumenta Germaniae (Band 3, Urk. Heinrichs II. (1000 bis 1003) Register) identifiziert B. mit ? Brist Kr. Stendal. — 39) Riedel A 15, 1 ff. 3 ff. (zu 1022). Ebenso K. Janick, UB. d. Hochstifts Hildesheim u. s. Bischöfe I. Teil (= Publ. a. d. Kgl. Preuß. Staatsarchiven Bd. 65), 1896; S. 63 Nr. 67 und S. 70 Nr. 69. Beide Urkunden sind verunfälscht bzw. gefälscht. Über den zeitlichen Ansatz des Diploms Heinrichs II. und das Verhältnis zu dem Güterregister des Michaelsklosters, auf dem die gefälschte Urk. Bernwards von 1022 beruht, siehe jetzt MG. DH. II. 260 (zu 1013 ?). — 40) Zahn, Wüstungen S. 25. — 41) Vielleicht geht der Name auf das slaw. werenitz (= lange Reihe) zurück; wo-werenitz (= in der langen Reihe) hätte sich dann über wewerence zu wabrenze entwickelt, während die Form werenitz ohne Präposition ≥ brentize ≥ bromezhe entsteht sein könnte. — 42) Kunstdenkmale der Prov. Sachsen NF. Bd. 3 (1933), S. 242. — 43) Zahn, Wüstungen, S. 95 ff. Nr. 102.

Emil Schwartz:

## Der Handelsstand in Prenzlau vom Dreißigjährigen Kriege bis zur Einführung der Gewerbefreiheit

Schon bei der Betrachtung der Gilden der Gewandschneider, der Krämer und der Höker in Prenzlau im Jahr- buch 1953 zeigte sich, daß die Monopolisierung bestimmter Waren zu Gunsten bestimmter Genossenschaften Anlaß zu Streitigkeiten bot. Das war in steigendem Umfange der Fall, je mehr die Einfachheit der ursprünglichen Wirtschaftsverhältnisse schwand und je mannigfacher die gewerblichen Erzeugnisse wurden. Ganz besonders trat diese Folge natürlich ein, als der märkische Handel seit dem 16. Jahrhundert mehr und mehr zurückging. Jede Genossenschaft glaubte die Ursache ihrer geschäftlichen Mißerfolge in Übergriffen anderer Gewerbetreibender in ihre Rechtssphäre suchen zu müssen und war daher bestrebt, eine Besserung ihrer Lage durch Unterdrückung anderer statt durch möglichste Förderung ihrer eigenen Erwerbstätigkeit zu erreichen. Diese Entwicklung spiegelt sich in den Zusätzen, die zu den Privilegien der Krämergilde im Laufe der Zeit gemacht wurden, deutlich wider.

Schon 1570 wird im dem Schlußsatz des Privilegs besonders betont, daß den „unbesessenen Kremern, Landfarern und Tabellitkremern oder Schotten“ das Ausstehen außerhalb der 2 je zweitägigen allgemeinen Jahrmärkte in den Städten und Dörfern und das Hausieren verboten wird bei Verlust ihrer Waren. Der Uckermärkische Landrichter und die Räte in den Städten werden ange-

wiesen, dies Verbot gegenüber „Niederländern, Schotten und anderen Landstreichern“ streng durchzuführen, damit der Abfluß des Geldes ins Ausland verhindert werde<sup>1)</sup>. Bei diesen allgemeinen Anordnungen blieb es aber nicht; in der Folge kamen immer mehr Einzelvorschriften hinzu. Den Sattlern, Beutlern, Gürtlern, Riemschneidern, Teschnern und Weißgerbern wird, obwohl sie zur Kremergilde selbst gehörten, 1601 verboten, andere als zu ihrem Handwerk gehörige Waren feilzuhalten; den Schneidern wird untersagt, andere Krämerwaren zu führen als solche, die nötig sind, „Mützen zu machen und Hüte auszustaffieren, welches ihm von alters auch nicht gewehret worden“; das Hausieren wird auch einheimischen Kremern bei willkürlicher Geldstrafe (halb der Gilde, halb dem Rate) strenge verboten, das gleiche Vergehen für fremde Kremer auch mit Verlust der Waren bedroht. Im Jahre 1694 wird die Liste der für verderblich angesehenen Konkurrenten schon wieder erheblich größer, sie umfaßt jetzt Juden, Schotten, Kärner, Wasserbrenner, Büttenträger, die nicht privilegiert sind, denen allen das Hausieren verboten wird. Den Gipfel erreicht dieses System in dem Privileg von 1717. Den Schneidern wird hier erneut eingeschärft, keine Krämerwaren, auch keine Leinwand, Boy, Seide, Kamelhaar, Flanell und was zur Ausstaffierung der Kleider gehört, feilzuhalten bei Strafe der Konfiskation und einer Buße von 10 Thalern. Die Tuchmacher waren inzwischen

ebenfalls, wie vor dreihundert Jahren, dazu geschritten, mit nicht selbst erzeugtem Tuche aus dem In- und Ausland zu handeln. Dies wurde ihnen aufs neue verboten und festgesetzt, daß hierzu nur die Krämer befugt seien. Den Tuchmachern blieb nur der Ausschnitt der Tücher, „welche sie selbst mit ihrer Hand oder durch ihre Gesellen und Jungen anfertigen lassen“. Kein Knopfmacher, Strumpfweber, Stricker, Kürschner und Hutmacher soll andere als selbstgefertigte Waren führen, ebenso kein Nadler, doch wird diesen wenigstens der Handel mit „Strümpfen, zinnernen und messingnen Knöpfen, Kamelhaaren, Zwirn, Einfaßbandt, Taftbandt bis 1 Gr. die Elle, schlechte gestreifte Leinen, Halstüchern und wollenen Schlafmützen“ gestattet. Den Schustern, Sattlern und Lohgerbern wird der Handel mit fremdem Leder, den Sattlern der Handel mit Wachseleinen verboten. Der Handel mit Krämerwaren auf den Dörfern wird nur mit Zustimmung der Gilde erlaubt.

Alle diese Verbote und Beschränkungen verfehlten völlig ihren Zweck, da die wirtschaftlichen Bedürfnisse fortwährend zu ihrer Übertretung führten und führen mußten. Die Gilde wachte jedoch eifersüchtig über die Innehaltung ihrer Privilegien. So ist das 18. Jahrhundert ganz mit derartigen wenig ersprießlichen Zänkereien erfüllt; fast scheint es, als habe sich die Betätigung der Gilde gänzlich in diesen Streitigkeiten erschöpft.

Sie beschwerte sich z. B. am 28. Februar 1732 bei dem Kriegs- und Domänenrat darüber, daß entgegen ihrem Privileg vom 28. Sept. 1717 art. 1 und 4 und 12 viele Handwerker und andere Leute in Prenzlaw sich unterstützen, mit Gewürz, Eisen, Blei ganz ungeschert öffentlich zu handeln, obwohl sie die Handlung nicht erlernt, auch kein Bürgerrecht erworben hätten. Besonders hob die Gilde hervor, daß der Hutmacher Isaak Devrient mit allerhand Leder handle, und zwar unter dem Vorwande, er habe diese Sachen von einem Freunde aus Berlin in Kommission. Den Handwerkern warf man insbesondere vor, daß diese über dem Handel ihr Gewerbe vernachlässigten, und daß man auf bestellte Sachen oft übermäßig lange warten müsse. Am 10. November 1732 wurde dem Devrient darauf eröffnet, daß er nicht als Spediteur für den Lohgerber Wahl in Berlin auftreten dürfe, Wahl sich vielmehr einen Kommissionär unter der Prenzlawer Kremergilde suchen sollte. Im übrigen scheint die Eingabe keine Folgen gehabt zu haben.

Ein anderes Mal hatten sich die Höker einer Übertretung schuldig gemacht. Auf Klage der Kaufmannschaft nahm bei ihnen der Rat am 27. April 1746 eine Visitation vor und fand bei sieben Hökern Zucker, Zimmt, Rosinen, Gewürz, lange Pfeifen, Tabak, Thee u. dgl. Die Höker redeten sich damit heraus, daß sie die Sachen von Prenzlawer Kaufleuten bezogen hätten. Gleichwohl wurden die Waren konfisziert. Den Hökern wurde für den Wiederholungsfall überdem eine Strafe von 2 Thalern angedroht. — Im Jahre 1775 mußte dem Zitronenhändler Harlun untersagt werden, mit seiner Ware zu hausieren oder sie kommissionsweise durch den Brauer Schulze verkaufen zu lassen. Im Jahr 1799 hatten Fuhrleute aus Berlin Pfropfen mitgebracht und weiterveräußert, auch hatten Berliner Pfropfenhändler bei ihrer Anwesenheit in Prenzlaw Bierschänken und Brauern Pfropfen verkauft. Gegen die Fuhrleute nahm der Rat die Kaufleute in Schutz, indem er das Acciseamt ersuchte, die Fuhrleute nicht mit mehr Waren an den Toren passieren zu lassen, als zu ihrem eigenen Gebrauch verwendbar oder von anderen Personen fest bestellt seien. Den Berliner Pfropfenhändlern konnte man nicht wehren, da sie Fabrikanten waren und deshalb hausieren durften.

Einen lebhaften Kampf wegen Überschreitung ihrer Rechte führten die Krämer mit den Juden. Diesen war durch das General-Judenprivileg vom Jahre 1730 nur der Handel mit bestimmten Gegenständen und Waren gestattet<sup>2)</sup>. Es kamen aber viele Überschreitungen dieser Vorschriften vor. Die Gilde war deshalb von Einschreiten genötigt und ließ am 13. Februar 1748 durch den Magistrat der Kriegs- und Domänen-Kammer ein Ansuchen übermitteln, die Judenfamilien in Prenzlaw zu

„restringieren“. Am 22. Februar 1748 ordnet die Kriegs- und Domänen-Kammer darauf eine Untersuchung an, ob die ansässigen Juden sich nach Maßgabe des Generalprivilegs von 1730 legitimieren könnten, und forderte die Einsendung des Prenzlawer Judenprivilegs.

Unter dem 26. 4. 1748 berichtet der Magistrat darauf, daß die Juden mit dem Handel mit den ihnen durch ihre Privilegien gestatteten Waren sich nicht begnügten, sondern, wenn nicht öffentlich, doch heimlich mit allem anderen handelten; das könne auch nicht anders sein, denn sonst könne sich die Menge der Juden mit den vielen Knechten gar nicht ernähren.

Die beigelegte „Designation der vergeleiteten Juden zu Prenzlaw, so privilegia und concessiones haben“, enthält 21 Namen; außerdem waren noch 6 unvergeleitete Juden, darunter der Rabbiner, Schächter, Schulklopfer und Totengräber und ein Petschierstecher Abraham Isaac.

Darauf erging am 21. 5. 1748 die Resolution, daß der Petschierstecher ohne Kgl. Schutzbefehl nicht geduldet werden könne; auch solle berichtet werden, ob der Rabbiner eine Konfirmation habe und nicht etwa die Kultusbedienten Handel trieben; vor allem sollte an den jüdischen Feiertagen, wenn die Knechte der Juden in die Stadt kämen, festgestellt werden, wieviel Knechte jeder Jude habe, damit er nicht sagen könne, er habe einen oder zwei, während noch ebenso viele auf dem Lande herumlaufen, und jeder Knecht solle mit einem Paß versehen sein, andere aber nicht geduldet werden.

Später entstand ein Streit der Kaufleute und Lohgerber mit den Juden wegen des Lederhandels. In einem Rescript vom 29. Juli 1778 heißt es, daß allgemein in der Mark die Kaufleute gemeinschaftlich mit den Lohgerbern den Handel mit inländischem Leder führen, mit ausländischem Leder aber die Kaufleute den Handel privative behalten sollten. Die Juden nahmen diese Handelsgegenstände auch für sich in Anspruch. Im Jahre 1796 entschied die Kurmärkische Kammer, daß die Juden mit garmachtem Leder auch außerhalb der Messen und Märkte handeln dürften<sup>3)</sup>.

Es hat den Anschein, als ob die Übergriffe der Juden seit dieser Zeit nachgelassen haben, denn es finden sich bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts keine Beschwerden der Krämergilde über die Juden mehr. Erst am 2. August 1799 klagt die Gilde wieder darüber, daß die Juden Samson Levin und Abraham in der Klosterstraße mit Zichorienkaffee handelten; diese Klage hatte aber keinen Erfolg, denn es wurde entschieden, daß den Juden der Handel mit Kaffee erlaubt sei, dürften sie auch mit Zichorienkaffee handeln. Überzeugend wirkt diese Entscheidung ebenso wenig wie ein Rescript vom 12. März 1796, das den Juden den Zuckerhandel allgemein verbot, da Zucker ein Gewürz sei. Es konnte aber bei der weitgetriebenen Spezialisierung der verschiedenen Privilegien nicht wohl etwas anderes herauskommen.

Einen heftigen Kampf mit den Tuchmachern führte die Gilde von 1763 bis 1765. Der Tuchmacher Kienitz hatte von der Messe in Frankfurt/Oder fremden einländischen Fries und Rasch mitgebracht und im Ausschnitt verkauft. Hiergegen erhob die Krämergilde Einspruch unter Hinweis auf ihr Privileg von 1717, nach welchem die Tuchmacher nur selbstgefertigtes Tuch, nicht auch fremde Erzeugnisse im Ausschnitt verkaufen dürften. Unter dem 28. Juli 1763 erging ein Urteil des Magistrats, das den Tuchmachern den Handel mit fremdem Fries und Rasch verbot. Hiergegen legten Kienitz und das ganze Tuchmachergewerk die Appellation ein. Die Entscheidung über diese durch die Kurmärkische Kriegs- und Domänenkammer verzögerte sich und lag im Sommer 1764 immer noch nicht vor, so daß Kienitz sich bemüßigt fühlte, von der Frankfurter Messe wieder 24 Stück Friese zum Handel mit nach Prenzlaw zu bringen. Auf Antrag der Krämergilde ließ der Magistrat am 3. August durch den Bürgermeister Raspe und den Ratsdiener Grosskreutz bei Kienitz Haussuchung halten; es wurden drei Stücke grüner Fries und ein Stück roter Fries gefunden,



von denen auf dem Strasburger Markte sogar schon etwas verkauft war. Im Anschluß fand auch bei dem Tuchmacher Christian Kayser eine Durchsuchung statt, die drei Stücke grünen Fries zutage förderte. Die Tuchmacher scheinen nun ihre Appellation bei der Kriegs- und Domänenkammer dringlich betrieben zu haben, denn am 18. August 1764 erging von dieser die Entscheidung, daß man „zwar diesesmal“ die weggenommenen Stücke Fries noch zurückgeben, den Tuchmachern aber andeuten sollte, „sich des Ausschnittes der Frieße, so zur Krahmer Innung gehöret, bey Strafe zu enthalten, dagegen ihnen nach ihrem Privilegio der Ausschnitt von Einländischen Tüchern und Boye private zustehet und sie darin von Niemand gekränkt werden sollten“.

Hiermit gaben sich die Tuchmacher nicht zufrieden. Wenn sie schon nicht Fries und Rasch mehr ausschneiden sollten, so wollten sie auch den Krämer ihr Recht zum Tuchhandel nehmen oder doch möglichst einschränken. Sie ließen deshalb durch den Kommerzienrat und Fabrikinspektor Monecke in Templin ein Gutachten ausarbeiten, in welchem gefordert wurde, daß alle Kaufleute, um mit Tuch handeln zu dürfen, zunächst das Tuchmacherhandwerk lernen und in die Tuchmacherinnung eintreten sollten, und verlangten außerdem, den Kaufleuten solle der Ausschnitt der einländischen Tuche und Boye bei 10 Thlr Geldstrafe und Konfiskation der Waren verboten werden. Zur Begründung der letzteren Forderung beriefen sie sich auf ihr Privileg und die Entscheidung der Kriegs- und Domänenkammer vom 18. August 1764. Der Magistrat hörte darauf beide Parteien zu Protokoll. Die Tuchmacher blieben bei ihren Ausführungen; die Kaufleute machten geltend, daß nach ihrem Privileg die Tuchmacher nur selbstgefertigte Tuche, nicht aber fremde Erzeugnisse ausschneiden dürften. Diese Bestimmung bezeichneten die Tuchmacher als „erschlichen“. Der Magistrat legte die Akten mit diesen Erklärungen der Kammer zur Entscheidung vor. Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß beide Innungen für ihre Auffassung sich mit Recht auf den Inhalt ihrer Privilegien berufen konnten; wahrscheinlich hatte man 1717 bei der Neufassung des Gildebriefes der Krämer gar nicht daran gedacht, daß den Tuchmachern in ihrem älteren Privilegium der Ausschnitt einländischer Tücher schlechthin gestattet war, worunter eine unbefangene Auslegung nicht bloß die von ihnen selbst erzeugten, die „eigenen“, sondern auch die auswärts gefertigten oder „fremden“ verstehen mußte. Die Kammer hatte durch die Fassung ihres Rescripts vom 18. August 1764 die Tuchmacher in dieser Auffassung noch bestärkt. Trotzdem entschied sie jetzt im Sinne der Krämer. Das Rescript vom 28. Februar 1765 führt aus, daß „das Krahmer-Gulde-Privilegium klarh decidirt und den gegenwärtigen Disput entscheidet. Es kann auch dasselbe als erschlichen nicht angesehen werden, zu mahl da es sich ja schon auf die gesunde Vernunft gründet, daß der Crahmer, welcher zum Tuch- und Boy-Handel generaliter qualificieret ist, alle Tücher zu führen berechtigt, welche er in Städten verkaufen oder ausschneiden kann, hingegen es ganz billig, daß ein Tuchmacher, der zur Handlung nicht weiter als mit seinem Fabricatis sich zu qualificieren vermag, auch auf andere Tücher und Boy den Handel nicht extendieren kann, was würde sonst die differentia specifica unter beyde Gilden gewesen sein“<sup>4)</sup>.

Eine gewisse Milderung der Härten, die in der Privilegierung der Gilden für bestimmte Handelszweige lag, wurde durch die Erteilung sogenannter Konzessionen herbeigeführt. Der König pflegte nämlich Personen, die aus irgend welchen Gründen nicht in die Gilde gelangen konnten, deren Förderung aber im allgemeinen Staatsinteresse zu liegen schien, die Möglichkeit des Betriebes eines Geschäftes mit Krämerwaren dadurch zu eröffnen, daß er ihnen eine besondere Erlaubnis dazu erteilte. Es war natürlich, daß die Kaufmannsgilden dies als eine besonders schwere Verletzung ihrer Vorrechte empfanden und gegen die Konzessionen und ihre Inhaber mit allen Mitteln ankämpften. Der Erfolg in diesem Kampfe, bei denen die Prenzlauer Gilde sich stets der Unter-

stützung des Magistrats zu erfreuen hatte, war nur gering. Die Staatsregierung, die mehr und mehr die Unhaltbarkeit der zünftlerischen Abschließung der einzelnen Gewerbe gegeneinander erkannte, ließ im allgemeinen eine Beeinträchtigung des in den Konzessionen liegenden Gegengewichts gegen die Überspannung des Privilegierungssystems nicht zu, wenn sie auch hier und da einem Bittsteller die Erteilung einer Konzession abschlug. So gelang es z. B. dem General von Wunsch nicht, eine Konzession zum Materialwarenhandel für seinen Kammerdiener Beckmann zu erhalten. Am 18. März 1765 forderte die Kriegs- und Domänenkammer den Magistrat auf, zu dem Gesuch des Generalmajors von Wunsch Stellung zu nehmen. Der Magistrat hörte zunächst die Gilde. Sie sprach sich in ihrem Gutachten gegen eine solche Konzession aus, da in Prenzlau schon „6 Kaufleute, 23 Materialisten, 3 mit Materialwaren handelnde concessionarii, ingleichen 4 ebenfalls mit Materialwaren zugleich handelnde Apotheker, der großen Menge Handlung treibender Juden, die ohnedem schon den christlichen Kaufleuten das Brod vor dem Munde wegnehmen, nicht zu gedenken, „während vor circa 20 Jahren Prenzlau ebenso groß als jetzo, und doch nur 4 Materialisten drinnen“ gewesen, und da der Beckmann sich auch auf andere Weise eine bürgerliche Nahrung schaffen könne. Der Magistrat schloß sich diesem Gutachten an, und Beckmann erhielt die Konzession trotz besonderer Verwendung des Generals v. Wunsch beim Magistrat nicht. Im folgenden Jahre machte Beckmann einen neuen Versuch, die Konzession zu bekommen mit der Begründung, der Materialist Gressel sei gestorben und infolgedessen eine Stelle freigeworden. Der Magistrat erwiderte aber, Gressel habe schon seit 15 oder 16 Jahren keine Handlung mehr betrieben, so daß Beckmann in diesen Platz nicht einrücken könnte; zum wenigsten müsse er warten, bis einer der Konzessionisten gestorben sei. Auch ein dritter Versuch Beckmanns im Jahre 1775 blieb ohne Erfolg.

Für diese und sonstige Versagungen von Konzessionen waren sicherlich die Wünsche der Gilde keineswegs maßgebend, sondern andere Gründe, wenn auch der Hinweis auf die Rechte der Gilde in solchen Fällen einen guten Grund für den ablehnenden Bescheid abgeben mochte. Die Regierung verwahrt sich vielmehr bei jeder Gelegenheit gegen die Anfechtung ihres Rechtes zur Ansetzung von Konzessionisten. Sie schützt die Inhaber einmal erteilter Konzessionen bei den ihnen erteilten Rechten und verhilft ihnen sogar zur Aufnahme in die Gilde, wenn der Konzessionist das zu seinem besseren Fortkommen für dienlich hält. Sehr charakteristisch für diese Verhältnisse und für die Erbitterung, die zwischen den gildemäßigen Krämer und den Konzessionisten herrschte, ist der Fall des Abraham Sauvage. Dieser suchte im Jahre 1750 die Aufnahme in die Gilde nach, sie wurde ihm aber verweigert. Sauvage erhob deshalb am 12. Oktober 1750 eine Beschwerde beim Magistrat und führte aus, daß er zwar bei der letzten Versammlung der Kaufmannsgilde nach Stimmenmehrheit aufgenommen sei, daß aber der Altermann Senator Schuster gleichwohl die Einschreibung und die Annahme der Einschreibgebühr verweigert habe. Der Magistrat entschied, daß es bei der Abstimmung sein Bewenden behalten und die Gilde sich mit Sauvage über das Eintrittsgeld einigen solle. Die Gilde beruhigte sich jedoch damit nicht, sondern reichte unter dem 13. 11. 1750 eine Gegenvorstellung ein, in welcher sie mit Entfaltung eines großen Wortschwall die Gründe darlegte, aus denen sie die Aufnahme des Sauvage nicht als erfolgt ansehen könne. Das Abstimmungsergebnis suchte sie damit aus der Welt zu schaffen, daß sie sagte, die Abstimmung sei nur erfolgt, „um die Gemüter zu sonderieren“, auch hätten sich einige Gildebrüder für die Aufnahme ausgesprochen, wenn die Privilegien der Gilde nicht entgegenstünden, und dies sei der Fall, denn Sauvage habe nicht, wie es das Privileg erfordere, die Handlung ordnungsmäßig erlernt, er sei vielmehr in Vierraden geboren, habe Tabak pflanzen gelernt, danach in Schwedt, Pasewalk und Vierraden mit Hökerwaren gehandelt, Königliche Freijahre genossen und schließlich

durch allerlei Kunstgriffe eine Konzession erhalten; wenn es ihm gelinge, jetzt trotzdem in die Gilde zu kommen, so werde dadurch das Privilegium der Gilde entwertet werden. Nach Königlichem Spezialbefehl vom 16. 12. 1750 wurde der Streitfall zugunsten Sauvages entschieden, weil Sauvage der Accise jährlich schon mehr beigetragen als viele andere Materialisten, und weil der Styl der Eingabe der Kaufmannschaft erkennen lasse, daß „nur Aufhetzerei dahinterstecke“. Als Eintrittsgeld sollte Sauvage jedoch das Doppelte des Gewöhnlichen, nämlich 24 Thlr., zahlen. Die Erbitterung gegen Sauvage mag bei der Gilde noch dadurch verstärkt sein, daß er ein Mitglied der französischen Gemeinde war, die wegen ihrer vielen Vorrechte von der alteingesessenen Bürgerschaft ja auch sonst heftig angefeindet wurde. Dem König war aber die lebhaftere Konkurrenz, die Sauvage den anderen Kaufleuten machte, offenbar sehr erwünscht, da er hoffte, sie dadurch ebenfalls zu einer kräftigeren eigenen Tätigkeit anzuspornen. Diese Bemühungen, die wir bei Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. auch um die Stettiner Kaufmannschaft finden, hatten im allgemeinen wenig Erfolg. Der absolute Staat war wenig dazu angetan, Bürger von eigenem Unternehmungsgeiste zu erziehen; er brachte nur Untertanen hervor, die ihrerseits jede Förderung vom Staate erwarteten und nicht geneigt waren, sich auf ihre eigene Kraft zu verlassen.

Ein treffliches Bild, von der Art, wie der Staat ehemals in alle Lebensverhältnisse einzugreifen für zweckmäßig hielt, gibt eine von Friedrich dem Großen am 16. März 1751 angeordnete Erhebung über den Handelsstand in den preußischen Städten. Ihr Ergebnis zeigt uns zugleich die Verhältnisse der Prenzlauer Kaufmannschaft um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Der König hatte befohlen, eine Liste sämtlicher Kaufleute in den Städten zu fertigen und dabei namentlich auch festzustellen, ob dieselben früher schon schuldenhalber einen anderen Handel hatten aufgeben müssen, ob sie Kredit aus der ersten oder zweiten Hand hätten, und ob das Publikum bei den Letzteren nicht schlecht bedient sei und es sich dieserhalb etwa empfehle, „diese dem Publikum schädlichen und dem Königlichen Interesse nicht Vorteil bringenden Kaufleute oder vielmehr Höker“ gänzlich abzuschaffen. Während der Bürgermeister Raspe und Stadtsekretarius Mühlmann die geforderte Tabelle aufstellten, beriet der Magistrat über die aufgeworfenen allgemeinen Fragen. Er kam zu dem Schluß, die schlecht gestellten Kaufleute könnten das Publikum nicht schädigen, da sie, wenn sie durch ihre mißliche Lage gezwungen, teurere Preise forderten, die Kundschaft, die billig einkaufen wolle, selbst abschrecken würden und so sich nur selber schädigten. Den letzten Punkt der Frage verstand der Magistrat, vielleicht absichtlich, falsch und beantwortete ihn dahin, daß die zumftmäßigen Kaufleute weit besser konditioniert sein würden, „wenn nicht von Zeit zu Zeit concessionarii sich einzuschleichen gewußt“, die den anderen die Nahrung verringern, ohne daß der Magistrat durch seine bei jeder Gelegenheit erhobenen Gegenvorstellungen es habe hindern können.

Die Tabelle weist 26 Kaufleute auf, von denen 20 zumftmäßig sind, d. h. der Gilde angehören, 5 Konzessionen haben und einer, Franz Seßa, der mit italienischen Waren, Materialien und Wein handelt, kurzweg als „Italiener“ qualifiziert wird. Außer diesen handelte auch der Apotheker Eckert mit Materialien. Das älteste damals vorhandene Geschäft war das des Eisenkrämers Johann Drechsler, das seit 1707 bestand und seine Waren aus Nürnberg und Schmaikalden, aber auch aus dem Inlande bezog. Aus Schmaikalden und Steyermark erhielt auch der Eisenhändler Ritter seine Waren. Die übrigen Waren kamen meist aus Berlin, Stettin, Frankfurt und inländischen Fabriken, zum Teil auch aus Hamburg, die Materialwaren großen Teils aus Anklam. Nur der Materialienhändler Johann Philipp Baumann gab an, er beziehe seine Waren „aus Hamburg und Amsterdam, auch aus hiesigen Ländern, wo solche am besten zu bekommen, wie er sich denn sonderlich befließiget en gros zu handeln, um andere Kaufleute zu verlegen“. Alle nehmen auch ihren Kredit daher und also aus der ersten Hand, manche machen aber dabei die Einschränkung

„wie sich am bequemsten fände“. Der Senator Chalié, der mit Wein und Tabak Handel treibt, hatte früher eine Tabakfabrik gehabt, diese aber infolge eines Prozesses mit seinem Kompagnon eingehen lassen müssen. Seine Ware und seinen Kredit nahm er aus Bordeaux und Hamburg. Die fünf Konzessionaristen Christoph Krone, Mathias Tourbier, Antoine Tourbier, Philipp Devrient und Michael Friedrich Hintze betrieben ihre Geschäfte erst seit 1745, 1746 und 1749, hatten also ihre Konzessionen auch erst vom König Friedrich II. erhalten. Um so auffallender ist die entschiedene Stellungnahme des Magistrats gegen die Konzessionen. Alle fünf trieben Materialienhandel; außer ihnen sind noch 7 Materialisten vorhanden, daneben 9 Handlungen mit Tuch-, Wollen und Seiden-Waren und 3 Eisen- und Kurzwarenhandlungen.

Besondere Folgen hatte diese Untersuchung für die Prenzlauer Kaufmannschaft nicht. Ihre Lage blieb auch im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts unverändert. Der Siebenjährige Krieg, der bald darauf einsetzte, hinderte einen allgemeinen Aufschwung des Landes, seine Nachwirkungen blieben noch lange fühlbar. Um ihre Verhältnisse zu bessern, machte die Kaufmannsgilde 1775 einen merkwürdigen Versuch. Im Mai dieses Jahres hatten die Gebrüder Ephraim gebeten, ihnen eine Konzession zum Material- und Spezereihandel zu gewähren, sie wurden aber abschlägig beschieden. Die Gilde richtete darauf ein Dankschreiben für die Versagung der Konzession an den König und benutzte die Gelegenheit, den König zu bitten, er möge doch die Höchstzahl der Materialisten, deren sich gegenwärtig 20 in der Stadt befänden, und neben denen noch 3 Apotheker mit Materialien handelten, auf 16 festsetzen, damit sie so „wenn nicht hinlänglich, doch notdürftig bey Brod und Nahrung“ blieben, während sie sonst ihren „gänzlichen Verderb“ vor Augen sähen. Der König ließ durch die Kriegs- und Domänen-Kammer einen Bericht des Magistrats einfordern, ob sich etwa die Festsetzung einer bestimmten Anzahl der Gildeglieder empfehle. Der Magistrat verneinte diese Frage und hob zur Begründung mit Recht hervor, daß eine geschlossene Zahl der Allgemeinheit schädlich sei, man auch nicht den jungen ausgerechneten Kaufleuten die Gelegenheit, sich eine selbständige Existenz zu gründen, versperren dürfe; er unterließ aber auch nicht, wieder hervorzuheben, daß Konzessionen an ungelernete Personen allzeit schädlich seien. Auf diesen Bericht verlangte die Kriegs- und Domänen-Kammer zunächst eine namentliche Liste der Kaufleute in Prenzlau im Jahre 1756 und 1775 und genaue Angaben über die Einwohnerzahl in beiden Jahren. Die Zählung ergab 1775 19 Kaufleute, 4 Apotheker und 3 Konzessionaristen, die mit Materialien handelten, denen 10 Kaufleute, 4 Apotheker und 4 Konzessionaristen im Jahre 1756 gegenüberstanden. Die Einwohnerzahl hatte sich in diesem Zeitraum von 5723 auf 5820, also um 97 Seelen erhöht. Der Magistrat sprach in seinem Gutachten aus, die Anwesenheit des Erbprinzen von Hessen-Darmstadt in der Stadt bis zum Jahre 1756 mit Hofhaltung und großer Suite habe zwar mehr Aufwand und für die Materialisten mehr Vorteil mit sich gebracht als 200 Bürger, gleichwohl könne eine bestimmte Zahl der Materialisten nicht empfohlen werden, da diejenigen, die das Metier ordentlich erlernt hätten, es nach ihren Umständen auch müßten betreiben können; wenn nur die Konzessionen an ungelernete Leute aufhörten, so müßten auch die Beschwerden der Gilde von selbst verstummen. Darauf erging unter dem 14. 9. 1775 ein Rescript, daß die Kramergilde mit ihrem Antrag auf Feststellung der Höchstzahl ihrer Mitglieder abzuweisen sei, „wegen der fernherhin nicht zu erteilenden Konzessionen zum Materialhandel aber zu bedeuten, daß sie den Fall abwarten müsse, wenn durch Erteilung dergleichen Konzessionen ihre bisherige Nahrung geschwächt werden wollte“.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse entwickelten sich auch in den folgenden Jahren für die Kaufmannschaft nicht günstiger. Sie entschloß sich daher im Jahre 1790, ihren Antrag auf Schließung der Gilde zu erneuern, obwohl sie sich nach den Erfahrungen von 1775 hätte sagen können, daß sie mit ihrem Gesuch keinen Erfolg haben

würde, zumal die volkswirtschaftlichen Ansichten sich inzwischen völlig gewandelt hatten und das von Adam Smith begründete Industriesystem in der Beseitigung aller Schranken für die gewerbliche Betätigung des Einzelnen die Grundlage für die gedeihliche Entwicklung des Staatswesens erblickte.

In der Eingabe vom 28. Januar 1790 stellte die Gilde vor, es seien 1750 nur 6 Materialisten in Prenzlau gewesen, jetzt aber sei die Zahl auf 23 angewachsen; selbst im Siebenjährigen Kriege, wo sich hier wegen der beständigen preußischen und schwedischen Truppen ein großer Handlungsverkehr verbreitet habe, seien nur 10 bis 13 Materialisten vorhanden gewesen. Dazu seien jetzt 4 Apotheker in Prenzlau, während es 1750 nur 3 gewesen seien, die sich jetzt auch mehr auf den Materialienhandel legten, und den Juden sei der Handel mit Tabak und Kaffee freigegeben; die Einwohnerzahl habe sich nicht gehoben; wegen der Nähe von Berlin und Stettin seien die Kaufleute auf den Detailhandel angewiesen, und auch dieser werde ihnen noch geschmälert, da die reicheren Partikuliers ihre Provisionen von Materialwaren und Weinen aus Stettin kommen ließen. Der König möge daher die Höchstzahl der Materialisten auf 15 festsetzen, um ihren Ruin zu verhindern. Auf dieses höchst klägliches Gesuch wurde der Magistrat veranlaßt, die Gildenältesten zu Protokoll zu vernehmen. Sie wiederholten ihre schriftliche Vorstellung und wiesen auch darauf hin, daß die Servisanlagen zeigten, wie unzureichend ihr Umsatz für eine auskömmliche Existenz sei. Der Magistrat zeigte seltensamerweise diesmal weniger volkswirtschaftliche Einsicht als im Jahre 1775 und sprach sich in seinem Gutachten aus den von den Materialisten vorgebrachten Gründen, die er für zutreffend erklärte, für die Bewilligung ihrer Bitte aus. In der Tat scheint der Umsatz der Materialisten recht gering, wenn man aus den beigelegten Servisanlagen für das Jahr 1789/90 sieht, daß der Wert der von einem jeden eingebrachten Waren sich im allgemeinen zwischen 1000 Thlr. und 2000 Thlr. bewegte und nur bei vier Geschäften einen höheren Betrag, nämlich 2825 Thlr., 2900 Thlr., 3650 Thlr. und 4350 Thlr. erreicht. Gleichwohl wurde, wie nicht anders zu erwarten war, am 24. März 1790 der Bescheid erteilt, „daß die Schließung der Gilde den staatswirtschaftlichen Grundsätzen und der Bevölkerung entgegenläuft und besonders bei solchen Gilden und Zünften, deren Nahrungsstand wie bei der Kaufmannschaft sich nicht auf die Localität einschränkt, sondern auf Industrie- und Handelskenntnisse beruhet, das Gesuch nicht Platz greifen noch demselben gewillfahret werden könne“. Die Gilde beruhigte sich damit noch nicht, sondern erneuerte ihre Bitte am 22. April 1792. Unter dem 13. Mai 1792 lehnte der König sie wiederum ab mit der Begründung, dergleichen Einschränkungen wie die gewünschte seien überall schon aufgehoben, Gewerbs- und Innungszwang sei „bei gegenwärtigen Umständen aller guten Ordnung entgegen“.

Die Zeiten waren der Stärkung des Innungswesens eben nicht mehr günstig. Als 1799 die Prenzlauer Gilde in Eberswalde wohnhafte Kaufleute aufgenommen und sich sogar bereit erklärt hatte, für jeden dortigen Kaufmann an die Stadt Eberswalde sechs Thaler zu zahlen, wurde ihr ein derartiges Verfahren verboten mit der Begründung, es liege darin ein Eingriff in das Recht des Königs, an Orten, wo keine Kaufmannsgilden seien, Konzessionisten anzusetzen, es sei denn, daß sich das Privileg einer Gilde auf mehrere Orte erstrecke. Dies muß um so mehr auffallen, als die Gilde seit Anfang des 18. Jahrhunderts mehrfach auswärtige Kaufleute und Konzessionisten aufgenommen hatte, ja sogar vom Magistrat dazu angehalten war, wie es 1788 mit dem Konzessionisten Kleinmann in Brüssow geschah. Sonst finden wir noch Strasburger, Templiner und Schwedter Kaufleute in der Gilde<sup>5)</sup>. Ein festeres Band scheint freilich mit diesen auswärtigen Mitgliedern nicht bestanden zu haben. Wahrscheinlich glaubte die Gilde, durch die Aufnahme auswärtiger Kaufleute ihren immer mehr schwindenden Einfluß wieder stärken zu können. Das lag aber durchaus nicht im Sinne der Regierung, die ja auch,

wie schon erwähnt, die Erteilung eines neuen Privilegs im Jahre 1800 ablehnte.

Welcher Umschwung damals in den volkswirtschaftlichen Anschauungen unter dem Einfluß des von Adam Smith begründeten Industriesystems schon bei den leitenden Staatsbeamten eingetreten war, erhellt aus einem Königl. Rescript vom 19. November 1801, das aus Anlaß einer von der Kaufmannsgilde zu Krossen erhobenen Beschwerde wegen zu starker Vermehrung der Materialhandlungen in jener Stadt erging und allen märkischen Behörden zur Nachachtung mitgeteilt wurde.

In dem Rescript wurde angeordnet, daß, wenn ein weiterer Materialist sich an einem Orte ansiedeln wolle, in dem keine Gilde mit geschlossener Zahl existierte, nicht wie bisher eine umständliche Prüfung statthaben solle nach der Seelenzahl der Stadt und Umgegend, dem Vermögen der Einwohner, den Steuerregistern und den danach eingegangenen Waren, und nach dem Vermögenszustand des neu anzusetzenden Kaufmanns, wenn die bisher etablierten Kaufleute seiner Niederlassung widersprachen. In Zukunft solle nur geprüft werden, ob

1. der Anzusetzende die Handlung ordnungsmäßig erlernt habe,
2. das zur Erlangung des Bürgerrechts und zum Betriebe einer selbständigen Nahrung erforderliche gesetzliche Alter habe.
3. Ob er noch in der Kantonverpflichtung stehe (d. h. militärpflichtig sei).

Ob der junge Kaufmann über ein genügendes Vermögen verfüge, solle seiner eigenen Beurteilung überlassen bleiben.

Zur Begründung legt das Rescript dar, daß die früher übliche Untersuchung trotz der erheblichen für den jungen Kaufmann entstehenden Kosten doch niemals sichere Resultate ergeben habe, und fährt dann fort:

„Ferner ist jeder Magistrat schon als Polizeiobrigkeit verpflichtet, von dem Zustande und Fortgange des Material- und Spezerey-Handels, sowie jedes anderen bürgerlichen Gewerbes seines Orths, sich mit möglichster Zuverlässigkeit zu unterrichten, und es kann ihm auch bey nur mäßiger Aufmerksamkeit nicht entgehen, die der Wahrheit am nächsten kommenden Resultate darüber zu sammeln und zu erhalten. Die Magisträte jedes Orts werden also am ersten im Stande seyn, die sich zur Ansetzung meldenden Kaufleute, so bald sich gegen ihre persönliche Qualifikation nichts zu erinnern findet, zu belehren, ob sie mit der Hoffnung, für sich und ihre Familie den nöthigen Unterhalt zu erwerben, eine neue Material-Handlung anlegen können. Eine von dem Magistrat darüber zu machende ernstliche und nachdrückliche Vorhaltung läßt mehr Eindruck erwarten als von allen, auf jene Untersuchung gebauten Beweisen zu hoffen ist. Befolgt derjenige, welcher sich ansetzen will, diesen Rath nicht, oder glaubt er, durch Fleiß und Capital die Schwierigkeiten zu überwinden, so kann es nicht Sache des Staats seyn, sich weiter darinn zu mischen.“

Denn

- a) kann Jemand, welcher Fleiß und Capital besitzt, an einen Orth, welcher sonst weniger nahrhaft war, Handlung und Gewerbe hinziehen, und dies zu unterstützen, ist um so nothwendiger, als immer noch aus der Residentz und den Provincial-Haupt-Städten so vieles abgeholt wird, was in kleinen Provincial-Städten bey gehöriger Einrichtung, auch zu haben seyn könnte. Eben daher folgt auch
- b) nicht, daß durch die Ansetzung eines thätigen und bemittelten Kaufmanns gerade die übrigen an dem Orthe schon befindlichen Handelsleute und Kaufleute um ihr Brodt kommen, denn der fleißige und vermögende Mann kann sich ohne ihren Nachtheil einen Absatz verschaffen, welcher nicht Statt hatte. Sollte aber auch

c) durch die Ansetzung eines neuen Kauffmanns den älteren ihre Nahrung gekürzt werden: So kann der neue in der Concurrenz doch nur dadurch gewinnen, weil er bessere und wohlfeilere Waaren hat. Nun wäre es aber hart, die ganze Classe der Consumenten durch Polizey-Verfügungen zwingen zu wollen, theurer oder schlechter zu kaufen, damit einige Kauffleute sich wohl befinden, ohne nöthig zu haben, ihren Erwerb-Fleiß zu vermehren. Kauffleute sind nur die Mittelpersonen zwischen den Producenten und Fabricanten auf der einen, und den Consumenten auf der anderen Seite. Der Zahl und der Beschäftigung nach erfordern diese beyden Classen weit mehr Rücksicht als die Zwischen-Personen, und je weniger das Gewerbe der letzteren sich dem Monopol nähert, auf desto bessere Bedienung dürfen die beiden andern Classen rechnen."

Es dauerte gleichwohl noch lange, bis diese Grundsätze zu allgemeiner Geltung und, was für ihre Wirksamkeit von entscheidender Bedeutung sein mußte, zu gesetzlicher Anerkennung gelangten. Die Anschauungen der Masse bewegten sich vorläufig noch in den alten Bahnen; ein bezeichnendes Beispiel dafür bietet der früher mitgetheilte Vergleich zwischen den Kaufleuten und Hökern vom 11. März 1805. Hier mag noch der Schlußsatz jenes Protokolls wiedergegeben werden, der recht deutlich zeigt, wie man in dem alten Preußen, das 1806 zu Grabe ging, alles Glück und alle persönliche Wohlfahrt allein von den Polizeigesetzen des Staates erwartete. Es heißt dort: .

"Wenn übrigens bei dieser Gelegenheit als Vergehen gegen die Polizey-Gesetze zur Sprache gekommen, daß die Höker von den in Anclam eingekauften Heringen volle halbe Tonnen auf dem Lande abgesetzt, und hier eingekaufte Butter stückenweise zum Hausieren herumgeschickt, und gegenseitig die Herren Kauffleute die Heringe an die von Hökern benannten Personen Tonnenweise verkauft und dadurch einen unerlaubten und den Hökern höchst nachtheiligen Detail-Handel auf dem platten Lande befördert haben; So wird bei Einer Königlich Hochlöblich Churmärkischen Kriegs- und Domänen-Kammer dahin angetragen werden, dem hiesigen Magistrat sorgsamere Aufsicht über die Beobachtung der dadurch verletzten Polizey-Gesetze, und den Polizey-Ausreuter mehrere und pflichtmäßige Vigilanz anbefehlen zu lassen."

Es mußten erst die schweren Erschütterungen der Jahre 1806 und 1807 über Preußen dahingehen, ehe eine neue Gestaltung des Wirtschaftslebens sich entfalten konnte. Schon die Geschäftsinstruktion vom 26. Dezember 1808 stellte als Grundsatz auf: „niemanden in dem Genuß seines Eigentums, seiner bürgerlichen Gerechtsame und Freiheit, so lange er in den gesetzlichen Grenzen bleibt, weiter einzuschränken, als zur Beförderung des allgemeinen Wohls nötig ist; einen jeden innerhalb der gesetzlichen Schranken die möglichst freie Entwicklung und Anwendung seiner Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte in moralischer sowohl als physischer Hinsicht zu gestatten und alle dagegen noch obwaltenden Hindernisse baldmöglichst auf eine legale Weise hinwegzuräumen.“ „Neben dieser Unbeschränktheit bei Erzeugung und Verfeinerung der Produkte ist Leichtigkeit des Verkehrs und Freiheit des Handels sowohl im In- als Auslande ein notwendiges Erfordernis, wenn Industrie, Gewerbeleiß und Wohlstand gedeihen sollen, zugleich aber auch das natürlichste, wirksamste und bleibendste Mittel, ihn zu befördern.“ Das Edikt vom 2. November 1810 gab diesen Grundsätzen die gesetzliche Form, indem es den selbständigen Gewerbebetrieb allein von der Lösung eines Gewerbescheines abhängig machte, der keinem ehrlichen Menschen versagt werden durfte. Durch das Gesetz vom 7. September 1811 wurden endlich auch die Rechte der Innungen aufgehoben, die nur als freie Vereine weiter bestehen bleiben konnten.

Es ist bekannt, daß die Erwartungen, die man an diese Gesetze geknüpft hatte, sich nicht erfüllten. Die Gründe dieser Erscheinung zu untersuchen, ist hier nicht unsere

Aufgabe, doch ist es von Interesse, die Beurteilung kennen zu lernen, die man in Prenzlau der neuen Gesetzgebung zuteil werden ließ.

Als im Jahre 1819 die Regierung eine Anfrage an den Magistrat richtete, welche Wirkung die neue Steuer-gesetzgebung auf Handel und Gewerbe geäußert habe, benutzten die vom Magistrat dieserhalb befragten Vertreter der Bürgerschaft die Gelegenheit, ihre Auffassung über die Gesetze von 1810 und 1811 höheren Ortes zur Sprache zu bringen. Im Protokoll vom 11. Dezember 1819 äußerten sie den Wunsch<sup>6)</sup>

a) „daß die Ertheilung der Gewerbescheine mehr als bisher beschränkt und keinem ein solcher ertheilt werden möchte, der ein Gewerbe nicht gehörig erlernt und über seine Geschicklichkeit dazu sich ausgewiesen hat,

b) daß besonders auch das Hausieren und die vielen Kleinhändler nicht vermehrt und dieses verderbliche, die Moralität zerstörende Gewerbe nach und nach vermindert werden möge, . . .

c) daß jenes ehemalige, wohlthätige System wieder herrschend werden möge, nämlich daß Produktion und Fabrikation streng geschieden bleiben, daß Erstere dem platten Lande und daß zweite den Städten verbleibe."

In einem, vermutlich von dem Bürgermeister Busch verfaßten, in glänzender Sprache geschriebenen Bericht vom 30. Dezember 1819 wird dieser Wunsch der Bürgerschaft näher begründet. Der Verfasser preist die Weisheit des Grundsatzes, „daß den Städten hauptsächlich die Verarbeitung und Verfeinerung der Naturerzeugnisse und der Handel gebühre“, unter dessen Geltung der Überfluß des platten Landes den Kunstfleiß des Städters hob und der Nahrungsstand der Städte die Kultur des Landes belebte, und beklagt die Zerstörung dieser seit Jahrhunderten erprobten Ordnung der Verhältnisse; in der Freigabe der Verarbeitung seiner Naturerzeugnisse an den Landwirt erblickt er den Ruin der Städte. „Schon sehen wir keinen irgend bedeutenden Ort oder Flecken unserer Provinz“, ruft er aus, „der nicht seine eigenen Materialläden, Bäcker, Schlächter usw. hätte. Der geringe Detailhandel der Provinzialstädte hört in demselben Maße auf, in welchem sich die Läden auf dem platten Lande mehren. Bald erfahren die Inhaber derselben, daß sie die Ware ebenso wohlfeil als wir von den Hauptstapelplätzen beziehen können, und wenden sich dorthin, während sie die nahegelegene Landschaft an sich ziehen und von den kleinen Städten abschneiden. Aber wir wollten dies noch verschmerzen, wenn nur das alte Recht zum Debit und Handel zu brauen und zu brennen uns geblieben wäre. Sicher in seinem Erfolge begründete er sonst hauptsächlich den Wohlstand der Provinzialstädte, die in der Nähe des Produktes es besser und wohlfeiler als die großen Städte liefern konnten und auch den Landmann damit versorgten, der von dem Recht der eigenen Fabrikation zu seiner Privatkonsumption keinen Gebrauch machen wollte. Wir sahen sonst den Landmann unseren Plätzen zuströmen, uns seine Produkte bringen, unser Fabrikat dagegen abnehmen und das Gewerbe aller Art beleben. Unser Ackerbau, unsere Viehzucht gedieh unter der Hilfe der Brau- und Brenne-reien, über hundert der angesehensten Familien gründeten sonst ihren Wohlstand allein auf diesen Betriebs-zweig und teilte ihn den übrigen Gewerbetreibenden mit. Wie ganz anders ist das jetzt. Unsere Brau- und Brenne-reien sind verödet, unser Acker entbehrt des Dungs und des Wirtschaftsviehes, und der Landmann, statt seinen Bedarf bei uns zu kaufen, schickt uns sein Bier und seinen Brantwein in Masse zu . . . Er schlachtet für die Stadt, er backt für sie, er überschwemmt uns mit Holz- und Tischlerarbeiten.“ Die hierdurch schwindende Kaufkraft der Städte bedroht auch die Absatzmöglich-keiten des Landes, da sie den Städter nötigt, selbst wieder Ackerbauer zu werden. „Möge doch ein Blick geworfen werden auf den jetzigen Verkehr unserer Bürger. Mit Ängstlichkeit wird jeder Fleck Landes und Wiese, eine halbe Meile von der Stadt urbar gemacht. Der Handwerker zieht mit Frau und Kind den Tag über aufs Feld, um Kartoffeln und seine übrigen Bedürfnisse selbst zu

bauen. Sein Gewerbe stockt, und er muß diesen Ausweg zu seiner Erhaltung ergreifen, er muß wieder Landbauer und Produzent werden, weil er nicht mehr Fabrikant sein kann."

Aber nicht nur im Verhältnis nach außen, auch im Innern hat die allgemeine Gewerbefreiheit Unglück gestiftet. Aus dem Mangel einer Kontrolle über die Fähigkeit des Handwerkers muß unausbleiblich Mangel an einem gewissen Ehrgefühl, an der Zuversicht und Tüchtigkeit folgen, „die Güte des Fabrikats entscheidet weniger als die gute Manier, es an den Mann zu bringen. Kaum ist der Lehrling den Knabenjahren entwachsen, so treibt ihn der Reiz der Selbstständigkeit, einen Gewerbeschein zu lösen. Er wird ein Füscher, heirathet, bekommt eine Familie, die er nicht unterhalten kann, und fällt der Commune zur Last oder wird doch ein kraftloses Mitglied derselben. Wer nicht Lust hat zu arbeiten, der löst einen Gewerbeschein zum Handel. Hunderte ziehen das Land umher, kaufen Felle und andere Kleinigkeiten ein, debittieren Hering und Seife, Töpfe und Glas, Gewürzkräuter und Waaren und stören den inneren Verkehr der Städte ganz, während sie selbst ihre Subsistenz nicht finden und durch Noth und Entwöhnung von reeller Arbeit zum Betrug, zum Schleich-

handel und zum Diebstahl gebracht werden. Mehr als 300 Familien treiben ein solches loses Gewerbe bloß hier bei uns öffentlich und heimlich . . . Darum bevölkern sich unsere Armenhäuser, darum sinkt die Güte und Tüchtigkeit unserer Fabrikate."

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Lage des Handels- und Gewerbestandes der Stadt in diesem Bericht allzu trübe gezeichnet wird, wenn auch ein gewisser Tiefstand des bürgerlichen Wohlstandes damals vorgelegen haben mag. Die mißliche Lage der Städte dürfte aber weniger in den gesetzlichen Bestimmungen über die Gewerbefreiheit ihren Grund gehabt haben als in der allgemeinen Erschöpfung, die nach den schweren Opfern der napoleonischen Kriege in allen Volkskreisen eingetreten war. Die alte Zunftverfassung kehrte für den Handelsstand auch nicht wieder als im Jahre 1849 für die Handwerker die Gewerbefreiheit eingeschränkt wurde.

#### Anmerkungen:

1) So auch die kurfürstlichen Mandate Montags nach Martini 1570 und Freitags nach Dorothea 1572 G.St.A. Rep. 19. 73 Bl. 2 ff. — 2) Mylius C.C.M. Thl. V. 5. S. 196. — 3) G.St.A. Kurmark Tit. C.L VII Stadt Prenzlau Nr. 19. — 4) St.A. Przl. F. 115. — 5) St.A. Przl. Depot der Kaufmannsgilde Nr. 12. — 6) St.A. Przl. G. 79 Lit. A. 140 Bl. 34 ff.

Hans E. Pappenheim:

## Geographie als Rüstzeug Theodor Fontanes

„Sie werden es kaum erraten, lieber Holk, welcher Küstensaum es ist, der da, von drüben her, uns ins Fenster sieht". „Ich dachte Schweden." „Doch nicht eigentlich das. Es ist Hveen, das Inselchen, darauf unser Tycho de Brahe seinen astronomischen Turm baute, sein ‚Sternenschloß', wie's die Welt nannte . . ."

Fontane weckt in seinem in Dänemark spielenden Roman „Unwiederbringlich"<sup>1)</sup> (1890) die Erinnerung an Tycho de Brahe (1546—1601). Dieser Astronom erhielt bei seiner Rückberufung nach Dänemark 1576 von König Friedrich II. die kleine Insel Hveen im Sund zu Lehen, ein Gehalt und Gelder zum Bau einer Sternwarte. Sie entstand hier (1580): ein mit den kostbarsten Instrumenten ausgestatteter Beobachtungsturm, die „Uranienburg", die unter Brahe zu einem Forschungsmittelpunkt Europas wurde, bis er Dänemark 1597 wieder verlassen mußte. Diese Gegebenheiten verwob Fontane in seinem Roman, in dem eine Nachfahrin Tychos, Ebba Brahe, um 1860 als Hoffräulein eine Rolle spielt.

Brahe und seine Nachfahren haben Fontane freilich schon früher beschäftigt. Seit dem Ende der 1870er Jahre arbeitete er an dem Nachlaß enthaltenen Entwurf eines großen Berliner Gesellschaftsromans, der den Titel „Allerlei Glück" bekommen sollte, und dessen Vorarbeiten Julius Petersen<sup>2)</sup> (1928) veröffentlicht hat. In diesem Roman, der nicht zum Abschluß kam, aus dem aber Teile für andere Werke verwendet wurden, sollten auch die Gestalten eines Torfinspektors Christjern Brah, eines Axel und einer Hanna Brah erscheinen, die ihre Abkunft von jener schwedischen Familie herleiteten. Tycho de Brahe sollte hier in gelehrten Gesprächen erwähnt werden. Fontane entwarf dazu 1877 eine Skizze des „Brah-Hauses" und seiner Lage im Moor<sup>2a)</sup>.

Aus den Entwürfen zu „Allerlei Glück" hebt sich als eine Hauptfigur hervor „der Rentier Dr. Heinrich Brose, sehr wohlhabender gebildeter Mann, früher Apotheker; Humorist und selber halb-komische Figur; Reise-Passion, Mitglied der Geographischen Gesellschaft, Vortragshalter etc. . . gewesener Apotheker und Reisender in der Schweiz — Komischer Enthousiast . . . Original".

Diesen Reisenden und Vortragenden kennen wir aus Fontanes Lehrzeit. Ostern 1836 trat Fontane in die vormals Simon'sche, nun Rose'sche Apotheke „Zum weißen

Schwan" ein, Spandauer Str. 77, Nähe Garnisonkirche, wo er — auch nach Bestehen seiner Prüfung — bis 1839 arbeitete. Die Gestalt seines Chefs, des Apothekenbesitzers Wilhelm Rose, zeichnete er noch fünfzig Jahre später in einer Charakteristik, die uns nicht nur von einem längst verschwundenen Bürgerhause im damaligen Zentrum Berlins mit einer baulichen Besonderheit seines geographiebesessenen Eigentümers erzählt, sondern die uns auch zeigt, daß Berliner der 1830er Jahre Europa bereisten, sich Weltblick oder wenigstens Weitblick zu verschaffen und ihre Beobachtungen dann einem größeren Kreise zu vermitteln suchten. Abstrahieren wir aus Fontanes Darstellung<sup>3)</sup> ein Maß von kritischer Animosität gegenüber seinem Prinzipal, so bleibt in unserer Frage noch genug Positives über die Persönlichkeit Wilhelm Roses:

„Obenan stand hier das Reisen. Er ging darin so weit, daß er sich ganz ernsthaft einbildete, etwas wie ein Entdecker oder Forschungsreisender zu sein, eine Gruppe von Personen, zu der er sich in Wirklichkeit doch nur verhielt, wie ein Schlachtenbummler zu Moltke. Natürlich war er in Italien, Frankreich und England gewesen und hatte von London her — ganz charakteristisch für ihn und leider auch für unsere damaligen Gesamtzustände — die große Nachricht mitgebracht, „daß das Annähen eines Knopfes einen Schilling koste". Da hatte man den Weltreisenden, der über einen Sechser nicht fort konnte. Paris, London, Italien! Sein eigentliches Tummelfeld aber war die Schweiz. Hier bestieg er Berge bis zu 6000 Fuß und kam davon mit einer Siegermiene zurück, als habe sich etwas Ungeheuerliches zugetragen. Zu dieser Einbildung war er nun freilich bis zu einem gewissen Grade berechtigt; er litt nämlich, weil er kurzhalzig und ein Asthmatiker war, unter „Rigi" und „Schyniger Platte" ganz so, wie wenn er den Popokatepetl erstiegen hätte und unterzog sich dieser Unbequemlichkeit auch nur deshalb, weil er nur so seine zweite, größere und weit über die Reiserei hinausgehende Leidenschaft zu befriedigen vermochte, die: vor einem aus jungen und zum Teil recht hübschen Professorenfrauen zusammengesetzten Kreise, seine Reisevorträge halten zu können. Er war dann, den ganzen Tag über, in einer höchsten Aufregung, schnaufte durchs ganze Haus hin . . . und schleppte dabei Reliefkarten und illustrierte Werke vier Treppen hoch auf einen kleinen achteckigen Turm hinauf, der, ganz oben, mit einem mit vielen bunten Aussichts-Glasscheiben reich ornamentierten Zimmer abschloß. Stieg



man dann, und zwar durch eine aufzuklappende Luken-  
thür, noch etwas höher hinauf, so hatte man, von einer  
umgitterten Plattform aus, einen wundervollen Überblick  
über Alt-Berlin. In diesem Turmzimmer, das nach Alchy-  
mie und Astrologie, nach Faust und Seni schmeckte, ver-  
sammelten sich die zur Vorlesung geladenen Damen, und  
ich sage schwerlich zu viel, wenn ich ausspreche, daß der  
alte Rose in diesem Allerheiligsten die glücklichsten Stun-  
den seines Daseins verbracht habe. Daß die Damen von  
einem gleichen Glücksgefühl erfüllt gewesen wären, möchte  
ich bezweifeln, weil der Vortragende, in Verkennung sei-  
ner Gaben, auch einerlei Witziges und Humoristisches ein-  
zustreuen liebte will also sagen gerade das, was ihm,  
neben Grazie, die Natur am meisten versagt hatte."

Fontanes Gegenüberstellung von Schweizer Aussichts-  
bergen mit dem Popokatepetl hatte für jene Zeit eine  
besondere Aktualität. Alexander von Humboldts mittel-  
amerikanische Reisen waren durch seine rührige Berichts-  
tätigkeit (Chimborasso) damals mehr als volkstümlich,  
eher zum Überdruß bekannt geworden. Noch 1893<sup>4)</sup>  
schreibt Fontane: „Humboldt, als er zu ausschließlich vom  
Popokatepetl sprach, mußte erleben, daß Louis Schneider  
(Vorleser Friedrich Wilhelms IV.) ihm vorgezogen wurde“,  
und schon 1861 äußerte er gegenüber seinem Verleger  
Wilhelm Hert z<sup>5)</sup>: „Ich wünsche sehnlichst, daß Sie nicht  
mit einem zitronengelben Chimborasso fontanescher Bal-  
laden für alle Ewigkeit sitzen bleiben“. (Vgl. auch das  
Titicaca-Lied in „Von Zwanzig bis Dreißig“, S. 280).

Veranlaßt durch einen Brief Roses vom 12.4.1860 hat  
Fontane kurze Lebensläufe der beiden Brüder für Lorcks  
Lexikon<sup>6)</sup> verfaßt.

Wie für viele andere Werke hatte er auch für den  
„Brose-Roman“ Situationsskizzen entworfen, u. a. einen  
Lageplan der Rousseau-Insel im Tiergarten zur Zeit der  
Eisbahn und für Roses späteres Wohnhaus Dessauer  
Straße 29, in dem „Allerlei Glück“ spielen sollte, hier auch  
Skizze der Wohnung einer weiteren Romangestalt, des  
erdachten Registrators Pappenheim, dessen Tochter Bertha  
eine Schauspielschule besucht.

Im Brose-Roman sollten auch gesellschaftskritisch<sup>7a)</sup> die  
„regierenden Klassen“ belichtet werden, und zwar mit  
dem folgenden Beispiel:

„... Wundervoll ist es, irgend einen aus diesen ‚regie-  
renden Klassen‘ bei Behandlung des denkbar gleichgütig-  
sten Gegenstandes die collegiale Personenfrage behan-  
deln und im Drüberhingleiten ganze Welten von Bedeu-  
tung heraufbeschwören und wieder schwinden lassen zu  
sehn. Etwa so: ‚Ich war heut‘ in der Angelegenheit, die  
Sie kennen...“

Es handelt sich darum ob (für die Quartas sämtlicher  
Realschulen Globen oder Wandkarten eingeführt werden  
sollten), das Denkmal auf dem Inselberg mit der Front  
nach Friedrichsrode oder nach Wilhelmsrode gerückt wer-  
den soll, denn beide „rode“ sind so patriotisch, daß jedes  
die Frontseite beansprucht.

Soviel hier aus dem „Brose-Roman“-Entwurf, von dem  
später noch Einzelheiten zu bringen sind.

Aus den Lehrjahren Fontanes ist nun ein wirklicher  
Mann vom Fach zu nennen, auch aus unmittelbarer Um-  
welt Fontanes, eine Persönlichkeit, ebenfalls mit vielen  
Eigenheiten, die sich in einem Zweig der geographischen  
Reproduktionstechnik einen Namen gemacht hat, der  
„Rat Kummer“; er bekam für das Leben Fontanes  
auch dadurch Bedeutung, daß er die Bekanntschaft mit  
dessen späterer Braut und Frau Emilie vermittelte. Rat  
Kummer hatte im Jahre 1835 die Enkelin des alten Roua-  
net adoptiert und war Hausnachbar, Freund und Jeun-  
Genosse von Theodors Onkel August Fontane, ersteres in  
einem Hause der Burgstraße (Nähe Kriegsschule), nach  
dessen Zerstörung durch Feuer in einer Mietskaserne in  
der Großen Hamburger Straße. Die Umwelt, in der die  
kleine Emilie aufwuchs, hat Fontane selbst<sup>7)</sup> und dann  
Fricke (1937<sup>8)</sup> geschildert. Unsere Untersuchung gilt  
dem Geographen Kummer, von dem Fontane sagt:

„Rat Kummer, der überhaupt ein Tausendkünstler war  
— er ist unter anderem auch der Erfinder der Reliefkarte  
und Globen und hat sich dadurch ein wirkliches, der Erd-  
kunde zugute kommendes Verdienst erworben — hatte,  
gestützt auf alte Bekanntschaft mit dem Theaterinten-  
danten Grafen Brühl, auch allerlei Bühnenbeziehungen,  
und diese machten es, daß das Kind früh ins Theater mit-  
genommen ... wurde.“

Aufschlußreicher ist die Charakteristik, die Fricke<sup>8)</sup>  
von dem Pflegevater der späteren Gattin Fontanes gibt:

„Als Emilie in die Familie Kummer kam, stand der  
„Rath“ Kummer in den vierziger Jahren. Er gehörte einer  
Schicht des Berliner Bürgertums an, die damals als „höhe-  
rer Mittelstand“ bezeichnet wurde. Emilie selbst hat ihn  
als „halb Künstler, halb Handwerker“ charakterisiert.  
Dazu hatte der Mann einen weit schattenreicheren Cha-  
rakter, als ihn Fontane in „Von Zwanzig bis Dreißig“ dar-  
stellt. ... Kummer war eine Bohème-Natur mit allen guten,  
aber auch allen unerfreulichen Seiten. Wenn die Erdkunde  
ihm die Erfindung des Globus und der Reliefkarte ver-  
dankt, so sahen die Zeitgenossen ihn als sonderbaren Hei-  
ligen an, der sein Leben zwischen Bühnenkneipen und  
Ressourcen, zwischen Klub und Liebesabenteuern ver-  
brachte.“

Kummer war nun nicht Erfinder von Globus und Relief-  
karte, aber er gehört in die Reihe jener Männer, die sie  
entwickelt haben. Noch der Große Meyer<sup>9)</sup> von 1908  
nennt ihn in einer Reihe von Namen, die jedem Geogra-  
phen noch heute ein Begriff sind:

„Schreibers Erben in Leipzig (später Simon Schropp in  
Berlin), Kummer in Berlin, Adams in London, Bauer in  
Nürnberg, das Geographische Institut in Weimar, D. Rei-  
mer (Kiepert's Globen) in Berlin, Adami in Potsdam rei-  
hen sich an diese Globenfabriken ebenbürtig und mit Anwen-  
dung mancher neu entdeckter Kunstgriffe würdig an.“

Wie wenig die Nachwelt diese Tätigkeit beachtete,  
zeigte das Ergebnis der Fahndung nach Kummer, die der  
Vorstand des Coronelli-Weltbundes der Globusfreunde,  
Dipl.-Ing. R. H a r d t, Wien, in dankenswerter Weise im  
Frühjahr 1954 im Fachschrifttum und bei den führenden  
Instituten Wiens vornahm: der Name Kummers fehlt in  
den Geschichtswerken der Kartographie.

Den Werdegang Karl Wilhelm Kummers ver-  
folgten wir weiter an Hand der Berliner Adreßbücher<sup>10)</sup>.  
Hier erscheint 1825 und 1826 „Kummer, K. W., Verfertiger  
geogr. Reliefs, Dorotheenstr. 8, (1822 noch: Letzte Straße,  
s. u.), 1828 führt er hier den Titel „Kommerzienrath“, der  
aber 1838 richtiggestellt ist in: „Commiss.-Rath, Verfer-  
tiger geographischer Reliefs, und akad. Künstler, Große  
Hamburger Str. 30 u. 30a“. 1840 ist er nach der Großen  
Hamburger Str. 16 verzogen, hier auch 1842 (Sprechstun-  
den von 3 bis 5 Uhr nachm.); 1843—1846 wohnt er — nun  
im eigenen Hause — Oranienburger Str. 33. Seit  
1844 betreibt er hier auch eine „Papiermaché-Fabrik“. 1848  
ist er mit seinem ganzen Betrieb nach der Zimmerstr. 2  
verzogen und hier noch 1852 nachgewiesen.

Gemessen an den sonstigen, knappen Adreßbuch-An-  
gaben sind die regelmäßig wiederkehrenden Daten über  
den Kommissionsrat und „akademischen Künstler“ Kum-  
mer durch ihre Eigentümlichkeit und ihren Umfang unge-  
wöhnlich, sie fügen sich mit den Familienerinnerungen  
Fontanes und den Ergebnissen der Forschungen Fricke<sup>8)</sup>  
zu dem Bilde einer unharmonischen oder wenigstens zwie-  
spältigen Persönlichkeit zusammen. — Die Nachbarschaft  
mit Fontanes Onkel August in einer Mietskaserne in der  
Großen Hamburger Straße ist durch den Adreßkalender  
nicht belegt. Onkel August hatte wohl ein so unstetes  
Leben, daß er hier zunächst nicht verzeichnet werden  
durfte. 1846 erst wohnt „Fontan, F. A., Partikulier-Haus-  
voigteiplatz 5“ und 1848 als „Geschäftsführer, Dorotheen-  
straße 60“. Kommissionsrat Kummer gelang es ebenfalls,  
bald repräsentativere Geschäfts- und Wohnräume zu be-  
ziehen.

1822 erschien das Buch Karl Wilhelm Kummer. Beschreibung von erhabenen gearbeiteten oder Relief-Erdkugeln und Landkarten aus feiner und unzerbrechlicher Papiermasse ..., Berlin, Letzte Straße 8, 1822, 8<sup>o</sup> 11). Ob zwei Kartenblätter unter diesem Namen über die Maas-Regulierung und über die Umgebung von Lüttich von seiner Hand stammen, konnte noch nicht ermittelt werden, da diese beiden Karten aus Berlin verlagert wurden, aber nicht nach Marburg gelangt sind<sup>12)</sup>. Kummer starb im Oktober 1855<sup>8)</sup>.

Fontane scheint geplant zu haben, Kummer in seinen Gesellschaftsroman „Allerlei Glück“<sup>10a)</sup> einzuarbeiten, um hier eine dritte soziale Gruppe zu schildern, „eine ärmliche Vorstadt-Familie, gute Leute, besonders Mutter und Töchter, der Alte mit einem kleinen Sparren; Tüftler, Buchbinderstolz, denn er baut für Brose die plastischen Karten der Schweiz“, ein Plan, der aber während der Arbeit in Fortfall gekommen ist.

Schon den Korrespondenten Fontane in London interessieren Forschungsreisende, und hier erwacht eine bei dem späteren Führer durch die Mark überraschende und bisher wenig beachtete Liebe zu Afrika. In seinem Sammelbrief aus London vom 31. Oktober 1855<sup>13)</sup> an die Mitglieder des „Rütti“ wendet er sich auch an Schulrat Bormann, der in dieser Abzweigung des „Tunnel“ und im „Tunnel“ selbst den Namen „Metastasio“ führte, und der ein bekanntes Mitglied der Geographischen Gesellschaft war. Darauf beziehen sich Fontanes Worte:

„... Ich würde Sie länger festhalten, aber der Zeiger setzt eben ein — im nächsten Augenblick wird es acht schlagen — und die Geographische wartet nicht. Dr. Barth ist ohnehin zurückgekehrt und darf nicht versäumt werden. Er hat in Timbuktu und in Sanssouci an königlicher Tafel gegessen. Solche Leute sieht man nicht alle Tage. Eilen Sie; au revoir!“

Bei Dr. Heinrich Barth (1821—1865) handelt es sich um einen der bedeutendsten deutschen Afrikaforscher, der schon durch seine Berliner Tätigkeit als Privatdozent (1848—49) und seine „Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres“ (erschienen 1849) bekannt war; er schloß sich 1849 der englischen Sudan-Expedition von Richardson und Overweg an, von der er nach sechs Jahren als einziger überlebender Europäer zurückkehrte. 1853 erreichte er die Handelsstadt Timbuktu (seit 1894 Frz. Sudan), 1855 kehrte er durch die Sahara nach Tripolis und Marseille zurück, traf Mitte September in London ein, besuchte anschließend Hamburg und Berlin und kehrte nach London zurück, wo er (1855—1860) sein Reisewerk schrieb. Daher also Fontanes besonderes Interesse (Londoner Brief vom 31. 10. 55) an Barth, der inzwischen auch Friedrich Wilhelm IV. berichtet hatte. Erfreuen wir uns der feinen Spitze Fontanes in der Gegenüber- oder Gleichstellung der Höfe in Timbuktu und Sanssouci! — Barth selbst war seit 1863 in Berlin Universitätsprofessor und zugleich Präsident der Geographischen Gesellschaft, die Fontane acht Jahre zuvor gegenüber Bormann erwähnte. Dr. Kurt Bormann starb als Provinzialschulrat 1895<sup>14)</sup>.

Der Vorliebe für Afrikareisende blieb Fontane immer treu. Daß er zuweilen Trost aus der Geographie und zwar gerade des dunklen Erdteils zieht, zeigt der Brief vom 11. Juni 1879 an Emilie<sup>15)</sup>:

„... mir wird immer erst wieder wohl, wenn ich von 10 bis 3 Uhr nachts mit meinem Freunde Stanley um den Viktoria-Nyanza-See herumfahre und in der Schilderung seiner Erlebnisse die Stimme der Natur zu hören glaube...“

Henry Morton Stanley (1841—1904). schon 1874 auf Forschungsreisen am Victoria-Nyanza-See, 1887 und 1888 erneut dort, wo er mit Emin Pascha zusammentraf. — Fontane entwarf auch eine Besprechung „Notizen zu Stanleys Buch „Im innersten Afrika““<sup>16)</sup>.

In dem seit 1879 entstehenden Roman-Entwurf „Allerlei Glück“<sup>5a)</sup> sucht er die geographischen Interessen des Heinrich Brose (= W. Rose; s. o.) zu belegen:

„er ist erfüllt von der Sehnsucht nach einer afrikanischen Forschungsreise, wozu die Zeitungsausschnitte über Stanley Material geben sollen; er verfolgt auch mit Anteil die Ausgrabungen Schliemanns“.

Brose ist Mitglied der Geographischen Gesellschaft und brennend für Afrika interessiert; er äußert einmal: „... Willst Du nicht an den Tschad-See, schlimm genug; doch meinestwegen.“ Alle seine Anstrengungen gehen dahin, daß sein Neffe Karl „Reisender, Naturforscher, Geograph wird. Giebt aber zu, daß eine „staatliche Stellung“ zwar nicht nöthig aber wünschenswerth sei, also Consul oder General-Consul in Serajevo, Bukarest, Brindisi, Malta, Alexandrien, Smyrna, Tiflis, Beirut, Jerusalem. Das Liebste ist ihm aber: Tanger, Algier, Tunis, Wadai, Timbuktu. Hier muß eine „neue Station“ errichtet werden.“

Am Ende einer Abendgesellschaft in seinem Hause kommt „Brose aus der Geographischen zurück. Ist entzückt, will den Neffen nächsten einführen... Er führt ihn überhaupt überall da ein, wo es sich um „Reisende“ handelt, und er ist höchst erfinderisch immer Neues ausfindig zu machen. „Reisen“ ist der Punkt, um den sich sein Leben dreht“.

Als W. Brose in einer Kaffeegesellschaft seiner Frau über Mittel-Afrika und den Kaiser Mtesa spricht, (den Sultan von Uganda, der am Viktoria-Nyanza residierte, Gastgeber Stanleys und seit 1871 Mohammedaner war, der Anwesenheit von christl. Missionaren in seinem Lande begünstigte, † 1884), sollte sich folgender Dialog entwickeln:

„... der Aequator läuft ihnen über den Bauch.“  
„Hab ich recht verstanden?“ sagte die hautaine (= hochnäsige d. Hrsg.) Frau v. Hochsprung mit etwas hautainer Miene.

„Ich weiß nicht, meine Gnädigste“ replicirte Brose. „Diese Frage zu beantworten, müßt' ich zuvor aus Ihrem Munde hören, was Sie verstanden haben. Aber lassen wir das. Der Aequator steht geographisch fest und moralisch fest, was immer die Hauptsache bleibt. Und was er moralisch zu wünschen übrig läßt, kann ihn den Vereinen der gnädigen Frau nur empfehlen. Denken Sie sich einen Zustand, wo es nichts mehr zu bekehren gäbe“.

Wir hatten (Jb. 1953 S. 29) an die Szene erinnert, in der in jenen Jahren Fontane mit einem Freunde die Karte von Afrika paukt. Wir berichtigen die näheren Umstände dieses praktischen Kurses, von dem wir durch Paul Meyer<sup>17)</sup> (1936) erfahren. Dieser erzählt in dem Kapitel „Erdkunde“: „Daß Fontane besonderes Interesse an Geschichte und Geographie hatte, dürfte aus seinen Briefen bekannt sein“, und belegte dies mit dem folgenden Erlebnis. Fontane war krank gewesen, Justizrat Meyer wollte sich nach seinem Befinden erkundigen, „Tilla, die treue Magd des Hauses, öffnete mir und beruhigte mich, indem sie mich in das Wohnzimmer geleitete und mittheilte, daß Herr Geheimrat Zöllner — einer der nächsten Freunde Fontanes und sein Nachfolger im Amte des ständigen Sekretärs der Akademie der Künste — bei ihm sei. Lächelnd wies sie auf das Nebenzimmer, des Dichters Arbeitszimmer. Überrascht horchte ich auf. Denn in kurzen Zwischenräumen hörte ich ein lautes Wort Zöllners und darauf einen Ton, als ob jemand mit der Peitsche knallte. Leise öffnete ich die Tür, und hatte ein eigenartiges Bild vor mir.“

Über dem Sofa, auf welchem Fontane lag, mit einem langen Rohrstock in der Hand, hing eine große Karte von Afrika. Daneben stand Zöllner. Dieser rief kurz einen Ort, etwa „Togo“, und sofort knallte der Rohrstock gegen die Karte. Nun wurde festgestellt, ob der Stock richtig getroffen hatte, dann gings weiter: „Dar-es-Salam“ — Knall — „Tanganjika“ — Knall, usw. So trieben die beiden alten Herren Erdkunde, bemüht, sich das damals neue deutsche Kolonialreich zueigen zu machen“.

Wenn Fontane Karten, Globen und andere Darstellungen der Erdoberfläche in das literarische Werk einarbeitet, kommt er gern auch auf Afrika zurück. So plaudert in den

„Poggenpuhl<sup>18)</sup>“ der junge Leutnant Leo v. P. bei dem einfachen Mahle mit dem alten Dienstmädchen Friederike über Afrika.

„... Und dabei setzte er den ausgehöhlten Edamer auf seinen linken Zeigefinger und drehte ihn erst langsam und dann immer rascher herum, wie einen kleinen Halbglobus: „Sieh, das hier oben, das ist die Nordhälfte. Und hier unten, wo gar nichts ist, da liegt Afrika.“

In „Effi Briest“<sup>19)</sup> wird, um die Schulmeisterei und Lehrhaftigkeit Instettens gegenüber seiner jungen Frau zu kennzeichnen, nach den Worten: „Der echte Mirambo ist ein Räuberhauptmann in Afrika... Tanganika-See“ der verletzendste Ausdruck hinzugefügt: „wenn deine Geographie so weit reicht...“ Selbst beim Geplauder junger Mädchen wird die „Quelle“ für deren Wissen angegeben: Als Effi Briest mit den Schulfreundinnen sich an die Ertränkung ungetreuer Frauen in der alten Türkei erinnert, heißt es<sup>20)</sup>: „... du bist ja mit dabei gewesen, als uns Kandidat Holzapfel in der Geographiestunde davon erzählte...“

Während des Aufstandes des Mahdi im Sudan erfahren wir aus Fontanes Tagebuch<sup>21)</sup> am Sonntag, dem 25. Januar 1885, von „Kamerun-Studien“, und am 5. Februar trifft die Nachricht ein: „Chartum gefallen, Gordon tot oder gefangen.“

Am 27. Mai 1890 erwähnt Fontane an Friedlaender<sup>22)</sup> auch Tabora und Kavirondo.

Schreiner kommentiert dazu: „Tabora: Bezirksort im ehemaligen Deutsch-Ostafrika, Kawirondo: Landschaft in Britisch-Ostafrika“.

Und um diesen afrikanischen Abschnitt mit Heiterem abzuschließen: Am 4. Juli 1893 schrieb Fontane an Friedlaender<sup>23)</sup> als PS: „Schulscene.“

Lehrer: Nenne mir 4 Thiere in Afrika.

Schüler: 3 Löwen und 1 Rhinoceros.

Martha schickt uns diesen Ulk aus Warnemünde; ich finde ihn ersten Ranges, stelle solchen undefinierbaren Witze überhaupt am höchsten.“

Und nun über sein Verhältnis zur Geographie im Allgemeinen:

Nach der Rückkehr von seinem ersten Korrespondentenposten aus London im November 1852 bearbeitet Fontane bei der „Preussischen Zeitung“ den England-Ressort, wirkt auch an anderen Blättern mit und gibt Privatstunden in Englisch, Literatur, Geschichte und Geographie<sup>24)</sup>. Die Jahre auf der englischen Insel wirken auch im literarischen Werk noch lange nach und geben Anlaß zu topographischen Erinnerungen. So unterhält sich in seiner wenig bekannten Skizze „Im Coupé“<sup>25)</sup> (1884) ein Pädagoge, auf den ein Wirkungsfeld in USA wartet, im Kölner D-Zug in der Morgendämmerung mit einer Erzieherin, die eine Stellung in England antreten soll:

„Da sind wir ja Kollegen. Ich war mehrere Jahre Tutor in Rugby, Grafschaft Warwick. Aber wozu diese nähere Bezeichnung, als handle sich's um eine Briefadresse? Wer Gouvernans ist, bedarf keiner Geographienachhilfstunde...“

Auch sonst greift Fontane gern zum Atlas, besonders wenn es sich um Länder handelt, mit deren Kultur ihn Beziehungen verknüpfen, oder die Schauplatz seiner Romane sind. Ein Schlesier, der seit Jahrzehnten in Nordamerika lebte, hatte dort „Quitt“ gelesen, dessen zweiter Teil ja dort spielt, und hatte dazu Dr. Friedlaender einen Brief geschrieben, den dieser nun aus Schmiedeberg an Fontane weiterleitete. Der Dichter antwortete ihm am 1. Mai 1890<sup>26)</sup>:

„Ihr lieber Brief war eine große Freude, der Mai konnte nicht besser beginnen. Zunächst ein Wort über die interessanten Einlagen. Der gelbe amerikanische Brief ist aus P...ton, Wis.; darauf hin wurde die Karte mit den 5 großen Seen aufgeschlagen und ganz Wisconsin ab-

gesucht, aber ein Ort mit P...ton wollte sich nicht finden lassen.“

Bei dem von Fontane nicht ermittelten Ort handelt es sich um die Stadt Princeton am Fox River, 80 km nördlich Madison, der Hauptstadt des Staates Wisconsin und 175 km nordostwärts von Milwaukee.

1885 plauderte er in Krummhübel mit dem Lehrer Lonsche, „der mir auch den Novellenstoff in aller Seelenruhe vortrug... Auch die Formation des Gebirges hat er mir mit großer Klarheit auseinandergesetzt, besser als ein geognostischer Professor“<sup>27)</sup>.

Im selben Jahre kam im Hause Richter in Arnsdorf im Riesengebirge in Fontanes Gegenwart das Gespräch auf allerlei historische und geographische Fragen. Er berichtet seinem Sohne Theo am 9. 9. 85<sup>28)</sup>:

„... Bei ‚Le brave des braves‘ oder Ney oder Herzog von Elchingen oder Prince de Moskwa fällt mir übrigens ein, daß ich mit Hilfe dieser französischen Marschallkenntnis, die ja auch Dein Steckenpferd ist, neulich einen erheblichen Triumph gefeiert habe. Ich führte Frau v. Bülow, geb. Eberty (Schriftstellernamen Hans Arnold) und hatte selbstverständlich das Bedürfnis, mich irgendwie zu legitimieren. Das Gespräch kam auf Napoleon, Spanien, Soult, und mit einem Male war die Frage da: ‚Welchen Titel hatte doch General Kellermann?‘ Frau v. Bülow war nämlich im vorigen Jahre mit einer Gräfin Kellermann in Meran zusammengewesen und hatte den Herzogstitel ‚mal gehört, aber wieder vergessen. Gott sei Dank, ich wußte ihn und gleich danach auch die geographische Lage des Pruth, so daß ich der ganzen Gesellschaft die Karte von Südrußland inklusive Moldau usw. mit der Schirmspitze in den Sand zeichnete. Die Wirkung war groß...“

General Kellermann (1735—1820) hatte den Titel eines „Duc de Valmy“, Marschall Soult (1769—1851) war Herzog von Dalmatien. —

Wie sorgfältig Fontane in geographischen Fragen selbst noch in seinen letzten Lebens- und Schaffenswochen vorgeht, zeigt ein Beispiel, als er die letzte Hand an den „Stechlin“ legte.

Pfarrer Lorenzen spricht mit dem ernstlich erkrankten alten Dubslav von Stechlin über den Begriff des Heldenentums<sup>29)</sup> und erzählt ihm von dem amerikanischen Nordpolfahrer Adolphus Washington Greely (1844—1935), der 1881—1884 im Regierungsauftrag eine Polarexpedition führte und seine letzten drei Gefährten und sich selbst nur dadurch rettete, daß er im Einvernehmen mit ihnen den vierten, der die Lebensmittellrationen bestahl, niederschloß.

Das Manuskript des „Stechlin“ war Ende 1897 schon im Satz oder wenigstens beim Verleger, da bekam Fontane Bedenken über diese Stelle und bat seinen Freund und späteren Testamentsvollstrecker Justizrat Paul Meyer<sup>30)</sup>, der damals Mitglied der Deutschen Kolonialgesellschaft war, „an sachkundiger Stelle den historisch-zuverlässigen Tatbestand festzustellen“. Meyers Auskunft hatte sich wohl etwas verzögert, denn er erhielt folgende Antwort Fontanes (12. Januar 1898):

„Schönen Dank, hochgeehrter Herr und Freund, für Ihren lieben Brief. ‚Zurück, Du rettetest den Freund nicht mehr‘, — Greely wird sich, richtig oder falsch, in den nächsten Tagen schon dem deutschen Lesepublikum präsentieren, auf dessen Unwissenheit ich vertrauensvoll rechne. Leider liegt es so, daß diese Unwissenheit immer nur da ist, wo man sie nicht wünscht, und immer fehlt, wo man Nutzen aus ihr ziehen möchte. Ich warte nun alles ruhig ab. Ist meine Darstellung falsch, so wird ein wissender mich corrigieren und ich verbessere danach die betr. Stelle, wenn auch vielleicht erst in einer 2. Auflage des Buches...“

Wir erwähnten (Jb. 1953 S. 30), daß Fontane des Geographen Carl Ritter (1779—1859) und seines Denkmals in Quedlinburg in „Cecile“ lobend gedenkt. In einem Privatbrief freilich kommt er zu einer scharfen Ablehnung eines Lexikons, das zwar den Namen eines „Ritter“ trägt, aber — wie wir nun ermittelten — nicht von Carl Ritter stammt. Am 16. Juli 1893 schreibt F. aus Berlin an Georg Friedlaender<sup>31)</sup>:

„Schönsten Dank Ihnen und dem Herrn Mitunterzeichner für die lebenswürdige Karte aus Nieder-Rochlitz. In meinem Ritter (Ritters geographisches Lexikon) steht Unter-Rochlitz, Dorf im Kreise Gitschin mit 8000 Einwohnern. Also nicht mal der Name ganz richtig. Es ist das schlechteste Buch, das unter einem berühmten Namen segelt. Nur in Deutschland war solch Unsinn möglich. Ritter — immer knapp bei Kasse — schrieb ein langes, wissenschaftliches, wahrscheinlich in seiner Art ausgezeichnetes ‚Vorwort‘, während Stümper (junge Studenten usw.) das Lexikon machten. Es ist ganz schlecht, beinahe unbrauchbar, wird aber immer noch gekauft, weil Ritter auf dem Titelblatt steht. Solche aus unsren ruppigen Verhältnissen gebornen Dinge, die sich dann noch für ‚höhere Wissenschaftlichkeit‘ ausgeben, reizen mich furchtbar. Und unser ganzes Leben ist bis zu dieser Stunde von diesen anspruchsvollen Ruppigkeiten erfüllt...“

Dieser massive Angriff gegen Ritter veranlaßte uns zu näherer Prüfung der Sachlage. Es ergab sich: Das genannte Lexikon erschien erstmalig 1835, nachgewiesen durch Heinsius<sup>34a</sup> (1846) unter dem Titel: „Geographisch-statistisches Comptoir- und Zeitungs-Lexicon oder Beschreibung aller bekannten Länder... in alphabetischer Ordnung... Nach den neuesten Quellen bearbeitet von Dr. Benjamin Ritter (Verlag von Otto Wigand),

Welche Auflage Fontane benutzt hat, ließ sich nicht ermitteln. Die 1. und 2. Auflage von 1836 und 1838 enthält kein Vorwort, erwähnt (S. 892) zunächst die Stadt Rochlitz bei Leipzig, bringt dann die zum Teil irrigen Angaben

„2) OBER- u. NIEDER-ROCHLITZ, Dorf in der gräfl. harrachischen Herrschaft Starkenberg im biczower Kreise Böhmens, in einem Thale des Riesengebirges, mit 2900 E., Battistweberei, Bleichen und Glasschleiferei.“  
die in der 9. Auflage von 1898 (S. 383) richtiggestellt sind: „Niederrochlitz“, D(or)f in Böhmen, B(e)z(irks)h(aupmannschaft) Starkenb a c h, Gerichtsbezirk und Gemeinde Rochlitz, 2370 Einwohner, P(ost) T(elegraph).“

Fest steht, daß das „Ritter'sche Lexikon“ kein Werk von Carl, sondern von Benjamin Ritter ist, und schon Heinsius<sup>34a</sup>) ordnete die gleichzeitig erschienenen geographischen Werke von Carl Ritter richtig an ihrer, anderer Stelle ein. Auch das spätere kritische Fachschrifttum unterscheidet ganz klar die Werke Carl Ritters gegen das bekannte Ortslexikon von (Benjamin) Ritter, so Dinse<sup>33</sup>) (1903) und Wagner<sup>32</sup>) (1920 ff.). Auch Kramers<sup>34</sup>) Biographie Ritters (1870) erwähnt in der Würdigung des Gelehrten, Schriftstellers und Lehrers kein Lexikon von seiner Hand.

Ob Ritter zur Wirkungszeit Fontanes wirklich „immer knapp bei Kasse“ war, muß schon seit den 1820er Jahren bestritten werden, als Ritter drei, vier Stellen gleichzeitig — als Universitätsprofessor, Lehrer an der Kriegsschule, Mitglied der Akademie und Studiendirektor der Kgl. Kadettenanstalt — innehatte und später weite Reisen unternehmen konnte. Der Hinweis Kramers auf die Ernennung Ritters zum Ordinarius Anfang 1825, „ohne daß jedoch sein überaus mäßiges Gehalt von 600 Thalern deshalb erhöht worden wäre, was bei seiner Bedeutung für die Wissenschaft und die Universität schwer begreiflich und nur durch seine Bescheidenheit erklärlich ist.“

bezieht sich nur auf jene Lebensperiode, die Fontane bewußt nicht miterlebt haben kann. — Im Rahmen der Fahnendungen nach dem wirklichen Autor des „Ritter“schen Lexikons wies uns schon Prof. Dr. Heinrich Schmitthenner, Direktor des Georg-Instituts der Universität Marburg, ein Ritter-Kenner, darauf hin, daß ihm bekannt sei, wie Mißbrauch mit dem Namen Carl Ritters getrieben worden sei<sup>12</sup>). Auch dies zur Entlastung für die scharfe Diktion Fontanes.

Wenn im Schaffen Fontanes Karten, Örtlichkeit und ihre Bezogenheit zur Umwelt und Geschichte eine so große Rolle spielen, so darf der Baedeker nicht fehlen. Auch dieses Reisehandbuch baut der Dichter mehrfach recht ge-

fällig und meistens in der richtigen Schreibung in seine Darstellung ein.

Am 21. Mai 1868 beschreibt Fontane<sup>35</sup>) in Thale am Harz, wie er am Himmelfahrtstage ankommende Touristen beobachtet und diese in verschiedene Gruppen einteilt: Kraftmeier, Renommisten, Elegants und Dicke. — Von der zweiten Gruppe sagt er:

„Diese Renommisten hatten nämlich sozusagen Offiziersrang; sie waren Rottenführer und standen immer an der Spitze eines Trupps, den sie kommandierten. Unglücklich der arme Harzer guide, der sich einem solchen Rottenführer näherte, um ihn und seinem Trupp seine Hilfe anzubieten. Mit souveränem Lachen, wie es nur der anschlagen kann, der seinen Bädeler in der Tasche führt, ging es an solchem Unglücklichen vorüber, Karte in der Hand, auf den Hexentanzplatz los.“

Am 7. Oktober 1874 schreibt Fontane<sup>36</sup>) an Karl und Emilie Zöllner aus Venedig: „... Mit Kunstgeschichte unterhalte ich Dich nicht. Siehe Burckhardt, Förster, Lübke, Baedeker.“

In seiner Skizze „Wohin?“ (1888) läßt er<sup>37</sup>) von einem Berliner Schulrat Meddelhammer berichten, der mit seiner Frau „nach Berlin verreist“, in ein Hotel zieht, also „verreist sein“ spielt und nun in Reisekleidung die Museen besichtigt:

„Dazu Baedeker in der Hand und last not least die Frau Schulrätin mit einem merkwürdig modernen Rembrandthut neben ihm.“

Fontanes Art in der Auswertung der Karte verfolgen wir nun an den folgenden Beispielen in Ergänzung meiner Arbeit im Jahrbuch 1953.

Schon bei privaten Unternehmungen war Fontane für Kartenhilfe dankbar. So schreibt er (undatiert) 1846 an Dr. Wilhelm Wolfsohn nach Leipzig<sup>38</sup>):

„Die für den Nothfall beigefügten Pläne und Signalements zur Auffindung des Kneipier's Methfessel haben mich tief gerührt. Da links vom Thore gar keine Straße und mithin auch drittes und viertes Haus existiert, Kneipier Methfessel überdies auch keine Zierde des Berliner Wohnungsanzeigers ist, so fiel mir dabei die Anekdote von dem neu engagierten Polizisten ein, der, als er den Schneidergesellen Müller im Bullenwinkel arretieren sollte, den Droschkenkutscher Schulze aus der Paddengasse herbeischleppte, und sich viel auf dies sein erstes Debut als Jagdhund zu Gute that...“

Daß gerade die Kriegsbücher nicht nur mit Plänen ausgestattet wurden, sondern schon unter deren ständiger Benutzung entstanden, zeigt ein Brief aus Erdmannsdorf im Riesengebirge vom 8. August 1868 an Emilie<sup>39</sup>), in dem er von seinem Arbeit und Erholung verbindenden Tageslauf berichtet:

„... und im übrigen mein Kriegsbuch wieder vorgenommen. Es glückt auch, soweit Stimmung und Kraft in Betracht kommen; aber man braucht zu solcher Arbeit so entsetzlich viel Material und Beihilfen, daß mir beständig etwas fehlt, namentlich Karten...“

Trotz aller Sorgfalt der Vorbereitung und der dadurch entstandenen Fülle des zur Verarbeitung verlockenden Materials verlor sich Fontane nie in Einzelheiten, sondern sah stets große, allgemeingültige Linien. Über die Entstehung seiner Kriegsbücher sagt er einmal (wiedergegeben nach R o s t (1928)<sup>40</sup>):

„So interessant nun auch der Besuch dieser „Stätte der Zerstörung“ war, so war doch das Wichtigste, was mir dieselbe bot, nicht ihr romantischer Schrecken, auch nicht ihr landschaftlicher Schönheitsreiz, sondern der Einblick in die Situation, den sie gewährte. Keine Beschreibung, keine Reliefkarte können einem das geben, was einem ein einziger Augenblick hier an Verständnis auf-tut.“

Wie Fontane sich auf Reisen — auch wenn er über eine Örtlichkeit nichts zu schreiben beabsichtigte — genaue Lokalkennntnis zu verschaffen wußte, zeigt ein Brief an seine Gattin vom 17. Juli 1880 aus Bremen: <sup>41)</sup>

„... Dann ging ich in die Stadt — das sehr schöne Hotel (Hillmanns) liegt am Rande, am ehemaligen Wall — und flanierete vier Stunden, kaufte mir Plan und Büchchen und kenne nun Bremen fast so gut wie Berlin.“

Hatte er — umgekehrt — aber eine Stadt zu beschreiben, die er nicht kannte oder in der er nicht weilte, arbeitete er sich ebenfalls in diese Welt ein. Als er am 10. August 1880 während eines Harzaufenthaltes in Wernigerode den zum Teil in Wien spielenden „Graf Petöfy“ begann, schrieb er darüber an Emilie: <sup>42)</sup>

„Während der letzten drei Tage hab' ich an meiner neuen Novelle gearbeitet und mich in Wien hineingelebt. Ich kenne jetzt in der Altstadt jede Gasse und weiß genau, wo meine Personen wohnen. Dies lokale Sicheinleben bedeutet furchtbar viel; das andre findet sich schon allmählich — selbstverständlich, wenn man einen Stoff als Keim des Ganzen hat.“

Von Reiseerwägungen an Hand einer Karte hören wir am Schluß eines Briefes vom 22. April 1892 <sup>43)</sup> aus Berlin an Friedlaender:

„Seit gestern liegt die Brey'sche Karte des Riesengebirges, die ich, ich glaube, Ihrer Güte verdanke, aufgeschlagen vor uns, weil wir nach einem passenden Platze suchen“,

und nun geht Fontane alle Möglichkeiten eines für Anfang Juni geplanten Aufenthaltes und der Ortswahl durch, lehnt die Brotbaude und den „Erdmannsdorfer Sumpfstrich“ ab, zieht die Linie zwischen Arnsdorf und Schreiberhau in Betracht und liebäugelt mit Petersdorf, bittet aber um andere Vorschläge; „ganz in der Unter- oder Thal-Linie möchten wir nicht gerne hausen“. Friedlaender antwortet, Krummhübel-Brückenberg sei das allerschönste, aber Fontane lehnt ab, neigt mehr zu Buchwald, reist dann aber nach Erdmannsdorf-Zillerthal, das man damals — da die Riesengebirgsbahn noch nicht bestand — nur über Bahnstation Schmiedeberg erreichen konnte. — Die erwähnte Brey'sche Karte <sup>44)</sup> war fünf Jahre zuvor in Schmiedeberg erschienen und wohl in der Tat ein Geschenk Friedlaenders.

Und nun in Brandenburg selbst: Die Wanderungen durch die Mark — die in Wirklichkeit Wagenfahrten waren — begann Fontane stets nur nach gründlicher Vorbereitung. So schreibt er Mitte Juni 1860 an seinen Verleger Wilhelm Hertz <sup>45)</sup>, der ihn auf den Wanderungen öfter begleitete:

„Heut nachmittag ... hab' ich bei Blitz und Donner nochmals Karte und Bücher durchstudiert. Resultat (mit Ihrer Zustimmung natürlich) folgendes: 1. um 2 Uhr nach Pankow-Schönhausen, gleich 2. nach Rosental und Blankenfelde (alte Kirche, Grumbkow usw.) 3. von Blankenfelde nach Buch. Kommen wir um sechs in Buch an, so haben wir vielleicht noch Zeit, Kirche, Schloß, Park zu mustern“ (folgt weiterer Wanderplan nach Zepernick, Schönow und Bernau).

Entstand der Plan für die „Wanderungen“ in Schottland, so kann man die Entstehung des Gedichtes „Havelland“ auf Fontanes Besteigung des Turmes der Spandauer Nikolaikirche zurückführen. Er schreibt am 22. Dezember 1869 an Fräulein Mathilde v. Rohr: <sup>46)</sup>

„Vor etwa vierzehn Tagen war ich in Spandau, um vom dortigen Kirchturm aus einen Blick ins ‚Havelland‘ zu tun, das ich eben im dritten Teil beschreibe. Dieser Blick vom Turm soll das Einleitungskapitel bilden“. Aus diesem Einleitungskapitel wurde das Gedicht „Havelland“, jene gereimte Landkarte. Dieses wiederum ist erst 1872 entstanden und nicht in der Mark, sondern — im Riesengebirge. Dreizehn Jahre später schreibt Fontane aus Krummhübel an seine Gattin: <sup>47)</sup>

„Heute früh ... stieg ich ... beim Kretscham hinunter und marschierte bis an den Melzergrund, an dessen Ein-

gang ich fast eine Stunde saß. Anno 72 war das mein Hauptspaziergang und im übrigen auch noch die Stelle, wo ich das Einleitungsgedicht zu meinem Bande ‚Havelland‘ schrieb ...“

„Der erste Band der ‚Wanderungen‘ beginnt mit einer Landschaftsdarstellung, die die exakte Form Fontanes schon voll entwickelt hat“. Hahn: <sup>48)</sup> „Der Ruppiner See, der fast die Form eines halben Mondes hat, scheidet sich seinen Ufern nach in zwei verschiedene Hälften ...“

Eine „Musterkarte märkischer Landschaft“ <sup>49)</sup> bietet er im Kapitel „Prennden“, wo uns die „Formation des Bodens gegeben, das Relief der Landschaft in geometrischer Weise dargestellt wird: <sup>49)</sup>

„Von Biesenthal aus, — einem Städtchen, das seinerseits wie eine holprige Idylle in der Thalrinne des Finow-Flusses liegt — haben wir noch eine halbe Meile, und diese halbe Meile führt durch eine Art Musterstück heimatlicher Landschaft. Wie Linien, die über ein Blatt gezogen sind, so haben wir das Terrain in vollkommener Wellenbewegung zu durchschreiten ...“

Zwei andere Beispiele aus dem Werk, bei denen „neben dem topographischen Charakter als Forstrevier mit kartographischer Genauigkeit die Lage durch Angabe der Himmelsrichtung und der Straße bestimmt“ wird, sind die prägnanten Einleitungen zu zwei anderen Kapiteln:

„Eine der ältesten Waldpartien des Havellandes ist der Brieselang, anderthalb Meilen westlich von Spandau. Die Hamburger Eisenbahn schneidet an seinem Südrande hart vorbei und bildet, wenn man auf die Karte blickt, den Fuß, auf dem er steht.“ <sup>50)</sup>

„Der Blumenthal“, d. h. der Blumenthal-Wald, ist der Name eines großen Forstreviers, das den Hohen-Barnim von Westen nach Osten hin durchzieht und durch die von Berlin nach Wriezen führende Straße fast seiner ganzen Länge nach durchschnitten wird.“ <sup>51)</sup>

Um Geländeformationen, Flußformen und Grundrisse größerer Gebäude möglichst bildhaft dem Leser vorzuführen, hat Fontane „eine Art Zeichensprache, die mit Linien, Winkeln, Dreiecken, Quadraten und sogar mit Buchstabenform arbeitet. So wird uns z. B. der Oderrand bei Frankfurt a. O. durch eine geometrische Skizze in seinem Verhältnis zum alten Lauf der Oder beschrieben (Hahn) und zwar zwischen Güstebiese und Hohen-Sathen.“ <sup>48)</sup>, <sup>52)</sup>

Doch auch bei der Zeichnung umfassenderer Landschaften liebt er geometrische Ausdrücke, so, als er in einem Brief an Julius Rodenberg <sup>53)</sup> (Berlin, 7. September 1876) mit Baumeister Lucae in seherischer Weise die Entwicklung Berlins nach dem landschaftlich schönen Südwesten voraussieht:

„Wir begegnen uns seit langem in der Anschauung, daß unsre Environs besser sind als ihr Ruf. Sie sind sogar (Stralau, Wannsee usw.) in manchem Betracht ersten Ranges. Ich bekenne mich einigermaßen zu dem begeisterten Glauben Lucaes, der jedem versichert, daß das nach hundert Jahren innerhalb des Spree-Havel-Dreiecks Potsdam-Berlin-Spandau liegende, also südwestwärts gerückte Berlin durch eben diese Lage eine der schönsten Städte Europas sein werde. Es hat in der Tat etwas für sich. Denken Sie sich Wann- und Schlachtensee als Serpentine-rivers im Grunewald-Hydepark!“

In der 3. Auflage des Bandes „Ruppin“ der „Wanderungen“ war in dem Kapitel über „Die Menzer Forst“ 1874 der Große Stechlin (See) behandelt worden <sup>54)</sup>, nachdem Fontane und Alexander Gentz im September 1873 die Gegend bereist hatte. 25 Jahre später gestaltete er — von diesem landschaftlichen Faktum ausgehend — seinen Altersroman „Der Stechlin“. Die weitgefaßte Behandlung durch Julius Petersen <sup>55)</sup> (1928) berücksichtigt auch zwei zu unserem Thema gehörige Punkte, zunächst den rein geographischen Bestandteil der Stechlinsage, „die aus der Unergründlichkeit des Sees hergeleitete Vorstellung eines Weges ins Erdinnere, eines unterirdischen Zusammenhanges mit anderen Gewässern und



einer Anteilnahme an allen Erschütterungen des Erdballs, wie sie auch anderen Tiefseen, z.B. dem Mummelsee im Schwarzwald, zugesprochen wird. Die Nachricht, daß am Tage des Erdbebens von Lissabon (1. Nov. 1755) trotz heiteren und stillen Wetters der Spiegel des Sees bewegt gewesen sei, ist schon im 18. Jahrhundert durch Bratrings Beschreibung der Grafschaft Ruppin literarisch beglaubigt<sup>54</sup> und von Klöden durch weitere Beispiele aus der Umgebung ergänzt worden. (Weitere Angaben bei Petersen).

Noch wichtiger ist das zweite Moment, das unsere Beachtung verlangt, und das Petersen in seinem Kapitel „Schauplatz und Landschaft“ dargelegt hat. Fontane hat nämlich an den Ufern des ruhig-einsamen Sees ein „langgestrecktes Dorf mit etwa hundert Häusern und Hütten, mit Kirche, Schulhaus, Krug und Kramladen und mit einem daneben befindlichen Schloß“ aufgebaut, das in Wirklichkeit gar nicht existiert. Die einzigen Gebäude am Ufer sind das Fischereihaus und eine kleine Wirtshaus.

„Es entspricht nun durchaus der realistischen Arbeitsweise Fontanes“, folgert J. Petersen (1928) daraus, „daß er von der gegebenen Lokalität, soweit sie noch vor seiner Erinnerung stand, ausgegangen ist. Er nennt sich einen Kartenmensch; er liebt es, Situationspläne zu entwerfen, ehe er an eine Schilderung herangeht, und echte Namen verbürgen ihm das Lokalkolorit, das er zur Anregung seiner Phantasie nötig hat. „Man braucht die Namensanregung“, schreibt er 1888, „und das Bewußtsein, daß ein bestimmtes Quantum von Sachlichem neben einem liegt und aus diesem Besitzbewußtsein heraus produziert werden kann.“<sup>55</sup>)

Seine Konzeption geht entweder von einem Stoff aus Geschichte oder Gesellschaft aus, für den er nun eine möglichst bestimmte Örtlichkeit suchte, oder seine Erfindung stützte sich auf eine ihm bekannte Gegend, die er nun mit seinen Phantasiegestalten belebt. So entwarf er einen Situationsplan der Großgörschenstraße, um die Lage der Poggenpuhlischen Wohnung genau vor Augen zu haben.

„Auch für die Stechlin-Landschaft wollte er auf solche Genauigkeit nicht ganz verzichten und zog die Landkarte zu Rate. Auf einem Blatt der Vorarbeiten ist der Umriss des Sees aufgezeichnet und auf der Halbinsel ein Punkt kenntlich gemacht, der vielleicht für die Lage des Schlosses in Aussicht genommen war.“

Petersen stellt weiter an Hand der topographischen Disposition Fontanes die allmähliche Entstehung der erdachten Landschaft dar. Ursprünglich sollte wohl am See nur das Schloß stehen und an Stelle des Dorfes das Dorf (Neu-) Globow benutzt werden.

„Erst als Fontane sich entschied, das Schloß an das Südufer zu verlegen, ... gab die Landkarte die Möglichkeit, ein Dorf Stechlin am Seeufer zu lokalisieren. Und nun entstand eine sauber ausgeführte Zeichnung, die den Grundriß des Schlosses mit genauer Verteilung aller Räume und dem Situationsplan der umliegenden Häuser des Dorfes skizziert, aber die Lage zum See unberücksichtigt läßt.“

Man vergleiche die weiteren Einzelheiten in Petersens Untersucht<sup>56</sup>), so das Vorbild von „Wutz“ — das ehemalige Kloster Lindow ostwärts Ruppin, das Fontane 1873 besucht und in einem genauen Situationsplan (Notizbuch) festgehalten hat. Wutz als Vorbild ist eine Anschauung, die an Hand des Notizbuches wiederholt auch von Hermann Lucke vertreten wurde.

Und abschließend Fontane als Geopolitiker, dargestellt an einem Einzelfall, dessen Auswirkungen uns an den Rand eines Krieges brachten. Die „Neuenburger Frage“, die wir (Jahrbuch 1953 S. 30 f.) mit dem Londoner Bericht vom 3. Januar 1857 erwähnten, erregte den Auslandskorrespondenten Fontane gerade aus seinem Weltblick heraus um so nachhaltiger als er erkannte, daß dieses geringfügige Objekt eines völkerrecht-

lichen Reliktes vom Jahre 1707 die Gefahr eines europäischen Krieges in keiner Weise lohnte. In diesem der Krone Preußens seit dem 18. Jahrhundert unterstehenden Schweizer Kanton war Anfang März 1848 der preußische Staatsrat abgesetzt und das Gebiet mit der Schweizerischen Eidgenossenschaft vereinigt worden, wogegen Preußen vergeblich protestiert hatte. Im Londoner Protokoll vom 24. Mai 1852 war das Recht des Königs von Preußen auf Neuenburg anerkannt worden, aber Preußen hatte sich verpflichtet, nichts eigenmächtig gegen die Schweiz zu unternehmen.

Da unternahmen in der Nacht vom 2. zum 3. September 1856 die preußenfreundlichen gebliebenen „Royalisten“ einen Putsch, der aber durch die Republikaner niedergeschlagen wurde. Vierzehn Führer blieben in Haft. Als alle diplomatischen Versuche zu ihrer Freilassung und zur Niederschlagung des Prozesses erfolglos blieben, beschloß König Friedrich Wilhelm IV., zum 1. Januar 1857 150 000 Mann zu mobilisieren. Die Schweiz tat dasselbe (fünf Divisionen). Soviel zur Vorgeschichte des Konflikts.<sup>57</sup>)

Wie äußert sich nun der Korrespondent Fontane aus London in Privatbriefen dazu? Am 8. Januar 1857 schreibt er an Emilie:<sup>58</sup>)

„Ich habe sehr viel zu tun, mehr als gut ist, und die Neufchäteler Frage fängt an, mir langweilig zu werden. Ich fürchte, daß wir uns schließlich doch noch blamieren. Man soll die Freilassung der Gefangenen als unerläßliche Bedingung fordern. Bon, es ist Ehrensache, darauf zu bestehen; den Quark von Canton aber soll man der Schweiz lassen und froh sein, daß man ihn los ist. Will man auch das nicht, so werden sich alle Mächte von uns abwenden, und wir werden die schönste Schmiere besehn. Wir selber werden das in der Ordnung finden, und das Volk wird nicht Lust haben, seine Knochen für einen Nasenpopel zum Opfer zu bringen. Und das heißt dann die Illoyalität des Liberalismus“.

Fünf Tage später, am 13. Januar 1857, schrieb Fontane an Wilhelm und Henriette v. Merckel:<sup>59</sup>)

„Ihr ebenso ausführlicher wie liebenswürdiger Brief, lieber Immermann, fing an mit der Neuenburger Frage, „Neufchäteler question“, wie ich zu schreiben gewohnt bin. Ich denke — hoffe wenigstens — daß beim Eintreffen dieser Zeilen alles geordnet sein wird. Die letzten Erklärungen der offiziellen Organe, mit denen ich übrigens ganz einverstanden bin, waren wohl nur honoris causa. Es ist nicht unwichtig, daß der Ehren-, Rechts- und Prinzipienpunkt aufrechterhalten wird. Glückt uns das aber, so können wir nicht froh genug sein, den ganzen Quark Neufchatel schließlich noch mit Manier los geworden zu sein. Die Haltung, die wir während des Konflikts beobachtet haben, wird uns trotz aller Spötleien Palmerstonscher Blätter doch zur Ehre angerechnet werden. Es müßte denn über Nacht noch eine große Dummheit geschehen. — ...“

Diese große Dummheit geschah nicht. Die Schweiz sagte am 15. Januar die Erfüllung der — auch von Frankreich unterstützten — Wünsche zu und entließ die Gefangenen. Im März 1857 erklärte die Pariser Konferenz und das 6-Mächte-Abkommen: Friedrich Wilhelm IV. behielt den Titel eines „Fürsten von Neuenburg“ und verzichtete auf sein „Ländchen“, für dessen Objekt Fontane so einprägsame Formulierungen gefunden hatte. Wie haben sich nun andere in Privatbriefen dazu geäußert? Bismarck<sup>60</sup>) schrieb — ganz im selben Sinne — am 18. September 1856 an Legationsrat Wentzel:

„... Hier nimmt noch immer Neufchatel den ersten Platz im Interesse ein. Ich finde, man kann es nicht anständiger los werden als in Gestalt eines Lösegeldes für die Gefangenen. Viele hitzige Leute wollen mit 100 000 Mann der Schweiz zu Leibe. Eine recht erwünschte Gelegenheit für andre Mächte würde das sein, uns auflaufen zu lassen wie Anno 50 oder wie Rußland in den Donaufürstenthümern. Außerdem können wir so große Anstrengungen nur für Kriege machen, welche die Chance

haben, etwas einzubringen. Ich besorge, man wird weder das Ländchen aufgeben noch sonst etwas für die Compromittirten thun, als Noten schreiben . . ."

Seinem Bruder, Bernhard v. Bismarck auf Külz, schreibt er am 19. Februar 1857:<sup>61)</sup> „ . . . hoffe ich, daß Neuenburg in einigen Wochen wirklich zu Grabe getragen werden kann . . .“ Seiner Gattin theilte Bismarck<sup>62)</sup> im März 1857 mit:

„ . . . dazwischen aller Verdruß über Neuenburg; ein Theil der gefangenen Royalisten ist jetzt hier; die quälen den armen König aufs Aeußerste lieber Preußen aufzugeben als Neuenburg, und thun als hätten sie ganz unermessliche Verdienste, während sie doch etwa in der Lage von jemand sind, der einem dienstfertig Feuer zur Cigarre geben will und dabei das Haus ansteckt; ich würde in solchem Falle nur bescheidne Ansprüche auf Dank für meine bewiesene Hingebung machen, wenn der Erfolg ein so unangenehmer ist. Die Sache endet noch mit Blamage für uns, weil wir uns nicht schnell genug entschließen zu thun was doch geschehn muß . . .“

1) Th. F., Unwiederbringlich; Roman, Stuttgart u. Bln. 1904 S. 154 f.  
 — 2) Julius Petersen, Fontanes erster Berliner Gesellschaftsroman, Sitzungsberichte d. Preuß. Akad. d. Wiss., Philos.-histor. Klasse, vortragen am 13. 12. 1928, Berlin 1929. — 3a) Petersen, a. a. O. S. 480, 494, 500, 550—554. — 3b) Th. F., Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. I. Abtlg. Bln. (2. Aufl.) 1898 S. 15—17. — 4) Th. F., Briefe an Georg Friedländer, hrsg. von Kurt Schreinert, Heidelberg 1954 Nr. 210 S. 236, 374 Anm. 15. — 5) Conrad Wandrey, Th. F., München 1919 S. 356. (F. betrachtete die Ausgabe seiner Balladen lediglich als einen Freundschaftsdienst des Verlegers W. Hertz (Brief von 1861). — 5a) Petersen, a. a. O. S. 484, 487, 489 f., 493, 507, 512, 523, 534, 542 f. — 6) Männer der Zeit, Biographisches Lexikon der Gegenwart, Lzg. (Carl B. Lork) 1862. — 7) Th. F., Von Zwanzig bis Dreißig, a. a. O. S. 543—549. — 8) Hermann Fricke, Emilie Fontane, Rathenow 1937 S. 6—10, 13, 26 f., 37. — 9) Meyers Großes Konversations-Lexikon, 6. Aufl. VIII 1908 S. 40 f. Artikel Globus. — 10) Allgemeiner Wohnungsanzeiger für Berlin auf das Jahr 1825 ff. Hrsg. von J. W. Boicke, Bln. in den angegebenen Jahrgängen, hier auch eine Art „Branchenadreßbuch“, der Teil IV: „Nachweis sämtlicher Geschäfts- und Gewerbetreibenden. Berliner Hauptarchiv, Berlin-Dahlem. — 10a) Petersen, a. a. O. S. 487, 506. — 11) (deutsch und französisch) Sur les globes et les cartes de relief, travaillées d'une masse fine et presque indestructible . . . — Kartenatlas der Öffentlichen Wissenschaftlichen Bibliothek Berlin, z. Zt. in der Westdeutschen Bibliothek Marburg (Lahn). Signatur 29 027. — 12) Dankenswerte Mitteilungen des Herrn Bibliotheksrat Dr. Heinrich Kramm, Westdeutsche Bibliothek Marburg/Lahn. — 13) Th. F. Briefe. Zweite Sammlung. Hrsg.: Otto Pniower u. Paul Schlenker, I Bln. 1910 S. 138 f. — 14) Schreinert, a. a. O. S. 291 f. Nr. 245 S. 385 Anm. 1. — 15) Th. F., Briefe an seine Familie I S. 279 Nr. 152. — 16) Fricke, Emilie Fontane, a. a. O. S. 117, 128, Eigh. Mpt. 13 S. 20 wohl: „In darkest Africa“ 1890) deutsch: „Im dunkelsten Afrika“, 5. Aufl. 1891 Schriftums-Archiv I 29, dort auch ein Mskrpt. von 1888 (A 8) „Afrikareisender“, 1 S. 80. — 17) Paul Meyer, Erinnerungen an Th. F., Aus dem Nachlaß seines Freundes . . . Berlin 1936 Privatdruck von H. Sternheim S. 23 — Freundlicher Hinweis von Herrn Prof. Dr. Schreinert, Göttingen. — 18) Th. F., Die Poggenpuhls, Roman 4. Aufl. 1897 S. 51. — 19) Th. F., Effi Briest, München 1952 S. 650. — 20) Th. F., Effi Briest, a. a. O. S. 599. — 21) Das Fontane-Buch, 1919 a. a. O. S. 152 f. — 22) Schreinert, S. 128 Nr. 128 S. 356. — 23) Schreinert, S. 223 f. Nr. 199. — 24) Th. F.'s Briefe an seine Familie, I. Bln. 1905 S. 36. — 25) Th. F., Von vor und nach der Reise, Plaudereien und kleine Geschichten, Bln. 1894 S. 37 f., S. 45. — 26) Schreinert, S. 124 f., Nr. 126 S. 355. — 27) Th. F. Briefe Bd. II Nr. 235 S. 115 f. an Emilie (betr. „Quitt“). — 28) Hinweis Schreinert, Th. F., Briefe an seine Familie, II Nr. 241 S. 122 f. — 29) Th. F., Romane und Gedichte, München 1952 S. 1030 ff. — 30) Paul Meyer, a. a. O. 17) S. 20 f. — 31) Schreinert, S. 224 f. Nr. 200. — 32) Hermann Wagner, Lehrbuch der Geographie, Hannover 1920—23 S. 6, 22 f. 1061. — 33) Paul Dinse, Katalog der Bibliothek der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bln. 1903 S. 78. — 34) G. Kramer, Carl Ritter, Ein Lebensbild nach seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt. II. Teil Halle 1870 S. 21, 111 f. — 35a) Wilhelm Heinsius, Allgemeines Bücher-Lexikon, Lzg. 1846 S. 187. — 35b) Th. F., Briefe I Nr. 78 S. 150 ff. — 36) Th. F., Briefe 1910 S. 335 f. — 37) Th. F., Von,

Wir gingen im vorliegenden abschließenden Teil unserer Studie den Beziehungen Fontanes zu den großen und kleineren Geographen seiner Umwelt nach, lernten ihn als Afrika-Liebhaber kennen, beobachteten sein Verhältnis zur Erdkunde im allgemeinen, blickten in seine geographische Handbücherei, sahen, wie er die Karte benutzt und auswertet: ob im engeren Kreise unserer Mark, ob mit weiterem Blick auf Europa oder in die Welt, sahen ihre Verwendung beim Schaffen nicht nur des Romaniers, sondern auch des politischen Journalisten Fontane, und wir verfolgten, wie er diese zweitrangig scheinenden Kenntnisse fruchtbar in den Dienst seiner Aufgabe stellte.

Seit seinen Schul- und Lehrjahren sind hundertzwanzig Jahre vergangen, seit seiner Schaffensperiode über ein halbes Jahrhundert. Die Bildungsmöglichkeiten sind seitdem bedeutend verbessert. Fontanes Wirken auch auf diesem Gebiet dürfte daher ein Ansporn für jeden Lernenden sein, gleichgültig in welchem Fach, neben der Vielfalt unserer Wissensgebiete auch die geographische Bildung noch stärker zu fördern, als es bisher geschehen ist.

vor und nach der Reise, a. a. O. 23a) S. 129. — 38) Th. F.'s Briefwechsel mit Wilhelm Wolfson, Bln. 1910 S. 22 f. Nr. 5. — 39) Th. F., Briefe I S. 155 ff. Nr. 80. — 40) Wolfgang E. Rost, Örtlichkeit und Schauplatz in Fontanes Werken, Berliner phil. Diss. 1928 (1930) S. 16 f. — 41) Th. F., Briefe I S. 296 ff. Nr. 164. — 42) Th. F., Briefe I S. 306 f. Nr. 170. — 43) Schreinert, S. 176 Nr. 168, S. 177 Nr. 169, S. 181 Nr. 173. — 44) Neue Spezialkarte des Riesengebirges bearbeitet von (Rudolf) Brey . . . Ausführung von Ed. Gablers geogr. Inst. Leipzig-Neustadt Schmiedeberg im Rsgb. (1886) C. Sommer (Max Leipelt) Colortiert. Mit einer Beilage enthaltend ein Verzeichnis der Höhenpunkte, Sectionen des RGV (= Riesengebirgs-Verein) 24 Seiten, in einem Deckel in 80 (Maßstab 1 : 75 000) 0,67 X 0,42 m). Öffentl. Wiss. Bibliothek, Berlin, z. Zt. Westdeutsche Bibliothek, Marburg. — 45) Th. F., Briefe, 2. Slg. (1910) I S. 205 (Undatiert). — 46) Th. F., Briefe (1910) S. 296 f. — 47) Th. F., Briefe an seine Familie, II. Bd. Brief Nr. 245 vom 16. September 1885 S. 128 f.; Eingang zum Melzergrund. Diese dadurch für die Literaturgeschichte der Mark historisch gewordene Örtlichkeit hat auch für Schreiber dieser Zeilen durch Zufall Bedeutung als Ausgangspunkt seines ersten selbständigen „Unternehmens“: Als Achtjähriger zum vierten Mal in Krummhübel, wurde ich im Juli 1916 eines Morgens auf einen Spaziergang geschickt mit der Maßgabe, erst nach Verzehr des Frühstückbrotes umzukehren. Ich lief zum Melzergrund, an dessen Eingang mir ein Herr zurief: „Na, wird's bis auf die Koppe gehen?“ Ich antwortete: „Doch!“ und unternahm trotz Nebels den mir wohlbekannten Aufstieg durch den Melzergrund und über den Zick-Zack-Weg auf die Schneekoppe. Nach Verzehr der Brote verschwand der Nebel, ich trat sofort den Rückweg an und traf um 14.30 Uhr bei den etwas beunruhigten Eltern ein. Am Abend suchte der Nachbar Sagasser, der Wasser von der Riesenbaude auf die Koppe trug, meine Eltern auf und erkundigte sich, ob ich schon da sei: er habe mich mittags mutterseelenallein im Nebel auf der Koppe frühstücken sehen. — 48) Anselm Hahn, Th. F.'s Wanderungen durch die Mk. Brdbg.“ und ihre Bedeutung für das Romanwerk des Dichters, Breslauer Phil. Diss. 1935 S. 50 ff. — 49) Wanderungen II S. 463, 473. — 50) Wanderungen III S. 107. — 51) Wanderungen II S. 407. — 52) Wanderungen II S. 24. — 53) Th. F., Briefe (1910) S. 372. — 54) Wanderungen, Ruppin, Bln. 1892 S. 340—47. — 55) Julius Petersen, Fontanes Altersroman, Euphorion, XXIX Stuttgart 1928 S. 6—8, 51. — 56) Vgl. auch Schreinert, a. a. O. S. 86 f. Nr. 91, S. 347 Nr. 92. — 57) Hans E. Pappenheim, Das Jahr 1848 u. d. Losreißung Neuenburgs von Preußen, Vortrag i. d. Volkshochschule Bln.-Wilmsdorf am 2. 2. 48. — 58) Th. F., Briefe I Nr. 36 S. 80 f. vgl. auch Th. F. Meine Kinderjahre, Bln. 1894 S. 261 ff. mit Erinnerungen an Hauptmann a. D. Ferber, der bis dahin bei den „Neufchatellern“ gestanden hatte, jenem Bataillon, das 1815 von Neuenburg nach Berlin verlegt worden war. Ferber, wegen Trunksucht verabschiedet, lebte als Pensionär in Swinemünde und wurde vom Knaben Fontane zuweilen gehänselt (s. Zeichnung von Edmund Schaefer in Th. F., Das Bild des Vaters, München 1938 S. 96—99). — 59) Th. F., Briefe (1910) S. 162. — 60) Bismarckbriefe 1836—1873, 8. Aufl. hrsg. von Horst Kohl Bielefeld u. Lzg. 1900 S. 213 Nr. 174. — 61 a. a. O. S. 219 Nr. 181. — 62) Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin, hrsg. vom Fürsten Herbert Bismarck, Stuttgart 1900 S. 371 f. Nr. 245.

# Das festliche Jahr (1848-1954)

Am 1. Januar 1954 kündigten wir im Mitteilungsblatt ein festliches Jahr an, in dem zwei Siebzigjährige zu feiern wären; unser Ehrenmitglied **Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe** und die **Vereinigung** selbst. Beide Feierstunden standen unter einem günstigen Stern.

Im geräumigen Gartensaal des Schultheiße am Fehrbelliner Platz hatten sich etwa 150 Personen am 12. Februar, dem Vorabend des Geburtstages, zur Begrüßung von Prof. Hoppe eingefunden. Zur großen Zahl unserer Mitglieder traten Freunde und Schüler des Gelehrten, ein großer Kreis bewußter Heimatfreunde. Nach der Begrüßung wies der 1. Vorsitzende **Martin Henning** auf Hoppes Verdienst hin, der Landesgeschichte den ihr gebührenden Platz in der historischen Forschung gegeben zu haben. In diesem Bemühen wandte sich Prof. Hoppe nicht nur an die Fachkreise und Studierenden, sondern an alle, die wie unser Klub bestrebt waren, gut vorbereitete Menschen in die Landschaft zu führen, um hier die Gelegenheiten zu erkennen, in denen die Väter ihr Erleben hatten, das uns als Geschichte überliefert ist. So trafen wir den Wanderer Hoppe mit seinem Studienkreise vor 30 Jahren, und dabei wurde ein unzertrennliches Band geknüpft. In der Zeit, in der alles Überlieferte zerstört oder umgeformt werden sollte, gab er dem Touristenklub für die Mark Brandenburg den Rat, seinem Wesen entsprechend sich Landesgeschichtliche Vereinigung zu nennen, was sich als überaus günstig für unsere Entwicklung besonders in der Zeit nach dem Zusammenbruch erwiesen hat. Es war nicht die einzige Hilfe, die er der Vereinigung in den schwierigen Jahren bot. So war es eine Ehre und Freude für uns, daß wir Herrn Prof. Hoppe bei der Feier des 60. Stiftungsfestes die Ehrenmitgliedschaft übertragen konnten: dem Forscher und Lehrer, dem anerkannten Träger der märkischen Landesgeschichte, dem wir langjährige Förderung, Beratung und Mitarbeit zu danken hatten. Daß ihm diese Ehrenmitgliedschaft keine äußere Form war, sondern sich auch in den Jahren des Wiederaufbaus bis zur Stunde als tatkräftiges Mitleben und -schaffen zum Wohle der Vereinigung bezeugte, das dankten wir in unserem Grusse dem Jubilar.

Die Festansprache hielt Senatsarchivdirektor **Dr. Ernst Kaeber** über das Thema „Willy Hoppe als märkischer Historiker“. Mit diesem Vortrag haben wir das Jahrbuch eingeleitet und danken Herrn Dr. Kaeber für die Niederschrift. Als Schüler Hoppes bekannte sich Staatsarchivrat **Dr. Berthold Schulze**, selbst seit vielen Jahren ein anerkannter Forscher mit umfangreichem Werk zur brandenburgischen Geschichte, freudig zur Persönlichkeit des Gefeierten. Dann nahm als weiteres Mitglied der Vereinigung Herr **Harry Methling** das Wort, um Gruß und Dank zu sagen für die geistige Förderung in der „Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimatforschung“, bei der Vorlesung und Wanderung in vorbildlicher Weise sich verbanden. Weiter sprachen als bekannte, liebe Gäste **Dr. Rudolf Lehmann-Senftenberg** und **Dr. Karl Hohmann**, die ihr Leben der brandenburgischen Geschichte und Vorgeschichte gewidmet haben und dem Jubilar frohe Erinnerungen an gemeinsames Wirken boten. Den Abschluß und die Rundung des Gehörten mit einem Blick auf das Leben eines Wissenschaftlers in unserer wechselhaften Zeit und auf das gemeinsame Bemühen um Anerkennung der Heimatkunde als Wissenschaft brachte als letzter der Festredner unser Mitglied Univ.-Prof. Dr. **Friedrich Solger**.

Zur Begrüßung des „Wanderers“ sang Herr **Dr. Günter Stein** die „Frühlingsfahrt“ von Robert Schumann, zum Abschluß dem Forscher des Mittelalters die Ballade „Heinrich der Vogler“ von Karl Löwe, begleitet von Fräulein **Gerda Petit**. Nachdem der 2. Vorsitzende **Dr. Eberhard Faden** Grußworte an Frau Hoppe gerichtet hatte, die uns in der Vorbereitung des Abends so trefflich unterstützte, sprach Prof. Hoppe den Dank an alle und knüpfte ernstere und heitere Erinnerungen an. Mit den Teilnehmern der festlichen Versammlung hatte es „unser Hoppe“ tief empfunden, daß hier der Wissenschaftler, aber auch seine lebenswerte Persönlichkeit in einer wohlthuenden Atmosphäre der Freundschaft geehrt worden ist. Die Letzten scharten sich um Mitternacht um ihn, die Gläser klangen zu herzlichen Wünschen.

Zur zweiten Feier, dem **Fest des 70jährigen Bestehens** der Vereinigung, trafen wir uns am 29. Mai bei strahlendem Frühlingssonnenschein außerhalb der Steinmauern in Richter's Wirtshaus Schildhorn, wo sich auf besonderer Gartenterrasse mit schönem Blick über die Havelbucht auf die Schildhornhalbinsel die Gäste zum Kaffee versammelten. Zur Feier nahm uns später der mit märkischen Bildern geschmückte Gartensaal auf, wo der 1. Vorsitzende Begrüßungen von Vereinen, Mitgliedern und Freunden verlas, darunter einen Gruß von Herrn **Carl-Adolf Schrempf**, der in geistiger Frische in München lebt und seit 1889 dem Klub angehört. Persönlich brachten Grüße der Generalsekretär des Deutschen Roten Kreuzes, Herr **Herbert C. Stamm**, für die **Numismatische Gesellschaft**, Herr Staatsarchivrat **Dr. Berthold Schulze**, für die **Historische Gesellschaft zu Berlin** und das **Borliner Hauptarchiv**, Herr **Otto Glodde** für den **Neuköllner Heimatverein**. Der Vorsitzende schloß an seinen Dank einen Bericht über die Entwicklung der Vereinigung in den 70 Jahren ihres Bestehens. Es ist beabsichtigt, im Jahrbuch 1955 die Vereinsgeschichte in wesentlichen Zügen darzustellen.

Den Festvortrag „**Bekenntnis zur Kurmark**“ hatte Herr Univ.-Prof. **Dr. Willy Hoppe** übernommen. Wir Insulaner, die seit zwei Jahren keine Möglichkeit mehr hatten zu gemeinsamer Studienfahrt an die Elbe und Oder, in die Uckermark oder Niederlausitz, lauschten ergriffen dieser meisterhaften Darstellung, in der Geschichte und Landschaft verwoben waren, in der von der Frühzeit an wir erstehen sahen die Dörfer, Burgen, Klöster, die Städte mit ihren Kirchen, Mauern und Bürgerbauten und bei dem uns wieder das Bewußtsein wach wurde, welche Bedeutung die karge Scholle der Mark für die Entwicklung Brandenburg-Preußens und darüber hinaus des deutschen Menschen hatte. Musik des 18. Jahrhunderts, meisterhaft ausgeführt von Herrn **Karl Ernst** mit seinen Freunden, und Rezitationen von Frau **Therese Raetz**, gaben den festlichen Ausklang. Wenn **Der Herold**, als Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften der Vereinigung seit Jahrzehnten nahestehend, uns heute als eine Gesellschaft sieht, „in der sich Wissenschaftlichkeit, lebensnahe und tätige Heimatliebe und ein Geist freundschaftlich-menschlicher Zusammengehörigkeit der Mitglieder vorbildlich durchdringen“, wie es in seinem Gruß heißt, so werden für diesen Geist die Feste Zeugnis abgelegt haben. Möge er im weiteren Wandel der Zeiten erhalten bleiben!

Eine **Rückschau auf das Geschäftsjahr 1953** zeigte das unverändert lebhafte Interesse aller Mitglieder an den **28 Wanderungen, 9 Führungen, der Dampferfahrt und den 25 Bibliotheksnachmittagen**. Der geschäftlichen Arbeit diente eine ordentliche **Hauptversammlung**, die fröhliche, spritzige Kritik an unserem Tun durfte sich beim **Brandenburgischen Kommerz** ausleben. An Schrifttum boten wir unseren Mitgliedern und Freunden drei **Mitteilungsblätter** (mit einem Inhaltsverzeichnis für die Nummern 1—14), einen Band „**Schriften 2**“ (Neudruck des ersten Bandes von **W. Wohlberedt, Grabstätten** bekannter und berühmter Persönlichkeiten in Groß-Berlin und Potsdam mit Umgebung) und den **4. Band vom Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte**. In den Wintermonaten erfreuten uns **14 Vorträge**, die im Durchschnitt von 100 Personen besucht waren. Es ist eine gern erfüllte Dankespflicht gegenüber den Dozenten, wenn wir die Vorträge des Jahres 1953 nachstehend aufführen.

**Fritz Lemcke**, Die märkischen Landschulmeister Friedrichs des Großen

**Dr. Paul Fechter**, Die Mittwochs-Gesellschaft

**Wilhelm Fölsch**, Märkische Heimat (mit farbigen Lichtbildern der Berliner Urania)

**Dr. Erik Amburger**, Societät und Akademie der Wissenschaften als bodenständige Berliner Einrichtung im 18. Jahrhundert

**Carl Löffler**, Aus der Geschichte der Freimaurerei in Berlin

**Gerhard Küchler**, Ketzür. die Brösickes und Christoph Dehne. Ein landes- und kunstgeschichtlicher Fahrtenbericht aus dem Havelland (mit Lichtbildern)

**Martin Henning**, Clemens Brentano in Berlin. Bilder aus den Tagen der Romantik. Aus einem nachgelassenen Werk von **Mario Krammer**

**Dr. Eberhard Faden**, Die Ost-West-Achse

**Max Hochstetter**, Im Berliner Schauspielhaus vor 50 Jahren

**Dr. Hans E. Pappenheim**, Verpflanzte Kunstdenkmale von nah und fern

**Univ.-Prof. Dr. Willy Hoppe**, Ernst von Stubenrauch. Ein preußischer Landrat aus der Zeit Wilhelms II.

**Dr. Ernst Kaeber**, Die Oberbürgermeister Berlins von der Reichsgründung bis zur Gegenwart

**Erich B. Zornemann**, Berlin hat mir viel genützt, obgleich ich es nicht liebe. Anmerkung zu Gottfried Kellers Berliner Zeit

**Carl Löffler**, Aus weihnachtlichen Briefen deutscher Dichter und Künstler

Im Frühjahr 1954 erschien die 22. Auflage von **BAEDEKERS BERLIN**, in dem Teil I „Allgemeines über Berlin“ mit Stadtgeschichte und Gedenktafel von unserem 2. Vorsitzenden **Dr. Eberhard Faden** und Teil III „Stadtbeschreibung“ von dem 1. Vorsitzenden **Martin Henning** bearbeitet worden ist. Die Arbeit an dem umfassenden, völlig neugestalteten Werk, besonders an der Stadtbeschreibung, wurde durch die kenntnisreichen Herren der Vereinigung vielfach unterstützt, wofür auch an dieser Stelle gedankt sei. Erwähnen dürfen wir besonders die Hilfe unserer Mitglieder **Dr. Gebhardt, Hohn, Ludewig, Rohrmoser, W. Schmidt, Stephan** und **Dora Pohlmann** und als Kenner der Ortsgeschichte die Herren **Böhl** und **Malbranc**. — Der Baedeker zeigt das Bild unseres heutigen Berlin, das sich wieder aus dem Trümmerschutt erhebt, bietet aber auch Rückschau auf untergegangene Werte. Möge er allen Freunden Berlins nah und fern eine willkommene Weihnachtsgabe sein.

Martin Henning

# Personen- und Sachverzeichnis

B. = Berlin, C. = Cöln, L'au = Lübbenau, Bm = Bürgermeister

Abraham, Mundkoch B. 37  
Adami, Potsd. Kfm. 96  
Albert, Graf v. Veltheim 86, 89  
Albrecht, Greger, Bürger C. 33  
Alexis, Willibald 20, 77  
Angely, Louis, Lustspieldichter 67  
Anna, Kurfürstin v. Br. 28 ff.  
Appel, Heinrich, Turmwächter B. 36 f.  
Arnhold, Erna 76  
Arnold, Hans (pseud. f. B. v. Bülow) 98  
v. Arnim, Bettina 71, 78  
Aschenborn, Kfm. L'au. 47  
Aschenbrenner, Michael, Apotheker C. 32, 35 f.  
v. Auerswald, Alfred., pr. Min. 51  
August, Kurf. v. Sachsen 28  
Bader, Karl Adam, Opernsänger 67  
Baedeker 58, 99  
Balduin, Prof. in Wittenberg 31  
Balekow, Bauinspektor 25  
Bardua, Caroline, Malerin 74  
v. Bartensleben, Fam. 87  
Barth, Heinr., Afrikaforscher 97  
Bathe, Max 89  
Baumann, Joh. Phil., Prenzl. Kfm. 92  
Baurat, Bm. B. 37  
Becker, Carl, Maler 68  
Becker, Karl Friedr., Historiker 14, 22  
Beckmann, Friedr., Schausp. B. 63, 67  
Beckmann, Mathis, Krämer C. 35  
Beckmann, Kammerdiener 91  
Begas, Karl, Maler 67 f.  
v. Beguelin, Reg. Rat 51  
Behrend, Fritz 18  
Behrends 87  
Bekmann, Joh. Chr. 44  
Belly, G., Possendichter 58, 60, 62  
Bendel, Franz, Komponist 70  
Berendt, G., Geologe 82  
Bernt, Stefan, Ratskellerwirt C. 35  
Bernward, Bisch. v. Hildesheim 88  
Beuth, Pet. Chr. Wilh., Pr. Staatsrat 70, 72  
Beutler, Ernst 75  
v. Biedermann, Woldem. Frhr. 69, 74, 79  
v. Biesenbrow, Fam. 87  
v. Bismarck 22, 57, 60, 64, 101 f.  
v. Bismarck, Bernh. 102  
Blesse, Kammerdiener 35  
Blum, Carl Ludw., Komponist 62, 78  
Blum, Hans 54  
Boblan, Sattlermstr. L'au. 50  
v. Bode, Wilh. 73 f.  
v. Boguslawska Albertina, Hofdame 69, 77  
v. Boguslawska, Wilh. 69  
Boike, J. W. 102  
Bormann, Kurt, Schulrat B. 97  
Bouché, Karl Friedr., Obergarten-direktor B. 54, 56, 65  
Bouchet, franz. Schausp. 61, 64  
Brahe, Tycho, Astronom 95  
Brahm, Otto 64  
Bratring, F. W. 101  
Brédow, Georg, Hauswirt C. 37, 41  
Brose, Christian Wilh., Bankier 70  
Bruckmann, Friedr., Verleger B. 21  
Brückner, Walt., Geograph 84  
v. Brühl, Karl Graf, Gen. Int. 78, 96  
Brunnemann, Sebast., Propst C. 33, 35  
Brunner, Hieronym., Dompropst C. 28

Bucer, Mart., (Straßburg) 28  
Bülow (Buele), Tobias, Soldat B. 42  
v. Bülow, Babett, geb. v. Eberly 98  
v. Bunsen, Chr., K. Josias 16, 19  
Burckhardt, Jacob 15, 99  
Busch, Prenzl. Bm. 94  
v. Calckum, Wilh. gen. Lohausen, Gen. Maj. 45  
Callenbach, Karl 58, 62 f.  
Camphausen, Wilh. 17  
Cantian, G. C., Stadtbaurat B. 68  
Castilion, Werner, markgräfl. Rat 34, 40  
Cerf, Rud. 54 ff.  
Chalié, Prenzl. Senator 92  
Christian I., Kurf. v. Sachs. 23  
Claude Lorrain, franz. Landschaftsmaler 71  
Coelestinus, Ratsherr C. 35  
Comte, Auguste, franz. Philos. 19  
Coudray, Clem. Wenzsl., Oberbaudirektor 73  
Crell, Dr., sächs. Kanzler 28, 31  
Cretius, Joh. Franz Konstantin, Maler 68  
Dähling, Heinr., Maler 67  
Dahn, Felix 16  
Danneil, Friedr. 87  
Daschau, Einw. L'au. 49 f.  
Decker, Georg Jakob, Buchdrucker 70  
v. Decker, Rud., Oberhofbuchdrucker 18  
v. Dedessen, Arnd 88  
Deichmann, Friedr. Wilh., Theaterdirektor 56, 58, 62 f.  
Dennert, Friedr. 70  
Devrient, Isaak, Prenzl. Hutmacher 90  
Devrient, Phil., Prenzl. Einw. 92  
Dietrich, Registrator L'au. 48  
Dinse, Paul 99  
Döbereiner, Joh. Wolfg., Chemieprofessor 74  
Dohm, Ernst 55  
v. Dohna, Abraham Graf 29, 45  
Dolz, Kfm. L'au. 50, 52, 54  
Drechsler, Joh., Prenzl. Eisenhändler 92  
Droysen, Joh. Gust. 16 f.  
Eberwein, Franz Karl, Musikdir. B. 78  
Eckardt, Ludw. 80  
Eckermann, Joh. Pet. 73  
Eckert, Prenzl. Apotheker 92  
Eggers, Friedr. 13, 15  
Eichhorn, Bürger C. 33  
Eitner, Verwalter L'au. 46  
Elisabeth, Kurf'n. 42  
Ephraim, Gebr., Prenzl. Einw. 92  
Ermeler, Wilh., Kfm. B. 67  
Ernst, Markgr. († 1613) 29  
Essenbrücher, Tilman, Kaufherr C. 34, 40  
Eva Christina v. Württemberg 29 f.  
v. Falkenstein, Maj. 52  
Faust, David, Seidensticker B. 36  
Fehr, Joh., Amtsk. Sekr. 33, 36 f.  
Feilner, Tobias Christ., Fabrikant B. 68, 70 ff.  
Ferber, Hptm. a. D. 102  
Ferdinand II., Kaiser 43  
Ferner, Peter, Schneidermstr. C. 33  
Fielgraf, Karl, Maler 68  
Finck, Salom., Hofprediger 29 ff.  
Finger, Bürger B. 64  
Fleck, Joh., Magister 29, 31

Flender, Fam. 15  
Földrich, Christof, Kautherr B. 33 f., 36  
Foerster, Ernst, Kunsthist. 68, 99  
Förster, Friedr., Schriftst. 72, 74  
Foht, Carl Phil., Maler 69  
Fontane, Aug. 14, 96  
Fontane, Emilie 96, 99  
Fontane, Louis Henry 13 f.  
Fontane, Th. 13 ff., 44, 59, 68, 75, 78, 80, 95 ff.  
Fouqué, de la Motte, Heinr. August 17  
Francke, M. Elias, Stadtrichter B. 40  
Frege, Justizrat, L'au. 46 ff.  
Freter, Bürger L'au. 53  
Freytag, Antonius, Amtskammer-rat 30  
Freytag, Gust. 17  
Fricke, Herm. 13 ff., 96  
Friederike, Herzogin v. Cumber-land 78  
Friedländer, Georg, Amtsgerichts-rat 98, 100  
Friedrich von Groß-Salze 88  
Friedrich I., Kaiser 67  
Friedrich II., Kurf. 27  
Friedrich II., Kg. 18, 22, 92, 95  
Friedrich III., Kurf. v. d. Pfalz 28  
Friedrich V., Kurf. v. d. Pfalz 43  
Friedrich Wilhelm d. Gr. Kurf. 43 f.  
Friedrich Wilhelm I.  
Friedrich Wilhelm III. 67  
Friedrich Wilhelm IV. 51, 56, 69 f., 72, 97, 101  
Fritze, kurf. Kammermeister 33 f.  
Frohberg, Kammergerichtsadvokat C. 35  
Fürstenau, Jutta 68  
Füssel, Martin, ref. Hofprediger 29 ff.  
Gaber, Bereiter 36  
Gaedertz, Karl Theod. 68, 71 f., 80  
Gärtner, Ed., Maler 68  
Gallach, Schneider L'au. 48  
Gans, Eduard, Jurist 72  
Gastel, Oberförster L'au. 46  
Gedicke, Simon, Propst B. 28 ff.  
Geisler, Gefangenenwärter L'au. 48  
Geller, Hans 69  
Gentz, Alex. 100  
Georg, Großherz. v. Meckl. 78  
Georg Wilhelm, Kurf. 29 f., 41, 43  
Gerhard, Abt v. Werden u. Helmstedt 86  
Gerke aus dem Busche 88  
Gervinus, Georg Gottfr. 20  
v. Giesebrecht, Wilh. 19  
Gieseler, Peter, kurf. Mundkoch 37  
Gladehals, Bürgerin C. 37  
Gläser, Käte 66 f.  
Glaßbrenner, Ad. 60  
Gleim, Joh. Wilh. Ludw. 74  
Goethe 68 ff.  
v. Goethe, August 78  
Goethes Mutter, Kath. Elis. geb. Textor 78  
v. Goethe, Ottilie, geb. v. Pog-wisch 75 ff.  
Götze, Johs., Bürger C. 37  
Götze, L. 87  
v. Gore, Katherina 88  
v. Gorne, Margareta 88  
Gotzen, Gherke 88  
v. Graefe, Wanda 67  
Gräbert, Julia = „Mutter Gräbert“ 62

Graßmuck, Schuhmacher L'au. 51, 53  
Gressel, Prenzl. Kfm. 91  
Grieben, Rentier B. 65  
Grimm, L. E., Maler 69  
v. d. Gröben, Ernst, Amtshptm. 35  
v. Grolmann, Wilh. Heinr., Kammerger. Präs. 68  
Großkreutz, Prenzl. Ratsdiener 90  
Grums, Hofrentmstr. C. 40  
Gutzouwe, Cherke 88  
Haardt, R., Dipl.-Ing. 96  
Haber, S. 62  
Hackert, Phil., Landschaftsmaler 71  
Haftiz, Peter, Rektor B. 28, 44  
Hahn, R. 62  
Hainhofer, Phil., Augsb. Patri-zier 43  
Hameister, E., Geograph 81  
Hanisch, Tagearbeiter L'au. 47, 54  
Harlun, Prenzl. Händler 90  
Hasemann, Theaterdir. B. 63  
Haß, Buchdrucker in Basel 80  
Hebbel, Friedr. 13  
Hedemann, Heinr., Stadt-syndikus 70  
Hedemann, Fanny, geb. Jordan 75  
Heffter, K. Chr. 87  
Hegel 70 ff.  
Hegel, Karl 72  
Heinsius, Wilh. 99  
v. d. Hellen, Ed. 77 ff.  
Helmerding, Karl, Komiker 56 f., 60 f., 63 ff., 68  
Hennig, J. F., Radierer 68  
Henry, Louise, geb. Claude, Bild-nismalerin 68  
Hensel, Wilh., Maler 68  
Herdt, Friedr. Wilh., Maler 68  
Hering, D. A., Kirchenhist. 27  
Herold, Viktor 27  
Hertz, Wilh., Verleger 17, 96, 100  
Hesekiel, George 16, 20  
Hesse, Kurt, Schriftst. 80  
v. Heyden, Aug., Maler 19  
Heyl, Zeichner 56  
Heyde, Sebast., Buchbinder C. 37, 42 f.  
Heyse, Paul 16 f.  
v. Hinkeldey, L., Pol.-Präs. 55  
Hintze, Mich. Friedr., Prenzl. Einw. 92  
Hippasch, Einw. L'au. 53  
Hoe, D., Dresd. Hofpred. 31  
Hoffmann, Rentamtverwalter L'au. 46, 48  
Hofmann, Alb. 57  
Hoguet, Tänzer 67  
Holewin (Holtwin?), Leonhard, Koch 42  
Holnagk, Einw. L'au. 50  
v. Holtei, Karl 78 f.  
Holtze, Friedr. Wilh. 18, 44 f.  
Holzbecher, Schauspielerin B. 79  
Holtzhauer, Dir. d. Forschungs-stätten in Weimar 77  
Hopf, Alb. 62  
Hopfgarten, August, Prof., Maler 68  
Hoppe, Willy 7 ff.  
Hosemann, Th. 68  
Hotho, Heinr. Gust., Kunsthist. 70, 72  
Houben, Heinr. Hub. 73 f.  
v. Hülsen, Botho, Gen. Int. 65  
v. Humboldt, Alex. 96  
v. Humboldt, Wilh. 44, 69 f.  
Hummel, Joh. Erdm., Maler 68



- Huot, Friederike 67  
Hussock, Arbeitsmann L'au. 47
- Jacobsolun, Ed. 60, 66  
Jacoby, Joh. 60  
Jaekel, O. 84  
Jähns, Max 18  
Jahn, Hans 44  
Jahn, Bm. C. 33 ff., 38  
Jarigk, Obsthändl. L'au. 46 f., 51, 53
- Jenisch, Schankwirt L'au. 50  
Joachim I., Kurf. 42  
Joachim II., Kurf. 28, 32  
Joachim Friedrich, Kurf. 28 f., 32  
Joachim Sigismund, Markgraf 41  
Johann Georg, Kurf. 28, 43  
Johann Georg, Markgraf, Herz v. Jüngerndorf 29 ff., 43  
Johann Sigismund, Kurf. 27 ff.  
Jordan, Fanny 78  
Jordan, Rudolf, Maler 70
- Kaehler, Ob.Landesgerichtsass. Frankf. 52  
Kalisch, David 54 ff., 58 ff., 63 f.  
Kalle, Joh., Buchbinder C. 30  
Karl v. Preußen, Prinzessin 67  
Kayser, Christ., Prenzl. Tuchmacher 91  
Keller, Schausp. u. Regisseur 62  
Kerberg, Peter, Gastwirt C. 34  
Kienitz, Prenzl. Tuchmacher 90  
Kippenberg, Anton 75  
Kleemann, Tagearbeiter aus Stotthof 47, 53  
Kleinmann, Kfm. in Brüssel 93  
Klindt, Dan., Hofadvokat 40  
Klingemann, E. Aug. Friedr. 79  
v. Klinger, Friedr. Max. 77 f.  
v. Klöber, Aug., Historienmaler 68  
v. Klöden, Karl Friedr. 9, 14, 101  
v. Knebel, Karl Ludw. 74  
v. Knesebeck, Feldmarsch. 17  
v. d. Knesebeck, Thomas, kurf. Rat 31  
Knobloch, Andreas, Pfr. C. 35, 41  
Koch, Propst C. 33 ff.  
König, Heinr. Jos. 74  
Königstorff, Hans, Schloßwächter C. 41  
Kohl, Andreas Kammergerat 40  
Kolbe, Carl Wilh., Historienmaler 67  
Kolbe, G. 70  
Konrad, Markgraf v. Meißen 7  
Korn, Andreas, Eisenkrämer C. 38, 41, 45  
Krahl, Einw. L'au. 49  
Kramer, G. 99  
Krausnick, Wilh., Obm. B. 64  
Krone, Prenzl. Einw. 92  
Krügel, Max 81  
Krüger, Bm. L'au. 50  
Krüger, Franz, Maler 67 ff., 72  
Krüger, Brantweinbrenner C. 35  
Kugler, Franz 15  
Kummer, Ed., Mathematiker 14  
Kummer, Karl Wilh., Kommissionsrat 96 f.  
Kutzenreuter, Hans (Bayern) 41
- Langer, Anton, österr. Possendichter 59  
Langhals, Peter 42  
Langhansel, Sattlergeselle L'au. 47  
La Roche, Johann 55  
L'Arronge, Adolf 64  
Lazarus, Moritz 19  
Lebrun, Theaterdir. 64  
v. Ledebur, Carl Frhr. 79  
v. Ledebur, Leop. Frhr. 89  
Lehnert, Gerichtsass. 46 ff.  
Leidesdorf (Wallner), Franz 54 ff.
- Leopold I., Fürst v. Dessau 80  
v. Lepel, Bernh. 15  
Lessing 74, 78  
Levassor, Franz, Schausp. 63  
Lier, Karl Aug., Bm. L'au. 46 ff., 50 ff.  
Linderer, Rob. 62  
Lindholtz, Barth., Kaufherr C. 38  
Lindholz 24 f.  
Link, Heinr. Friedr., Dir. d. botan. Gartens 70  
Loebell, Joh. Wilh. 19, 22  
Lohausen, Gen. Maj. 45  
Lorck, Carl B. 96  
Lorenz, Tagearbeiter, L'au. 49, 53  
Luban, Jäger L'au. 46  
Lucae, Rich., Dir. d. Bauakad. 100  
Lücke, Hermann 101  
Ludwig, Amtsinspekt. L'au. 46 ff.  
Ludwig der Römer 88  
Lübke, Wilh. 15, 99  
Luise, Großherz. v. Baden 67  
Luise, Kgn. v. Pr. 78  
Luther 28, 43 f.  
Luther, kurf. Sekretär 34  
zu Lynar, Hermann Graf 46 ff.  
zu Lynar, Graf Joh. Casimir, Amtsk. Rat 42  
zu Lynar, Fürst zu Drehna 52
- Macco, Hofmaler 73  
Mackowsky, Hans 68  
Magnus, Ed., Porträtmaler 68  
Malin, Dr., Einw. L'au. 48  
v. Manteuffel, Erdwin 47  
Massute, Stellmacher C. 33  
Mattner, Verwalter in Seese 46  
Maximilian II. v. Bayern 17  
Meisner, Balh., Prof. in Wittenberg 30  
Meißner, Joh., Advokat B. 40  
Melanchthon 28  
Memhardt, J. Gregor, kurf. Ing. 35  
Mendelssohn, Abraham 70  
v. Merckel, Henriette u. Wilh. 101  
Meyenbug, Christian 37  
Meyer, Joh. Heinr., Prof. in Weimar 73  
Meyer, Paul, Justizrat 97 f.  
Methfessel, Albert, Liederkomp. 99  
Meyssel, Schausp. 62  
Miser, Kaspar, Gerichtsschreiber B. 40  
Mittell, K., Schausp. 62  
Mitterwurzer, Friedr., Schausp. 62  
Moltke 18 f., 95  
Mommens, Theod. 13, 16 f.  
Monecke, Fabrikinspektor in Templin 91  
Moritz, Landgraf v. Hessen 30  
Mühlmann, Prenzl. Stadtsekr. 92  
Müller, Max, Prof. in Oxford 17  
Müller, Sebast., Hofprediger 38, 41  
Müller, Horndrechslermstr. L'au. 47  
Musculus, Andreas 28  
Mundt, Theod. 74  
Naake, G. H. 69  
Nagler, Georg Kaspar 70  
v. Natzmer, Einw. C. 41  
Naumann, Ob.-Reg.-Rat Frankfurt 51  
Neumann, Aug., Komiker 57, 62, 64  
Neumann, Therese 62, 64  
Neumann, Reg.-Ass. 52 f.  
Neumeister, Valtin, Gastwirt C. 37  
Niclaus, Reinhart, Stettiner Kfm. 40  
Nicolovius, Alfred, Staatsrat 70, 75  
Niebuhr, Marcus 16  
Nietzsche, Friedr. 20  
Noack, Friedr. 69  
Osborn, Max 69  
Osse, Hans, Nagelschmied C. 40
- v. Pannewitz, Reg.-Ass. 60  
Pardeemann, Heinr., Amtskammerschreiber 37, 43  
Pasche, Martin, Bm. B. 38  
v. Patow, stellv. Landrat 52  
Paul-Pescatore, Armin 69  
Paula, Einw. L'au. 53  
Paulus, H. E. G. 77  
Pelargus, Christoph, Gen.-Sup.-Int. 28 f., 31 f.  
Penck, Albr. 84  
Penis, Michel, Marktstr. C. 33  
Pertz, Georg Heinr. 16 f.  
Peschke, W., Baudirektor 24  
Petersen, Jul., Prof. 95, 100 f.  
Peucer, Leibarzt Aug. v. Sachs. 28  
Peuker, Christof, Apotheker C. 34 ff.  
Pietzk, Dienstknecht L'au. 47 f., 53  
Piotrowski, Maximilian, Maler 68  
Pistoris, Simon, Ulr., Geh.-Rat 29, 31  
Pohl, Emil 58, 60, 62  
Poussin, Nicolas, franz. Maler 71  
Preller d. A., Friedr., Maler 77  
Preuss, Joh. D. E., Historiograph 18  
Pruckmann, Friedr., brand. Kanzler 29 ff.  
v. Pückler-Muskau, Fürst 69  
Puchner, Israel, Domkapitelschreiber C. 33  
Pulvermacher, Handelsmann 52  
zu Putzlitz, Adam Gans, Amtskammerpräsident 29
- Rabe, W., Lithograph 72, 76  
Raimund, Ferd. 55, 57, 64  
v. Ranke, Leop. 16 ff.  
Raspe, Prenzl. Bm. 90, 92  
Rauch, Christ., Bildh. 70, 72  
v. d. Recke, Elisa 69  
Reich, Herm. 65  
Reiff, Aug. 65  
Reimer, Dietr., Verleger B. 96  
Reimer Arbeiter L'au. 47 f.  
Reinhardt, Max 64  
Reinhart, Maler 69  
Reinicke, Johann, Stadtrichter C. 40  
Remy, August, Maler 68  
Resagk, Rendant L'au. 47  
Reusche, Th., Komiker B. 57, 62 f.  
Rezlrow, Geselle C. 36  
Richter, Herm., Zimmermstr. B. 58  
Richter, Förster L'au. 48  
v. Richthofen, Ferd. Frhr. 13  
Riedel, Prinzenerzieher 74  
Riehl, Wilh. Heinr. 17  
Riemer, Friedr. Wilh., Hofrat 73, 76 f.  
Ritter, Andreas, kurf. Hausvogt 40  
Ritter, Benjamin 99  
Ritter, Carl 98 f.  
v. Röbel, Zacharias 44  
Rodenberg, Jul. 100  
Röhmer, Christoph 42  
Röhrenberg, Einw. C. 38  
Rösel, Gottlob Samuel 69  
Rösel, Joh. Juliane, geb. Hartmann 69  
Rösel, Samuel 66, 68 ff.  
Rösicke, Schausp. 67  
Rohde, Schuhmacher C. 33  
v. Rohr, Mathilde 100  
Romanus, Adam, Bm. C. 35  
Rose, Wilh., Apotheker B. 14, 95 f.  
Rose, Student aus Mittenwalde 33  
Rouanet-Kummer, Emilie, verh. Fontane 96, 99  
Rulka, Einw. L'au. 53  
Rumpolt, Lakai 36  
Runge, Georg, Buchdrucker B. 28  
Sachse, Karl, Pfr. C. 31, 36
- Saffius, Dr. med, kurf. Leibarzt 30, 34  
Salingré, Herm. 60, 62  
Salyge, Hinryck 88  
Sauvage, Abrah., Prenzl. Einw. 91  
v. Saville, L. 57  
Schack, Graf 17  
Shadow, Joh. Gottfr., Bildh. 66, 70, 76  
Shadow, Wilh., Maler 68  
Shadow, Fam.: Johanna Maria Elis. verh. Schoppe — Joh. Christ., königl. Kastellan — Friedr. Gottlieb, Hofbaurat 66  
Schiller 14, 44  
Schimmkönig, Postexpediteur L'au. 47  
Schinkel, K. Fr. 67, 70, 72  
v. Schlegel, Dorothea 70  
Schleiermacher, Friedr. E. Dan 44, 69  
v. Schlieben, Adam, Landtagsmarschall 39  
Schmidt, Torfmstr. aus Altauca 47  
Schmitz, Herm. 69  
Schnaase, Friedr. 15  
Schneider, Louis 16, 44, 96  
Schneider, Amtsschreiber L'au. 46  
Schnorr v. Carolsfeld, Jul. 67  
Schönbrunn, Joh. Ratsherr B. 31  
Schopenhauer, Adele 73, 78 f.  
Schopenhauer, Johanna 79  
Schoppe, Julius, Maler 66 ff.  
Schoppe, Emma Friderike Adolphine 68  
Schoppe, Marie Juliane Pauline 68  
Schoppe, Julius Max Alfred 68  
Schoppe, Rudolf Julius Paul 68  
Schoppe, Friedr. Jakob, Juwelier B. 67  
Schoppe, Friederike geb. Huot 67  
Schoppe, Eveline 67  
Schoppe, Pauline 67  
Schramm, Amalie, Schausp. B. 62  
Schramm, Anna, Schausp. B. 57, 60, 62 ff.  
Schröder, Hans, Hofriemer C. 41  
Schropp, Simon 96  
Schuchardt, Chr. 73  
Schultz, Ferdinand, Pfr. in Bethanien 16  
Schulz, Joh. Abraham Peter 70  
Schulze, Joh., Amtskammerschreiber 34, 36  
Schulze, Johannes, Ministerialdirektor 80  
Schulze, Merten, Schuhmachermeister C. 33  
Schulze, Prenzl. Brauer 90  
Schuster, Prenzl. Senator 91  
Schuster, Kfm. L'au. 50, 54  
Schwahn, Verwalter in Groß-Beuchow 46  
Schwan, Bürger C. 41  
v. Schwerin, Sophie u. Wilh. 80  
Scott, Walter 13 ff.  
Scultetus, Abrah., Hofprediger 30 f. 34, 43  
v. Seeckt, Fam. 15  
Seger, Georg, Kanzleischreiber 40  
Seidler, Louise, Hofmalerin 69 f.  
Sello, Georg 8  
v. Seidow, Fam. 15  
Seßa, Franz, Prenzl. Kfm. 92  
Siegfried, Graf v. Osterburg und Altenhausen 86  
Sophie, Gem. Christians I. von Sachsen 45  
Sophie, Gräfin v. Schwerin 80  
Soret, Friedr. Jac. 74  
Spatz, Willy 8  
Spielberger, Friedr., Theaterdirektor (s. a. Jb. 1952, 23) 63  
Spielhagen, Friedr. 20

Spilleke, Prof. B. 65  
 Stehely, Jean, Konditor B. 72  
 v. Stein, Charl. 74  
 Steineiche, Max, Krämer, B. 37  
 Stern, Ad. 20  
 Sternaux, Zensor B. 60  
 Sternfeld, Rich., Univ.-Prof. 19  
 Steffek, Karl, Maler 68  
 Stieber, Wilh., Pol.-Präs. 65  
 Stieler, Adolf, Kartenzeichner 14  
 Stilke, Herm., Maler 67  
 Storm 13  
 Straßburg, Jakob, Bm. B. 37, 39  
 Streckfuß, Wilh., Maler 68  
 Striepe, Sebastian, kurf. Geh. Rat 38  
 Stüler, Peter, Diakon C. 32 ff, 38 ff.  
 Stutzinger, Schreiber aus Halle 34  
 Suhrlandt, R., Maler 69  
 v. Sybel, Heinr. 17

Tempeldey, Lithograph 68  
 Thaer, Albr. Dan. 17  
 Thomas, Mundschenk 37  
 Thorwaldsen, Berthel, Bildh. 69  
 Thym, Kriegsrat B. 80  
 Thym, Ludw. 80  
 Tiedge, Christ. Aug. 69  
 Titz, Baumstr. 56, 66

Tollhausen, Ludw., Konsul B. 76  
 Tourbier, Antoine, Prenzl. Einw. 92  
 Tourbier, Mathias, Prenzl. Einw. 92  
 v. Treitschke, Heinr. 21  
 Treptow, Martin, Klempner B. 32  
 Treuer, Gottlieb 21  
 Uhde, Herm. 69  
 Ulrici, Justizrat (Frankfurt/O.) 49  
 Unsing, Kfm. C. 37

Varnhagen v. Ense 69 f., 74, 76, 80  
 v. Veltheim, Albert Graf 86, 89  
 Vogel v. Vogelstein, C., Maler 69  
 Volger, Otto gen. Senckenberg 76  
 Voltaire 74  
 Vulpius, Wolfig. 77

Waagen, Gust. Friedr. 15, 17  
 Wach, Karl Wilh., Historienmaler 68  
 Wackernagel, Phil. 14  
 Wätzold, Wilh. 15  
 Wagner, Herm., Geograph 99  
 Wagner, Richard 64  
 Wahl, Hans 75  
 Wahl, Lohgerber B. 90  
 Wahnschaffe, Felix 84  
 Waldeck, Benedikt Franz Leo, Ob.-Tribunalsrat 15

Wallner, Agnes 54 ff.  
 Wallner, Franz 54 ff.  
 Wallner, Franz (Sohn d. vor.) 61  
 v. Wangenheim, Fam. 15  
 Wauer, Hugo 55  
 Wedigen, Joh., Bm. C. 29, 40  
 Wegener, Ernestine, Schausp. B. 63  
 Weirauch, Friedr. Aug., Schausp. 58, 60, 62, 64  
 Weiß, Ferd., Maler 68  
 Weißwang, Kämmerer L'au. 48 ff.  
 Welk, Ehm 54  
 Wentzel, Legationsrat 101  
 Werkenthin, Theaterdiener 56  
 Werner, Joh., Buchhdl. C. 30  
 Wichmann, Erzbischof v. Magdeburg 7  
 Wichmann, Auguste Franzisca Amalie geb. Feilner 68  
 Wichmann, Hermann, Musikdirektor 68 ff.  
 Wichmann, Ludw., Bildh. 68  
 Wienburg, Ludw. 16  
 v. Wildenbruch, Ernst 18, 44 f.  
 Wilhelm I., Kaiser 56  
 Wilhelm v. Preußen, Prinzessin 77  
 Wilhelm, Graf v. Schwerin 80  
 Willich, Martin, Kaplan 30  
 Willichius, Jodocus, Prof. in Frankfurt 44

Willigke, Daniel, Kanzleischreiber 40  
 Wolt, Mauregeselle L'au. 47 f., 53  
 Wolt, Amalie, Schausp. 67  
 Wollsohn, Wilh. 99  
 Wollrahe, Amalie, Schausp. 62  
 Woltersdorf, Theaterdir. 62  
 Wrangel, Feldmarschall 51 f., 64, 71  
 v. Wunsch, Gen.-Maj. 91  
 Wutk, Tischlerstr. L'au. 46 f.

York, General 16

Zahn, Wilh. 86, 89  
 Zappe, Buchbinder u. Pantoffelmacher L'au. 47, 49, 51, 53 f.  
 v. Zedlitz, Pol.-Präs. 64  
 Zelter, Friedrich 44, 68 ff., 72, 76 ff.  
 Zimmermann, Hans, Glockentretter B. 35  
 Zimmermann geb. Palis, Geh. Rätin 68  
 Zoch, Einw. L'au. 54  
 Zöllner, Emilie 99  
 Zöllner, Karl, Sekr. d. Akad. d. Künste 97, 99  
 Zwingli 28  
 v. Zychlinski, Franz, Gen. 19

## Ortsverzeichnis

Abendrotsee 83  
 Alte Mühle b. Buckow 83  
 Altenhausen (Haldensleben) 86  
 Altmark 86 ff.  
 Alt Zauche (Lübben) 47  
 Angermünde 38, 89  
 Anklam 92  
 Arneburg 87  
 Ballenstedt (Osterburg) 87  
 Badel (Kalbe) 87  
 Balsamgau 86 ff.  
 Baltische Phase 84  
 Bamme (Rathenow) 89  
 Barby/Elbe (Schönebeck) 87  
 Barnim, Land 81, 100  
 Bauernsee bei Kagel 82  
 Bellingen (Tangerhütte) 87  
 Berlin:  
 Akademie d. Künste 20, 66 f., 69 f., 72  
 Aufstand 1448 27, 44  
 Dom 32, 42 f.  
 Franzosen in Berlin 14  
 Geheimer Rat 28, 43  
 Geograph. Gesellschaft 97  
 Gewerbeschule 14  
 Glienicke, Schloß 67  
 Kladderadatsch 56, 60, 64  
 Krollsches Etablissement 62  
 Porzellan-Manufaktur 70  
 Schöneberg 33, 35, 63  
 Spandau 23 ff., 38, 41 ff., 100  
 Theater 54 ff.  
 Tiergarten 67  
 Tumult 1615 27 ff.  
 Tunnel über d. Spree 14 ff.  
 Bernau bei Berlin 25, 38, 87  
 Biesenbrow (Angermünde) 87, 89  
 Biesenthal 100  
 Blumenthal 100  
 Bodenteich (Hann.) 87  
 Bollersdorf (Märk. Schweiz) 83 ff.  
 Bornstädt b. Potsdam 68  
 Brandenburg 23, 38  
 Braunschweig 23, 25, 27

Bremeshe b. Stendal W.F.M. 88  
 Breslau 69, 89  
 Brieselang 100  
 Brüssow (Pasewalk) 93  
 Brundorpe b. Haldensleben W.F.M. 88  
 Buckow (Märk. Schweiz) 81 ff.  
 Byhleguhre (Lübben) 54  
 Calau 45, 52 f.  
 Charlottenhof b. Potsdam 69  
 Chorin 29  
 Cottbus 45 f., 53 f.  
 Däbersee (Seelow) 83, 86  
 Dahmsdorf-Müncheberg 84, 86  
 Dahrenstedt (Stendal) 87 f.  
 Dahrenstedt (Letzl. Heide) W. F. M. 87  
 Damm-Mühle b. Karlsdorf 83  
 Deutsch-Kalbau b. Tangermünde 86, 88  
 Dobberzin (Angermünde) 89  
 Döbbelin (Stendal) 87  
 Dolgensee 83  
 Drehna (Luckau) 52  
 Dubrau (Calau) 46  
 Düsedau (Osterburg) 87  
 Eberswalde 93  
 Eichendorfer Mühle (Seelow) 83  
 Elbe 81 f.  
 Ellersell 86  
 Elversdorf b. Tangermünde 88  
 Engersen (Kalbe/Milde) 88  
 Finow, Fluß 86, 100  
 Finsterwalde 45  
 Fläming 84  
 Forst (Lausitz) 45 f.  
 Frankfurt (Oder) 28, 38, 41, 43 f., 49 ff., 83, 86, 90, 100  
 Freienwalde 82, 84  
 Friedersdorf (Seelow) 52 f.  
 Friedland 83  
 Fürstenwalde 24, 27, 38, 68  
 Gardelegen 87  
 Griepensee b. Buckow 83

Grimnitz, Jagdschloß 30  
 Groß Beuchow (Calau) 46  
 Guben 45 f., 54  
 Güstebiese (Freienw.) 100  
 Hämerten (Stendal) 87  
 Halle 25  
 Hangelsberg (Fürstenw.) 82  
 Haussee (Strausberg) 86  
 Havel 81, 100  
 Heeren (Stendal) 87  
 Heidekrug (Seelow) 82  
 Helmstedt 86, 88  
 Hohensaaten (Freienw.) 100  
 Ingersleben 86  
 Insel (Stendal) 88 f.  
 Ipse b. Gardelegen 87  
 Jägerndorf 43  
 Joachimsthal 43  
 Judendicktenberg 83 ff.  
 Jülich 28 ff.  
 Jüterbog 84  
 Kagel (Fürstenw.) 86  
 Kalbau b. Tangermünde 86  
 Karlsdorf b. Buckow 83, 86  
 Kesselsee 83  
 Kienbaum (Fürstenw.) 82 f.  
 Kietzer See 83  
 Klein Wall 82  
 Klobichsee, Gr. 83 ff.  
 Klostersee b. Friedland 83  
 Krimnitz (Calau) 52  
 Krossen 93  
 Krugberg b. Buckow 82, 84  
 Künkendorf (Angerm.) 89  
 Küstrin 31, 40, 42 f., 83  
 Lamen W.F.M. 86 ff.  
 Langer Grund 83 ff.  
 Lapnower Mühle 83  
 Lebus, Land 81  
 Lehde (Calau) 47 f., 51  
 Lenzen 8  
 Letschin (Seelow) 14  
 Lettinsee 83

Letzlingen 86  
 Levemade 86  
 Liebenberger See u. Mühle 82  
 Lindow, Kloster (Neuruppin) 101  
 Lippstadt i. W. 23 f., 27  
 Lößnitz 81 ff.  
 Lorenzfeld b. Tangermünde 86 ff.  
 Luckau 53  
 Luckenwalde 7  
 Lübben 52 f.  
 Lübbenau 45 ff.  
 Luisenberg b. Buckow 83 f.  
 Magdeburg 84  
 Markgrafenstein b. Rauen 68  
 Maxsee 82, 86  
 Menz 100  
 Mittenwalde 33, 38  
 Mittelwerder b. Möringen (Stendal) 87  
 Möllenbeck (Stendal) 87  
 Möllensee 82  
 Möringen (Stendal) 87  
 Müllrose 82 f.  
 Müncheberg 82  
 Nadrensee (Pasewalk) 87  
 Neuenburg 101 f.  
 Neuendorf, Kloster (Gardelegen) 88 f.  
 Neuglowsow (Gransee) 101  
 Niederlausitz 45 ff.  
 Nipps b. Stendal W.F.M. 88  
 Obersdorf (Strausberg) 86  
 Oder 81 ff., 100  
 Oderberg 83  
 Oderbruch 83 ff.  
 Ossemoor 86  
 Osterburg 86 f.  
 Panke, Fl. 86  
 Pasewalk 91  
 Pförten (Sorau) 46  
 Potsdam 69, 72, 100  
 Prenzlau 38, 89 ff.  
 Prenden 100

Prötzel (Strausberg) 82	Schmargendorf (Angerm.) 89	Strasburg (Um) 91, 93	Wabrenze W. F. M. 86 ff.
Quartschen, Komturhof 42	Seese (Calau) 46	Tangermünde 31, 38, 86 ff.	Wald Sieversdorf (Strausberg) 82 ff.
Rauen (Fürstenw.) 68	Seppin b. Schwarzlosen W. F. M. 88	Tasdorf 40	Warthe 82 f.
Rotes Luch 81 ff.	Sophienfließ 83	Templin 91, 93	Weichsel 82
Rügen 84	Sperlingsdorf b. Osterburg	Tilsele (Thisele) W. F. M. 87, 89	Weerneuchen (Bernau) 87
Ruppin 100 f.	W. F. M. 87	Torgau 28	Windberge (Tangerhütte) 87 f.
Schermützelsee 84, 86	Spree 44, 81, 100	Tornowsee 83, 86	Wismar (Strasburg Um) 87, 89
Schlagenthinsee, Gr. 86	Spreewald 45 ff.	Treuenbrietzen 38	Wittenberg 28, 30 f., 33, 79, 84
Schwarzer See 83 f.	Spremburg 24, 45	Uckermark 44	Wittfstock (Dosse) 24 f., 27
Schwarzholz (Osterburg) 87 ff.	Stechlin 100 f.	Ünglingen (Stendal) 87	Wriezen 38, 83, 100
Schwarzlosen (Tangerhütte) 87	Stendal 23, 31, 45, 87 f.	Vetschau (Calau) 52	Zerkwitz (Calau) 52
Schwedt (Oder) 83, 89, 91, 93	Stettin 92 f.	Vierraden 91	Zinna, Kloster 7
	Stobber, Fluß 81 ff.		
	Storbeck (Osterburg) 87		
	Stotthof b. Lübbenau 47, 51		

### Ergänzung zu Seite 10

„Veröffentlichungen von Univ.-Prof Dr. Willy Hoppe“

17 a. Stadtplan, Stadtbild und Stadtgeschichte. Mitt. d. Vereinigung brandenbg. Museen  
Nr. 8/9 Sept. 1920 S. 3 f

# Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte

Herausgegeben im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg e. V.  
von Martin Henning und Dr. Heinz Gebhardt  
Din A 4, zweispaltig, kartoniert und bebildert

- 1950** Inhalt: Stadtrat W. May: Zum Geleit / H. Lucke: Theodor Fontane — ein Vermächtnis / Dr. H. Fricke: Fontanes Bild berlinisch-brandenburgische Dichtung / Dr. E. Faden: Berlin Hauptstadt — seit wann und wodurch? / A. Ludewig: Die Askanierhofburg Spandau (mit 2 Skizzen) / Dr. J. Seeger: Gemälde im Jagdschloß Grunewald (mit 4 Abbildungen) / G. Michel: Auf dem Wege zu einer Grabstättenbildkartei für Berlin und die Mark Brandenburg (mit 6 Abbildungen) / B. Stephan: Der Hermsdorfer Milow, seine Familie und seine Zeit / Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Luther und die Mark Brandenburg / Dr. E. Schwarz: Die Kolandbruderschaft in Prenzlau / Der Neuruppiner Kalend (Urkunde von 1391) / H. Methling: Schifffahrt auf der Ucker / M. Henning: Vom Wanderbericht zum Jahrbuch / Bücherschau / Namensverzeichnis
- 1951** Dr. G. Stein: Berlins Stadtmauer (mit 4 Abbildungen) / E. B. Zornemann: Berlin im Leben und Werk Wilhelm Raabes / G. Schacht, geb. Mengel: Meine Erinnerungen an Theodor Fontane / Dr. M. Krammer: Aus Theodor Fontanes Jugendland / Dr. H. Fricke: Dobbertin. Eine erhalten gebliebene Fontanestätte / Dr. B. Schulze: Der Anteil der Zisterzienser an der ostdeutschen Kolonisation, besonders in Brandenburg / Univ.-Prof. Dr. W. Hoppe: Biesenthal. Zur askanischen Besitzergreifung des Barnim (mit 2 Skizzen) / H. Methling: Das Wunderblut zu Wilsnack / Dr. E. Schwartz: Beiträge zur Geschichte der Reformation in der Mark Brandenburg / I. Das Ausscheiden der nördlichen Uckermark aus der Diözese des Bistums Kammin / II. Der Prozeß des Prenzlauer Kalands gegen Dorothea Sander (1337 — 1343) / M. Krügel: Buckow in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (mit 3 Abbildungen und 3 Skizzen) / Dr. G. Klünder: Die Zauche und ihre Pfarreien bis 1600 / Prof. Dr. H. Mitgau: Alt-Fankfurter Studententrachten (mit 4 Abbildungen) / Bücherschau / Personen-, Sach- und Ortsverzeichnis
- 1952** Dr. B. Schulze: 200 Jahre staatlicher Verwaltungsbezirk Berlin (1 Karte) / Dr. H. Fricke: Louis Vogel, Kleists Freund im alten Landeshause der Kurmark / E. B. Zornemann: Brückenbauer zwischen Stadt und Land — Dem Berliner Heinrich Sohnrey zum Gedächtnis (1 Bild) / Beiträge zur Baugeschichte Dahlems. 1. Dipl.-Ing. U. Stroschein, Das Gutshaus (3 Abb. und 6 Skizzen) 2. Dr. H. E. Pappenheim: Das Rätsel der Dahlemer Dorfaue (3 Zeichn. und 1 Abb.) / Dr. H. Kügler: Gräbers Berliner Volkstheater. Mit einem Anhang: Wer war Pietsch? / Dr. G. Stein: Burg Liebenwalde in der Mark (5 Abb. und 1 Skizze) / H. Hohn: Karl Ernst Albrecht Kunth. Zur Lebensgeschichte des Berliner Geologen (2 Abb. und 1 Karte) / M. Krügel: Buckow als Mediastadt. Ein Beitrag zur 700-Jahrfeier 1953 (2 Abb. und 1 Karte) / Bücherschau / Aus dem Leben unserer Vereinigung / Personen- und Sachverzeichnis, Ortsverzeichnis
- 1953** Dr. J. Schmidt: Die steinerne Chronik am Rathaus von Berlin / F. Raede: Das „Graue Kloster“ / Dr. H. Fricke: JEAN PAULS Berliner Abenteuer / Dr. C. Meyer: Aus den Akten der alten preußischen Theaterzensur / Dr. H. Kügler: Fischerstechen und Halloren / Dr. H. E. Pappenheim: Karten und Vermessungswesen im Schaffen Theodor Fontanes / Dr. G. Stein: Zur Baugeschichte der askanischen Burg Spandau / Dr. E. Schwartz: Die Gilden der Gewandschneider, der Krämer und der Höker in Prenzlau / Prof. Lic. Dr. W. Delius: Peter Gustav Schweitzer, Oberprediger zu Kremmen / M. Krügel: Buckow, Kämpfe um die Selbstverwaltung / Dr. R. Lehmann: Niederlausitzer Ständevertreter im preußischen Hauptquartier im Dezember 1762 / Bücherschau / Aus dem Leben der Vereinigung / Personen- und Sachverzeichnis, Ortsverzeichnis

**Schriften 1** W. Wohlberedt, Grabstätten bekannter und berühmter Persönlichkeiten in Groß-Berlin und Potsdam mit Umgebung. IV. Teil

**Schriften 2** W. Wohlberedt, Grabstätten bekannter und berühmter Persönlichkeiten in Groß-Berlin und Potsdam mit Umgebung I. Teil (Neudruck!)

## Märkischer Wandergruß. Beiträge zur Landesgeschichte.

Herausgegeben von Dr. Heinz Gebhardt (1951)

Wertvolle Arbeiten von E. Dux, Dr. E. Faden, Dr. M. Krammer, M. Krügel, Dr. H. Kügler, A. Ludewig, H. Methling, W. Schmidt, Dr. B. Schulze, Prof. Dr. F. Solger, B. Stephan.

### Fast vergriffen!

Auslieferung: Fontane-Buchhandlung Dora Pohlmann, Berlin-Neukölln, Hermannstr. 54

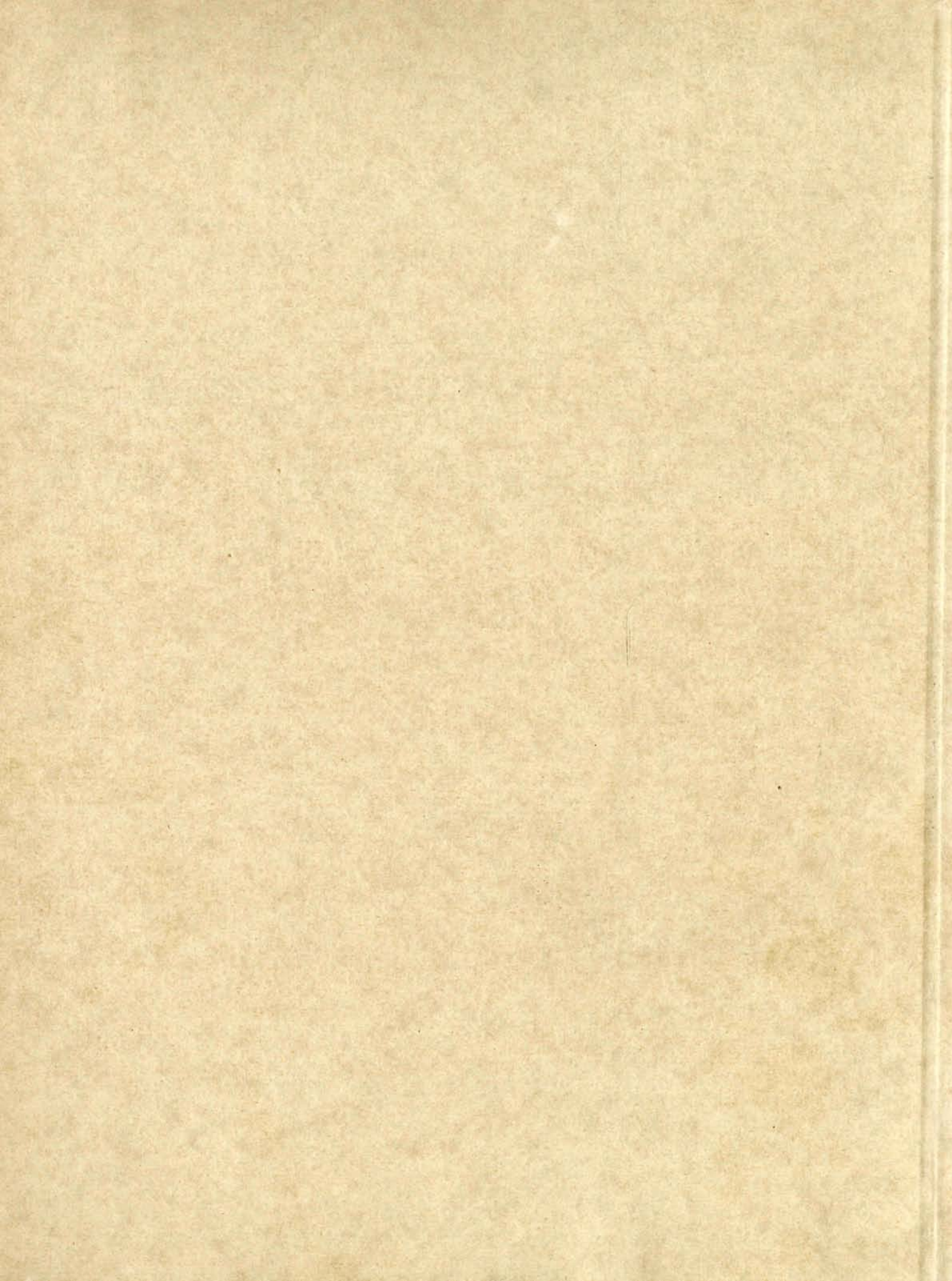
Es kosten die Jahrbücher je 4,50 DM  
der Märkische Wandergruß 3,— DM  
Schriften 1 2,75 DM  
Schriften 2 4,— DM



KARL SALOMO

Berlin-Neukölln

800 Expl. / Dez. 1954





[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)